Erzählungen und Bilder

aus dem

Volksleben der Schweiz

von

Jeremias Gotthelf.

Erster Band.

Berlin, 1850.
Verlag von Julius Springer.

Inhalt
des ersten Bandes.

Servaz und Pankraz.

Hell drang eine freundliche Maimorgensonne in ein heimelig Stübchen und traf eines rosigen Mädchens geschlossene Augen; dasselbe schlummerte süß in reinlichem Bettchen. Der Sonnenstrahl traf des Mädchens Auge, wie er den Schoos der Erde trifft. Die Wimpern zuckten, Leben begann sich zu regen in allen Zügen, die Augen öffneten sich langsam und trunken sahen sie um sich. Da flog plötzlich ein hohes Roth über's liebliche Gesicht, mit einem Satze sprang das schlanke Mädchen aus dem Bette, hüllte flüchtig die schönen Glieder in leichte Gewänder und stürzte zur Thüre hinaus.

Draußen lag ein schöner Garten, nebenan eine mächtige Pflanzung für's Haus, ringsum Bäume, große und kleine, in malerischem Gemisch. Aber traurig sah Alles aus, und Thränen rollten dem Mädchen über die Backen, als es unter die Hausthüre trat, vor welcher der Garten lag. Wo die Sonne nicht hinkam, da lag es schneeig weiß, wo sie aber auffiel, da begannen einige Pflanzen zu welken, schwarz sich zu färben und die Blüthen an den Bäumen sahen aus, als ob sie in heißem Wasser gebrüht worden wären. Mit einem Blick übersah das Mädchen das geschehene Unglück, sein Herz war nicht groß genug, es allein zu tragen, dahin war seine ganze Frühlingsmühe, dahin seine Sommerfreuden, ein öder Herbst ohne Pflaumen und Birnen stand vor seinen

Augen. Es flog einem Stübchen zu, riß die Thüre auf und rief in ängstlichen Tönen, wie sie dem Menschen so gerne entrinnen in großem Leid und wenn das Haus brennt über'm Kopfe: „Mutter, Mutter, es hat einen Reif gegeben, Alles ist gefroren, und jetzt scheint noch die Sonne darauf." Fast eben so rasch als die Tochter erhob sich die Mutter, während sie den weiten Nachtrock umwarf und mit der Nachthaube sich nicht viele Mühe gab, ließ sie die beiden Mägde wecken, eilte hinaus, ließ begießen, decken, vor der Sonne schirmen, und jammerte in allem Thun fort und fort: „Ach, daß wir das doch nicht gedacht, warum deckten wir gestern nicht! aber kein Mensch glaubte, daß es Glanz werde und noch so kalt dazu! Die Bohnen hätten wir retten können, das Obst im Garten und so manche schöne Blume; jetzt ist Alles hin, ach wie ein traurig Jahr wird dieses werden, keinen Tritt mag ich in Garten thun das ganze Jahr!"

Trübselig saßen sie bald darauf beim Kaffee, aber weder Mutter noch Tochter schmeckte er, in lautem Jammer ergoß sich fort und fort die Mutter, in stillem saß die Tochter da, das Weinen immer zuvorderst. Da trat der Vater hinein, erst spät war er gestern nach Hause gekommen, daher dießmal nicht der Erste wach im Hause. Trübselig bot man ihm einen guten Morgen, die Tochter brachte ihm nicht Feuer für die Pfeife, die Mutter schenkte ihm nicht Kaffee ein, aber Beide frugen ihn, ob er den Reif gesehen, erzählten ihm, wie Alles aussehe draußen, wie die Bäume dahin seien und alles Gartenzeug und im Plätz Bohnen und Erdäpfel. O wer nicht auf dem Lande lebt oder lebte, weiß nicht, was für eine Trübseligkeit ein solcher Kapitalreif ins Landleben bringt. Es ist nicht der Schade, an den man denkt, sondern untergegangen sind tausend Freuden und ein öder Sommer steht vor der Thüre. Einer rechten Landfrau

wird jeder Frühling gleich als wie ein eigen Kind geboren, mit all seinen Mühen, Freuden, Hoffnungen; sie freuet sich seiner, sie pfleget es, und wenn der Frühling zum Herbste geworden, so tödtet sie sich halb, seine Früchte zu sammeln, zu bergen und zu schirmen. Geht er aber im Reife unter, so ist's ihr, als sterbe ihr ein Kind, und lange, lange, bis ein andrer kommt, tönen ihre Seufzer ihm nach. Dem rechten Mädchen ist er ein Bräutigam, ein reicher und herrlicher, und wenn solch ein Bräutigam einem Mädchen stirbt, was soll es da anders als jammern und wehklagen!

Als der Vater den Jammer hörte, sagte er, es thue ihm leid, daß er gestern so spät heimgekommen, er hätte einen Reif erwartet, aber geglaubt, die ängstliche Mutter werde jede nöthige Vorsorge getroffen haben. „Ach, kein Mensch erwartete gestern Abend einen Reif," antwortete die Mutter. „War es ja nicht Glanz und zog der Wind, und kalt schien es mir nicht!" „Es war aber doch die Nacht auf Pankraz, und da ist nie zu trauen, je weniger es den Anschein hat, um so ärger wird es, und was der Pankraz übrig läßt, nimmt der Servaz weg," antwortete der Vater. „Das sind abscheuliche Manne," antwortete die Tochter; „was müssen das für Unfläthe gewesen sein bei ihrem Leben, daß sie noch nach ihrem Tode fast alle Jahre so viel Freude verderben und von allen Menschen verwünscht sein müssen."

Da machte der Vater ein ernst Gesicht und sagte: „Das waren mir allerdings Unfläthe im Leben, und wenn ihr wollt, so will ich euch erzählen, was die Sage von ihnen weiß."

„Wie du willst, Vater," sagte die Mutter, aber ihr Herz war anfangs doch nur bei den Bohnen und den Birnen, und das Zuhören ward ihr schwer.

„Vor uralten Zeiten, näher bestimmt die Sage die Zeit nicht," begann der Vater, „lebte in unserm Lande ein Mann, der reichste ringsum, und so lange man denken konnte, war so ein reicher nicht gewesen. Sein Land nahm kein Ende, und wie groß es war, wußte er selbsten nicht. Zu selber Zeit stopfete noch nicht auf jedem Ackerli ein Feldmesser herum. Seine Heerden waren zahllos, seine Kühe weit umher berühmt und von seinen Rossen sollen unsere Erlenbacher abstammen, die noch auf den heutigen Tag manches fürstliche Gespann zieren. Knechte und Mägde besaß er fast wie Abraham, und sein Haushalt war dem eines Fürsten gleich, mit dem Unterschied jedoch, daß er keine Schulden hatte und Alles baar bezahlte, was er kaufte.

Das Schönste aber von Allem, was er besaß und ihm auch das Liebste, waren zwei Töchterlein, Meieli hieß das eine, Röseli das andere. Schön waren sie wie der junge Tag und holdselig wie zwei Engelein. Wenn sie vor das Haus traten, so ward es den Menschen, als ginge die Sonne auf, als blühte der schönste Frühling auf. Golden ringelten sich die Haare um Meieli's Haupt, und Blumen des Himmels gleich blühten in seinem milden Gesichte die herrlichsten blauen Augen auf, während eine dunkle Lockenfülle über Röseli's Schultern wallte, und schwarz funkelten seine Augensterne. Aber welches Töchterlein das schönere sei, das liebere, das wußte der Vater nicht, darüber wurden die Menschen nicht einig. Und wie beide gleich schön waren, waren beide auch gleich an Tugend und Tüchtigkeit. Es war als ob Gottes besonderer Segen in ihren Händen sei, denn was sie berührten, ward gut und vollkommen; die Milch, welche sie ausrichteten, war die süßeste im Lande; das Brot, das sie kneteten, das kräftigste auf Erden; ihren Flachs schädigten die Erdflöhe nie, und wenn sie ihn spannen, war er der

schönsten gelben Seide gleich; und wie ihre Blumen blühten und dufteten, so schön blühten keine, so süß dufteten keine.

Sie waren der Armen Trost, die Engel der Kranken, der Mägde Vorbilder, die Heiligen der Knechte, und wenn sie in der Mitte ihres Hofes standen und in gläubigem Vertrauen die Thiere alle um sie sich schaarten, der Hengst mit stolzem Wiehern den hohen Hals beugte, ihr Liebkosen zu empfangen, die Taube girrend Futter suchte zu ihren Füßen, die Schafe neckisch ihre Köpfe an ihren Gestalten rieben, die Kühe tölpisch ihre Hände leckten, dann waren sie Göttinnen gleich, auf deren Huld und Spenden die Geschöpfe harrten. Wenn sie aber in goldenem Abendschein vor dem Hause zu den Füßen ihres Vaters saßen, ihm Rechenschaft gaben über ihr Tagewerk, ihn liebkoseten auf jegliche Weise, dann waren sie holde, liebliche Kinder, und dem Vater ward es, als werde größer und größer sein Herz, als müsse es zerspringen vor lauter Liebe, und heller schien der Mond zu scheinen und glänzender funkelten die Sterne.

Wo Blumen blühen, da kommen die Bienen her und suchen Honig, wo ein Licht erglänzt in dunkler Nacht, fliegen die Mücken herbei, tanzend um den hellen Schein, und wo Mädchen erblühen und schöne Augen erglänzen, da zieht es die Jünglinge von nahe und von ferne; den Honig suchen sie in der Blume, aber die Meisten finden nur ein Licht, das Lüsterne und Leichtsinnige zu Tode sengt.

Zwei Blumen waren die zwei Töchterlein, wie sie nirgends gefunden wurden; ihre Namen glänzten zwei Sonnen gleich, wer will zählen die Jünglinge alle, die kamen und Honig suchten, aber den Honig nicht fanden, sondern nur das Licht, das der Mücken Flügel versengt? Es mag sein, daß nicht Alle die Schönheit alleine zog, daß bei Manchen der Reichthum des Vaters das Meiste wog, aber damals

sah man auf den Reichthum weniger als jetzt, weil damals die Arbeit mehr galt als jetzt. Damals sollen Königsweiber gesponnen haben, und wären im Stande gewesen, ihr Brot zu verdienen, und jetzt meint jeder Pflartsch, zur Arbeit sei er zu vornehm, und so manches Schlärpli weiß nicht, wo die Nadel ihr Loch hat, ob oben oder unten. Und richtig ist's, wo man Nichts kann als visitle und hoffärtig sein und schmäderfräßig obendrein, da braucht man Geld; von der Hübschi*) allein vermag man nicht zu leben, keine Fliege vermag es, geschweige denn ein Mensch. So strömten von allen Seiten die jungen Bursche herbei, freiten nach Vermögen un d gafften nach Herzenslust, und den Vater freute dieses Freien und doch ward ihm angst und bange dabei. Denn je größer die Liebe zu Jemand wird, desto mehr wächst auch das Bangen um ihn; so freute es den Vater, wenn die Freier so schaarenweise herbeigeflogen kamen, wie es sonst nirgends erlebt worden, wenn sie um's Haus herumstanden, so hageldicht fast wie der Hanf in der Bäunde. Aber eben dann ward ihm auch angst um seine Töchterlein, angst, sie möchten Schaden leiden von diesen gierigen Freierschaaren, ein giftiger Wind möchte sie entblättern, eine unwürdige Hand dahin führen. Anders als der Vater hatten es die beiden Mädchen. Wie die Blümchen bewußtlos blühen, nicht wissen wie schön sie sind, wie süß sie riechen, sich weder bergen noch höher heben, es mag Niemand oder es mögen Viele auf sie sehen, so hatten es auch Röseli und Meieli. Heiter schafften sie ihr Tagewerk, freuten sich harmlos über jede Stunde, jede Gabe, welche Gott ihnen bescheerte. In ruhiger Unschuld wandelten sie unter ihren Freiern, thaten weder stolz noch spröde, wurden weder neckisch noch übermüthig. Wie

---

*) Schönheit.

die Sternlein ziehen am hohen Himmelsbogen in unwandelbarer Freundlichkeit, so wallten die Mädchen in ihres Lebens Frühling hinein.

Unter den Freiern waren zwei, die ragten über die andern empor, wie über die Fichten die Tanne ragt, über die Hagenbuchen die Eiche; Jörg und Marx hießen sie, Brüder waren sie nicht, aber nahe sich verwandt, und näher noch im Gemüthe als im Blute. Zwar waren sie auch von Außen sich ähnlich, gewaltig hoch, gewaltig in den Gliedern, Recken, wie sie schlafen in den Hünengräbern. Kampf war ihnen Lust, der Tod ihr Ehrenziel, kein Sterblicher hatte sich gefunden, der dem Einen oder dem Andern siegreich stand, wenn aber Beide zusammengestanden, dann hätte auch die zahlreichste Schaar sie nicht siegreich bestanden. Große Habe besaßen sie nicht, aber reich nährte sie Jagd und Kampf, und um den nächsten Tag brauchten sie sich nicht zu kümmern. Aber biedern Gemüthes waren sie, offen und unverstellt in Liebe und Haß, in Rache und Zorn. Wem sie sich ergaben, dem waren sie treu bis in den Tod, aber wen sie verfolgten, den verfolgten sie auch bis in den Tod. Ihre Haut war nicht weiß und roth, nicht zart, nicht glatt, in Wind und Wetter war sie rauh und verwettert, aber es war eine ehrliche Haut, sie barg nichts Heimtückisches, es war eine gute Haut, sie hatte sich gehärtet unter Blitz und Donner, unter Dolchen und Schwertern, was unter ihr verborgen war, war gut geborgen, bestand in Wind und Wettern, war sicher vor Dolch und Schwertern. Ihre Stimme tönte nicht wie Liebessäuseln, sie tönte wie der Donnner des Wasserfalles, die Herzen der Menschen erbebten, wenn sie erscholl, wie die Felsen zittern im Donner der Wasser; aber es war eine treue Stimme, wie sie es meinte, donnerte sie, und was sie gedonnert, das war wie eine Schrift in Stein, die nicht

verwittert. Wo sie erschienen, traten die Andern unwillkürlich zurück, es war, als ob sie in Allem vorangehen müßten, in jeglichem Spiele, in jeglichem Kampfe, zu jeglicher Thüre hinein.

Aber sonderbar war es, die Thüre, welche zu den Herzen der Mädchen führte, fanden diese Freier nicht, zu ihr hinein kamen sie nicht. Die Mädchen haßten sie nicht, sie zogen sie allen Andern vor, vertrauten ihnen unbedingt in jeglicher Gefahr. Und wenn Bär oder Wolf die Gegend unsicher machten, so waren sie ihre Begleiter in Feld und Wald. Oder wenn sie eines rechten Dienstes bedurften, so sprachen sie Jörg und Marx dafür an, wie die Schwester die Hülfe des Bruders sucht. Aber der Mädchen Herzen pochten nicht rascher, neues Leben zog nicht ein, in jungfräulicher Liebe erglühten sie nicht, für Liebesblicke blieben blind ihre Augen, für Liebesseufzer taub ihre Ohren, gebunden ruhte die gottselige Kraft der Liebe in ihren Herzen. Bei einem Vater aber ist es anders als bei seinen Töchtern. Bei'm Vater geht die Liebe nicht auf, sie ist bereits da, und was der Liebe entspricht, die da ist, das sucht er zu fesseln und zu behalten. Ihm waren die beiden wilden Jäger recht, sie liebten seine Mädchen und entführten sie ihm nicht, sie hatten keine Besitzthümer, die einer Herrin harrten, bei ihm allein hatten sie eine bleibende Stätte, mit ihnen gewann er zwei Söhne und verlor die zwei Töchter nicht.

Er vermochte es nicht, der üblichen väterlichen Winke sich zu enthalten, er deutete von Zeit zu Zeit verblümter und unverblümter an, daß Marx und Jörg ihm lieb wären als Tochtermänner. Aber die Mädchen faßten die Winke nicht, thaten verschämt vor dem Heirathen, wollten nie heirathen, ihr Lebtag beim Vater bleiben, priesen ihr Wohlsein und wie ihnen wohler nicht werden könne; kurz sie redeten,

wie Blinde von den Farben reden und Taube von den Tönen, redeten von der Liebe wie Mädchen, die noch nicht wissen, was Liebe ist.

Unterdessen waren Marx und Jörg voll guter Hoffnung. Da die Mädchen sie nicht flohen, sie allen Andern vorzogen, wie Brüdern ihnen vertrauten, so lebten sie süßen Wahnes voll, und meinten, das schöne Ziel werde ihnen nicht fehlen, aber gut Ding wolle gute Weile haben. Beide jung und wild, thaten mit der Heirath nicht nöthlich, freuten sich der Weile zu kühnen Wagnissen, und je länger sie warteten, um so mehr gewann kühnes Thun Macht über sie, und mit jeder kühnen That stieg der Wahn, es sei aber ein Stein aus dem Wege gewälzet, der zu der Mädchen Herzen führe.

Da geschah es einmal, daß eine weiße Kuh, der Mädchen Liebling, sich verlief im weiten Walde; groß war der Mädchen Jammer, und ungesäumt machten sie sich auf, sie zu suchen. Ungeheißen, wie oft, folgten ihnen Jörg und Marx, und gut war es. Denn kaum im Walde brach ein gewaltiges Bärenpaar hungrig von langem Winterschlaf aus dem Dickicht und stürzte sich auf die Schwestern. Diese waren nicht unbewehrt, hatten auf mancher kühnen Jagd sich kühn bewährt, aber dem unvermutheten Anfall des wüthenden Paares wären sie erlegen, wenn Jörg und Marx nicht rasch, als wären sie der Mädchen lebendige Schilder, sich vorgeworfen hätten. Alsbald fiel der Bär, und als die Bärin ihn todt sah, entlief sie in raschen Sprüngen, einen andern Bär zu suchen. Marx sandte seinen Speer ihr nach und traf sie wohl, denn alsbald begann sie zu hinken und zu bluten. Nun kam über die wilden Recken die Inbrunst der Jagd, alle ihre Gedanken versanken, sie vergaßen, war es Tag, war es Nacht, sie sahen Nichts mehr

als die fliehende Bärin blutend und hinkend, sie stürzten ihr nach wie vom Bogen der Pfeil fliegt, unwillkürlich, von eigenthümlicher Gewalt getrieben. Sie jagten hinter der Bärin her, aber erjagen konnten sie sie nicht, kein Speer traf sie mehr, keinen Schritt kamen sie näher dem schnaubenden Thiere, das dicht vor ihnen blutend und hinkend floh. Immer wilder jagten sie, und näher kamen sie dem Thiere nicht, aber weiter und weiter tosete die wilde, die wüthende Jagd.

Die Mädchen waren stehen geblieben im Walde, wo der Bär gefallen war, und harrten der Jäger, im Glauben an ein schnelles Ende der blutigen Jagd. Aber sie harrten umsonst, die Jäger kamen nicht, aber statt ihrer ein fürchterliches Gewitter, mit Blitz und Donner. Nacht ward es am Himmel, die Erde bebte, die Bäume brachen, fürchterlich heulten die wilden Thiere durch den Wald, in mächtigen Sprüngen schoß der wilde Ur vorüber, in hohen Bogen bögelte sich an ihnen vorbei die aufgeschreckte Schlange. Auch die Mädchen bebten und beteten, wußten nicht, sollten sie warten oder fliehen, denn gar oft ist das Fliehen einer Gefahr nichts Anderes, als ein muthwilliges Stürzen in Gefahren, und wo die Gefahr in hundert Gestalten uns umbraust, da rettet ein ruhig Warten uns am sichersten. Ueberhaupt sollten schöne Mädchen Gefahren, die zunächst von unserm Herrgott kommen, nicht fürchten. Menschen sind es, von denen die Gefahren kommen, die an Leib und Seele sie verderben. Rasch brauste das Gewitter vorüber, die wilden Thiere verkrochen sich wieder, nur hie und da harrte eines auf die Sonne, um sich zu trocknen, denn alsbald begann die Sonne wieder zu lächeln, spiegelte in glitzernden Tropfen tausendfach sich wieder und hoch am Himmel wölbte sich der hehre Gnadenbogen.

Da begann es auf's Neue sich zu bewegen im Walde,

zu rauschen im Gebüsche, neuer Schreck erfaßte die Schwestern, sie erwarteten ein neues Bärenpaar, ein sonstiges grausiges Waldthier, krampfhaft faßten sie ihre Wehr. Aber zwei Männergestalten wurden sichtbar tief im Gebüsch, weit hinten in den Bäumen. Jörg und Marx kehrten wieder von der wilden Jagd, meinten sie und freuten sich. Aber bald erkannten sie ihre Täuschung, neuer Schreck erfaßte sie, auf's Neue erhob zur Flucht sich ihr Fuß und doch floh er nicht, ein unnennbarer Zauber zog ihn wieder nieder, fesselte am Boden ihn fest. Das waren die wilden Recken nicht, die rauhen, mächtigen Gestalten, mit dem zottigen Gelocke auf den breiten Schultern. Aus dem wilden Walde, dem finstern Gebüsche drängten zwei wunderschöne Jünglinge sich, schlank und hoch, aber fein und zart, in schönen Locken lag ihr duftend Haar, ihre Gesichter erglänzten wie junges Morgenroth, so weich und glatt, als hätte nie ein rauher Abendwind sie gefühlt. Kostbare Gewänder umflogen ihre schönen Glieder, reiches Geschmeide verdunkelte die in der Sonne glitzernden Regentropfen, grüne Kränze schmückten ihre jugendlichen Häupter. Leichten Schrittes, aber mit ehrerbietigem Wesen nahten sie sich den bebenden Mädchen.

Diesen ging es wunderbar. Meieli und Röseli wollten immer noch fliehen, vermochten es aber immer weniger. Man liest vom Vögelein, wie ihm die Flügel gebunden werden, heiße Angst das Herz schnürt, jede Kraft ihm lähmt, wenn es in's Auge der Schlange schaut, die ihn's beschleicht, daß es vom Baume fällt, ihr zur wehrlosen Beute; so war auch der Mädchen Kraft gelähmt, ihre Blicke in die Blicke der Fremdlinge gebannt, Angst bebte durch ihre Glieder, Weh füllte ihr Herz, aber es war nicht das heiße Todesweh des armen Vögeleins, nicht die schwarze Angst, die das Herz ihm bricht noch ehe die Schlange es faßt, es war ein

süßes Weh, und wenn auch bang die Glieder bebten, das Auge brach nicht im Todesweh, es begann zu leuchten und zu funkeln, wie es nie geleuchtet, nie gefunkelt hatte. Auf wunderbarem Herde war eine Gluth entbrannt, und ihre Flammen schlugen hoch auf aus den Fenstern der Seele, und um den Herd herum regte es sich und ein neues, süßes Leben quoll auf, sie wußten nicht, hatte der Himmel sich in ihre Herzen gesenkt, oder waren die Seelen der Fremdlinge in ihre Seelen eingezogen und hatten einen eigenen Himmel mitgebracht. Wie ein Klingen aus andern Welten hörten sie die weichen, schönen Töne, in welcher die Jünglinge ihnen verkündigten, wie sie zwei Brüder seien, zwei Königssöhne, aus dem Lande Italien, wie sie durch die Erde zögen, Lust und Freude suchend, Lust und Freude spendend. Vor ihnen her sei eine wilde Jagd geflohen, sei das Unwetter zerstoben, Leben und Wonne sei in ihrem Geleite, sprosse aus ihren Fußtapfen und Pankratius und Servatius hießen sie. Aber was sie heute gefunden, sei noch nie ihnen bescheert worden, redeten sie weiter; Unsterbliche hätten sie auf ihren Pfaden nie getroffen, denn sie werden die Göttinnen des Waldes sein, oder Kinder des Himmels, die auf den Flügeln des Sturmes zur Erde gekommen, des Himmels Freuden auf Erden zu bringen.

Die holden Kinder fanden kaum die begegnende Rede, Kunde zu geben, wer sie seien, wie es ihnen ergangen, des Vaters Haus nicht im Himmel, sondern nicht ferne auf Erden sei. Doch mit der Rede wuchs der Muth, und sie boten den Fremdlingen ein gastlich Dach, luden sie in ihres Vaters Hütte, nach alter frommer Sitte, wo Gastfreundschaft noch heilige Pflicht war, die Reisenden aber auch nicht unverschämt in alle Häuser sich drängten.

Mit zierlichen Geberden dankten die Jünglinge und ge-

leiteten über den rauhen Boden die Mädchen dem väterlichen Gehöfe zu. Ein Traum schien ihnen dieser Gang, aber ein seliger, einen Augenblick nur schien er ihnen zu dauern und doch strömten tausend und tausend Bilder durch ihre Seele, und tausend Wogen süßer Lust schwollen auf und rauschten nieder, und wie eine zerfloß, kam voller und mächtiger eine andere daher gezogen.

Mit ihnen kehrte Freude ein ins Haus und festliche Tage begannen, die Stunden glichen Blumenkränzen, die Tage einem Blumengewinde, in welchen des Nachts Feen tanzten und Elfen ihre Reigen feierten.

Auch dem Vater hatten es die Jünglinge angethan, ihr fein und höfisch Wesen ihn ergriffen wie mit Zaubergewalt, ihre Worte glitten durch seine Ohren, wie Honig über die Zunge, Pracht und Reichthum in Kleidern und Kleinodien blendeten seine Augen, und daß sie Königssöhne seien aus dem Lande Italia, das betäubte ihn, sein Haus glaubte er durch ihre Einkehr geehrt, wie Abraham seine Hütte durch den Besuch der Männer Gottes. Das neue, reiche Leben, das aus den Augen seiner Kinder strahlte, die Wonne, die aus allen Bewegungen leuchtete, die rissen vollends sein Herz dahin. Und ehe wenige Tage um waren, waren Vater und Töchter gewonnen, keine Einrede ward beachtet, kein Kopfschütteln bemerkt, Jörg und Marx waren vergessen; die fremden Fante hatten den Sieg im Fluge gewonnen und eine Hochzeit ward gehalten, in deren Glanz das ganze Land wiederstrahlte und von der man redete von Kind auf Kindes Kind durch manches Geschlecht. Und wie die holden Kinder sich freuten, wie sie beide, Röseli und Meieli, glänzten in unbeschreiblicher Schönheit, wie sie sich selig priesen, als wäre der Himmel zu ihnen herabgestiegen, als hätte Gott sie beschenkt mit dem

Becher, in welchem nie vergeht die ewige Seligkeit, davon redete man noch lange.

Aber ein Tag wandelte Alles, und die Umwandlung war entsetzlich, und das war der Ehetag; es war die Scheide zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Himmel und Hölle, es war der Tag, welcher umwandelte die Liebhaber in Ehemänner und das war, als wenn ein schöner Schmetterling sich wandelte zur garstigen Raupe; ja es ist noch viel ärger, wenn holdselige Hochzeiter in ekelhafte Ehemänner sich umwandeln. Die glatten Mienen waren verschwunden, das süße Lächeln hatte aufgehört, die holden Worte klangen heiser, die schönen Augen schillerten grüngelblicht wieder, die heiße Liebe hatte in giftige Kälte sich verkehrt. Die zärtlichen Liebhaber waren boshafte Tyrannen geworden, die jede Freude haßten, jedes Lächeln tödteten, die feuchten Liebesblicke zu brennenden Thränen erstarren ließen. Dieser Wandel verwandelte auch die holdseligen Kinder, in wenigen Tagen kannte sie Niemand wieder, der Hauch der Jugend war dahin, durch die blasse Haut sah man des Todes knöcherne Hand, die nach ihren Herzen griff.

In Entsetzen sträubte sich des Vaters Haar, als er diesen Wandel sah, in verdoppelter Liebe suchte er das Uebel zu wenden, neues Leben seinen Kindern einzuflößen, zu Milde und der alten Liebenswürdigkeit die Ehemänner zu bringen, aber Alles umsonst. Wohl versuchten die Mädchen in Thränen zu lächeln, zeigten den Unholden die alte Liebe, dienten ihnen in aller Treue, suchten um des Vaters willen allen Gram zu bergen, Freudigkeit und Leben zu zeigen, aber sie hielten nicht aus. Servaz und Pankraz verhöhnten den Vater und trotzten ihm, wurden rauher, wilder gegen ihre Weiber, steigerten deren Pein in maßloser Grausamkeit, und in teuflischem Sinne schienen sie nur Freude zu haben, wenn ein

Lebensfunke nach dem andern den armen Weibern entwich. Immer näher trat diesen der Tod, immer sichtbarer ward seine knöcherne Hand an ihrem Herzen. Ein großer Schmerz füllte das Haus, Knechte und Mägde weinten, traurig gesenkten Hauptes drängte das Vieh sich zum Hause, füllte brüllend die Höfe.

Als der Vater das Welken der Töchter sah, so nahe ihren Tod, gedachte er mit Schmerzen an die vergessenen Marx und Jörg und ihre rauhe Biederkeit, verfluchte die glatte Gleisnerei, und ermannte sich endlich, rief seine Knechte, warf die Unholde aus dem Hause, jagte mit Hunden sie in den Wald zurück, woher sie gekommen waren. Aber, was geschehen war, war geschehen, gut zu machen war es nicht; die armen Weiber blühten nicht mehr auf zu den Blumen des Thales, sie blieben welk, verkümmerten jämmerlich, senkten ihre müden Häupter zum ersehnten Tode. Und als endlich nach manchem langen Tage Jörg und Marx wiederkehrten, schlummerten Beide in weißem Leichenhemde. Am Grabe der Schwestern stand der Vater und schrie um Rache, daß Fluch und Ruhelosigkeit die schnöden Trüger, die Mörder seiner Töchter verfolgen mögen von Ewigkeit zu Ewigkeit; so stand er fluchend, wild flogen um's alte Haupt die weißen Locken, hoch auf wogte in Zorn und Rache der schneeweiße Bart. Da war es ihm, als höre er durch das Wogen seiner Locken eine Stimme und die sprach zu ihm: »Warum, du Thor, schützte deine Erfahrung deine Kinder nicht, warum schützte dich das Alter vor Thorheit nicht, warum blendete Eitelkeit dir Augen und Ohren gegen die Wahrheit, und diese Blende ist des Truges Grund und Schutz, er bestünde ohne sie nicht in der Welt. Dich bethörte der Schein, die Haut hast du für das Herz genommen, Gleisnerei der Treuherzigkeit vorgezogen, in hohlem, hohem Wesen deiner

Kinder Glück gesucht. Das mußt du büßen, deiner Töchter Tod ist deine Buße; kein Fluch weckt Todte auf, kein Fluch wendet der Thorheit Folgen vom thörichten Haupte ab. Deine Tochtermänner wird ihr eigen Thun verschlingen, sie werden den Tod finden, wie ihn der Schnee in der Sonne findet, die Lüge in der Wahrheit; deiner Thorheit aber und ihrer Gleisnerei soll ein bleibend Denkmal gesetzet sein zur Warnung kommender Geschlechter, zur Rettung aufblühender Mädchen.

Wenn der Mai aufgeht in seiner Pracht, die Kinder des Mai's erblühen und knospen, die schönen Meieli und sinnigen Röschen, milde Wärme, laue Lüfte, der Sonne zärtlichste Blicke die Wangen der Erde röthen in wunderbarer Farbenpracht, da sollen aus dunkelm Hintergrunde, graulichte Namen für ewige Zeiten, Pankraz und Servaz kommen. Aus ihrem Munde soll der Schnee fliegen, hinter ihnen her der Reif gezogen kommen, die Wangen der Erde sollen erblassen, nahe treten der Tod den aufblühenden Maienkindern, den knospenden Röschen. So viele Jahre über die Erde wehen, so lange soll ein Jeglicher, dem ein Meielein blüht, ein Röschen knospt, zittern, wenn hinter freundlichen Frühlingswehen die graulichten Unholde, Servaz und Pankraz, gezogen kommen mit eisigem Hauche, den Tod im Gefolge. Und wenn sie kommen, soll kein Vater diese Geschichte vergessen, soll vor jedem Mädchen Meieli und Röseli schweben, die Blumen des Thales, die blassen Opfer süßer, holdseliger Gleisnerei, sollen panzern gegen Trug und äußerlichen Schein Sinn und Herzen, die Schale nicht für den Kern nehmen, eine schöne Haut nicht für eine gute Haut, eine glatte nicht für eine ehrliche, sollen nicht hintenansetzen hochtönenden, fremden Worten wohl bekannt heimisches Wesen, sollen flüchtige Speise der Eitelkeit nicht verwechseln mit des

Glückes sichern Grundlagen. All' dieses und viel Mehreres sollen denken Vater und Mädchen, wenn aus dunkelm Hintergrunde Servaz und Pankraz kommen. Aber Pankraz und Servaz sollen da stehen als Warnungssäulen, hervorragend über alle Völker, als Warnungssäulen vor jedem hohlen, süßen Fant, einheimischen und fremden, sollen mahnen und warnen, daß ein solcher Fant aus einem Liebhaber ein Ehemann wird, aus einem Schmetterling eine Raupe wird, wie aus einem Maientag ein Mördertag werden könne, der die Liebe zur eisigen Kälte, das Leben in den Tod verwandelt.«

Solche Rede rauschte durch des Alten weiße Locken, und als er sie gehört hatte, lag auch er eine Leiche auf dem Grabe seiner Töchter."

Als der Vater so gesprochen hatte, schlich still und trüb die Tochter der Thüre zu. Als sie draußen war, fragte langsam die Mutter: „Warum redest du da nur von einem Vater, hatten die Kinder keine Mutter?" Da sah der Vater in stillem Ernste zu der Mutter hin. Diese aber stand auf, trat zum Vater, küßte ihn auf die Stirne und große Thränen fielen auf dessen Stirne und versiegelten den Kuß. Dann gab sie ihm die Hand und ging der Tochter nach.

Wie Joggeli eine Frau sucht.

Ein ländliches Bild.

Im Bernbiet, aber ich sage nicht wo, liegt ein Bauernhof an sonnigem Rain. Birn- und Apfelbäume, mächtig wie Eichen, umkränzen ihn; Alleen von Kirschbäumen laufen von ihm aus nach allen Seiten, und fast so weit am Hügel das Auge reicht, breitet sich um denselben aus ein wunderschöner grüner Teppich, kostbarer als ihn ein König hat: hunderttausendpfündige Matten.

Unterm breiten Dache sprudelt ein prächtiger Brunnen, vor den blanken Fenstern stehn einige Blumenstöcke und ums ganze Haus herum ist es lauter Sonntag d. h. aufgeräumt und sauber; kein Strohhalm liegt herum, kein Spänchen ist zu sehen. Auf schöner grüner Bank sitzt ein schöner brauner Bursche, schaut nachdenklich hinauf in die dunklen Wälder, die am jenseitigen Hügel liegen, und langsam, schwermüthig steigt zuweilen ein Tabakswölkchen aus seiner fast erlöschenden Pfeife.

Es ist Joggeli, der reiche, ledige Besitzer des schönen Hofes. Seine Mutter ist ihm jüngst gestorben, die so trefflich ihm die Wirthschaft geführt, ihm so lieb gewesen war, daß er gar nicht heirathen wollte, obgleich ihm die Mutter alle Tage zusprach, eine Frau zu nehmen. Rechte Mütter haben nicht gern ledige Kinder, denken sich die Söhne nicht gern als alte Sünder.

Jetzt führen ihm Mägde die Haushaltung und schlecht genug. Seit seine Mutter gestorben war, legten seine Hühner

nicht mehr, wenigstens bekam er wenig Eier zu Gesicht, die Kühe gaben schlechtere Milch, er konnte immer weniger Butter verkaufen, und die Schweine sahen ihn aus ihrem Troge hervor mit verweinten Augen an, klagend über schlechtes Fressen, und doch hatte er nie so oft Korn für sie fassen müssen.

Noch nie war so wenig gemacht, gesponnen worden, er brauchte immer mehr Tagelöhner, und doch hatten die Mägde nie noch über so viele Arbeit sich beklagt, und nie so wenig Zeit gehabt, das zu thun, was er befahl. Die Ermahnungen der alten Mutter stiegen ihm immer mehr auf, er dachte immer ernstlicher ans Weiben, und je mehr er daran dachte, desto mehr grausete es ihm davor.

Joggeli war nicht etwa so ein Haushöck, der nie von Hause wegkam, die Mädchen nie anreden, höchstens ansehen durfte, sie nur vom Hörensagen kannte. Er war ein lustiger Bursche, in der weiten Umgegend kannte er alle Dirnen, und wenn irgendwo ein hübsches, reiches Mädchen unterwiesen wurde, so war er meist der Erste unter dessen Fenster. Aber Fenster ist noch nicht Heirathen, und das war, was ihm Kummer machte, und eben deßwegen, wie er meinte, weil er die Mädchen nur zu gut kannte.

Es sei nicht Alles Gold, was glänze, und die Mädchen zeigen den Burschen gewöhnlich nur das Glänzende, pflegte er zu sagen, und das zu sehen, was nicht glänze, werde meist erst dem Ehemann zu Theil. Dieses zu beweisen, wußte er Beispiele von Exempeln anzuführen, daß Einem fast schwarz vor den Augen wurde. Er wüßte wohl, sagte er, zu einer reichen und hübschen Frau zu kommen, aber er wolle auch eine freine*), fromme, fleißige, denn was hülfen ihm Schön=

*) Frein — gutmüthig.

heit und Geld, wenn Zanksucht dabei sei und Kupsucht*) und wie die Suchten alle heißen mögen? Ein zanksüchtig Mädchen gebe eine alte Hexe, sagte er, einem kupsüchtigen saure alle Milch im Keller und es kriege zuletzt ein Gesicht, gegen welches ein altes Judenkrös ein Prachtstück sei. Von einem geizigen Mädchen wolle er gar nicht reden, das werde ja zuletzt ein Geschöpf, gegen das der alte Drache auf der Gysnaufluh ein purer Engel sei. Nun sei aber das das Verflümeretste, daß man nie recht wissen könne, ob man eine Hexe, ein alt Judenkrös, oder den alten Drachen selbst ins Haus kriege, denn alle diese Gräuel seien meist schon im Mädchen eingepuppt hinter glatter Mädchenhaut verborgen, und gar oft mache das Mädchen vor dem Hause und hinter dem Hause und besonders im Wirthshause das zärtlichste Gesicht, dem im Hause der Drache fußlang aus den Augen sehe, und seine Krallen schon im Ankenhafen und in der Tischdrucke habe. Sobald ein Mannsgesicht über die Küchenthüre hineinsehe, fahre der Drache in seine Höhle, und während das Mädchen holdselig lächle, weze der Drache seine Krallen und denke: Warte nur bis ich dich habe, dann will ich dich! Auf das Berichten von anderen Leuten könne man sich auch nicht verlassen, am allerwenigsten Einer, der heirathen wolle. Von allen Seiten werde er angelogen. Man bezahle Leute, welche das Mädchen bis in den Himmel erheben sollen, und bezahle wiederum Leute, die es auszumachen hätten, als ob es in keinen Schuh gut wäre, und man mit ihm ein B'schüttiloch vergiften könne. Da möchte er doch wissen, wer so eine feine Nase hätte, daß er immer richtig unterscheiden könne, ob die Leute bezahlt seien um zu schelten, oder bezahlt zu loben, oder gar nicht bezahlt. Nun möchte

*) Kupen — schmollen.

er wohl eine Frau, allein so hineintrappen und einen Schuh voll herausnehmen, das doch auch nicht. Wie das aber zu vermeiden sei, es auszusinnen, habe ihn schon oft fast wirbelsinnig gemacht.

Wenn Joggeli, der doch zu Kilt gehen, und aus Pflanzplätzen und Allerlei sonst immerhin in etwas auf die Tüchtigkeit eines Mädchens schließen konnte, in solcher Verlegenheit war, in welcher muß da nicht ein Stadtherr sein, der die Stadtmädchen nur an Bällen, in Soireen, in der Komödie, oder in einem Conzerte sieht: der, er mag es machen wie er will, nur ihre Sonntagsgesichter erblickt, keine Arbeit von ihnen zu Gesicht bekommt, ja selten mehr ihre Hände ohne Handschuhe? —

Guter Rath ist meist sehr theuer, indessen kommt er auch über Nacht umsonst. Eines Morgens zwischen Heuet und Erndte, wo Bauerntöchter meist zu Hause waren, einige am Strümpfestopfen sich versuchten, andere dem Weber spuhlten, die dritten im Garten grupeten*), oder ums Haus herum fiselten, sagte er seinen Leuten: er wolle ins Luzernerbiet, um ein Roß aus. Dort seien weniger Tage im Jahre als hier, jeder Tag wenigstens zwei Stunden kürzer, daher werde weniger Geld verdient, daher alle Sachen dort wohlfeiler als bei uns; und wenn er schon acht Tage lang nicht wiederkomme, so sollten sie nicht Angst haben um ihn. —

Joggeli ging fort, doch sah man zur selben Zeit im Luzernerbiet keinen Joggeli, der nach Rossen gefragt hätte. Aber zur selben Zeit sah man durch das Bernbiet einen Kesselflicker ziehen, den man vorher und nachher nie wahrgenommen hat, und von dem man noch immer reden hört, obgleich seither wenigstens fünfzig Jahre verflossen sind. Es

---

*) Grupen — kauern.

war ein langer Bursche mit rußigem Gesicht, der das Handwerk noch nicht lange getrieben haben konnte, denn er war gar langsam dabei, und ungeschickt dazu, und wenn ein nur leicht verwickelter Fall vorkam, so wußte er sich nicht zu helfen.

Am meisten fiel bei ihm auf, daß er keine Regel hatte in seinen Forderungen und keine Ordnung im Arbeitsuchen. Er übersprang ganze Reihen Häuser, fragte bei keinem einzigen nach verlöcherten Pfannen, oder zerbrochenen Kacheln *), er strich ohne still zu stehen durch ganze Dörfer. Wiederum konnte er vor einem Hause, einem Hofe einen ganzen Tag leiern, ohne daß man eigentlich wußte was er that. Er stotzte **) in der Küche herum, schnausete ***) Alles aus, war Jedermann im Wege und ging am Ende Abends nicht einmal fort, sondern forderte noch ein Nachtlager. Er hatte alle Augenblicke Etwas nöthig, strich, um es zu fordern, den Töchtern des Hauses oder den Mägden nach, suchte mit ihnen zu wortwechseln, sie zu versäumen, und wo er über Nacht blieb, da erlaubte er sich gar unziemliche Dinge, und trieb es so weit, daß man fast glauben mußte, er versuche, wie viel es erleiden möge, ehe man Schläge kriege. Auch ließ er schon geheftete Kacheln aus der Hand fallen, daß sie in tausend Stücke sprangen, forderte unverschämten Lohn, branzte †) über die Menge der gemachten Arbeit — kurz er war der widerwärtigste Bengel, der je das Land durchstrichen hatte.

Deßwegen auch wurde er von manchem Hause wegge-

---

*) Kacheln — Schüsseln.
**) Stotzen — müßig umhergehen.
***) Schnausen — durchstöbern.
†) Branzen — zanken.

jagt mit Fluchen und Schelten. Ertaubete *) Bauern hetzten ihm die Hunde nach, und drohten mit Steinen und Stecken; erboste Bauerntöchter warfen ihm Kachelstücke nach, gaben ihm Titel, mit denen man einen Hund hätte räudig machen können, und schnitten ihm Gesichter, neben welchen der geschundene Kopf einer Kröte ein anmuthig Luegen war. Zu diesem Allem lachte der Kerli nur, gab spöttische Antworten, nannte die Bauern Muttestüpfer, die Töchter Zyberligränne, und wenn man ihm den geforderten Lohn nicht geben wollte, so sagte er wohl: Er begehre gar Nichts, einem solchen Lumpenbürli, der seiner Tochter nur kudrige Strumpfbändel vermöge und knöpfig Haarschnüre, sei er noch im Stande ein Paar Kreuzer zu schenken. Man kann denken, was ihm dann Alles nachfuhr auf solche Reden hin; aber als ob er das gerade so wollte, ging er lachend von dannen.

Hätte der Kesselflicker in unserer Zeit gelebt, und hätte er auch schreiben gekonnt, so würde er wahrscheinlich die Welt mit Reisebildern oder Wanderfahrten beschenkt haben.

So hatte er am dritten Tag seiner Wanderung ein großes Haus, das am Ende eines Dorfes lag, erreicht in vollem Laufe. Eine schwarze Wolke schwebte am Horizont und sandte flimmernden Regen herab in reichem Guſſe. Kaum hatte er sich geschüttelt unter breitem Dache, und seine leichte Boutique abgestellt, so kamen durch das Gras unter den Bäumen her andere Gestalten hergerannt mit Hauen auf den Schultern; Fürtücher die Mädchen über die Köpfe, die Schuhe in den Händen die Bursche, Alles dem breiten Dache zu: es war das Gesinde, welches zum Hause gehörte, und Erdäpfel gehacket hatte. Hinter ihnen drein sprang etwas unbehülflich eine zimperliche Gestalt, besser angezogen

*) Ertaubet — erzürnt.

als die Andern, aber eben nicht zu solchem Wettlauf eingerichtet. Als sie ankam, schäkerten bereits Knechte und Mägde mit einander, und ein dralles Mädchen schlug Sami, dem Melker, das nasse Fürtuch um den Kopf. Da zog Rösi, das zuletzt angelangte Mädchen, die Tochter des Hauses, ein gar schiefes Gesicht, warf Stüdi, dem drallen Mädchen, seine Haue und sein Fürtuch zu, hieß ihm beides abseits thun und that selbst zimperlich unter den Andern, und trippelte mit allerlei Geberden um die Knechte herum, und übte den eigenen Augenaufschlag und das Blinzen durch die Augenecken, welche beide zu Stadt und Land wohl bekannt sind. Endlich kam die Mutter unter die Thüre, eine lange hagere Frau mit spitzer Nase, und hieß die Tochter, statt da außen zu galpen *), sich trocken anzuziehen; sie wisse ja wohl, wie sie eine Leide **) sei, Nichts erleiden möge, und gleich auf dem Schragen liege.

Bei dieser Frau meldete sich auch der Bursche um Arbeit. Er erhielt zur Antwort: daß er warten müsse bis nach dem Essen, man hätte jetzt nicht Zeit ihm die Sachen zusammen zu suchen. Bescheidentlich fragte er, ob er nicht mitessen könne, er wolle sich gern vom Lohne abziehen lassen dafür. Man wolle ihm Etwas für use geben, hieß es. Er setzte sich vor die Küchenthüre, aber lange ging es, bis das Essen aufgetragen wurde, und noch länger, bis er Etwas kriegte. Bald fehlte eine Kachle, bald eine Kelle beim Anrichten; bald schrie die Frau: „Stüdi, weißt du, wo der Waschlumpen ist?" und bald: „Rösi, wo hast du den Schigore?" Und als sie schon Alle bei Tische saßen, schoß bald Eins in die Küche, bald Eins in den Keller, denn bald

*) Galpen — schäkern.
**) Leid — schwächlich.

fehlte Milch auf dem Tisch, dann war kein Brot vorhanden. Endlich brachte man auch ihm Etwas heraus, das eine Suppe sein sollte, aber aussah wie schmutziges Wasser, in dem ein Mehlsack ausgeschwenkt worden, ein aschgraues Gemüse, welches ehemals Schnitze gewesen, in himmelblauer Brühe schwimmend, und dazu ein Stücklein Brot, das von einem alten Wollhut, der lange in einem Krüschkasten *) gelegen, abgeschnitten schien. Er merkte sich das Essen wohl, aber aß es nicht, sah dagegen wie Röſi, als nur noch die Mutter in der Küche war, für sich köcherlete, und endlich ein verstrupftes Eiertätschchen **) zum Vorschein brachte, und in's hintere Stübchen spedirte, wie es sich darauf eine Zeit lang im Keller aufhielt, und mit einem verdächtigen Weingeruch herauf kam. Als Alle wieder in die nassen Erdäpfel gegangen, sogar die Mutter, der Vater aber, ein ehrlicher Schlirpi, irgendwo auf dem Ohr lag, sah er, wie Röſi, wahrscheinlich mit einem Restchen des Eiertätsches, in den Futtergang ging, wo der Melker Futter rüstete für die Rosse. Als die Promenade zu Ende war, setzte sich Röſi zu ihm auf die Bank, bohrte an einer Lismete mit ungewaschenen Fingern, und frägelte ihn allerlei aus, that wie ein Meisterlos, und hörte ohne Zucken alle Dinge, sie mochten sein wie sie wollten, die der Kesselflicker zu sagen beliebte.

Und dieses Röſi war das gleiche Mädchen, das so nett und aufgeputzt an Märkten und Musterungen erschien, so sittsam that, so mäßig sich betrug, vor einem Schluck Wein sich schüttelte, und vor jedem Blick eines Burschen sich verbergen zu wollen schien. Mit Gewalt mußte man es zum Tanzen zwingen, mit Gewalt zum Essen, mit Gewalt zum

*) Krüsch — Kleie.
**) Eiertätsch — Eierkuchen.

Reden; aber es hieß, daheim sei es gar werksam, gehe immer mit dem Volk auf's Feld und sei ohne allen Stolz und Hochmuth. Aber je mehr er Rösi ansah, desto mehr mißfiel es ihm und Alles um ihns herum. Nicht nur die Finger waren schmutzig, sondern Alles an ihm; um's Haus herum war es unaufgeräumt, in der Küche keine Ordnung, zu allen Kacheln, welche er heften sollte, fehlten Stücke. Es saß da bei ihm, sich offenbar gehen lassend, weil es ihn ohne Bedeutung meinte, und da war von Sittsamkeit Nichts zu sehen, es hatte ein beflecktes Inneres, Lust an wüsten Dingen, und stellte sich recht eigentlich dar als ein gemeines Ding, das nicht gern arbeitete, das daheim sich Alles erlaubt glaubte, wenn es nur im Wirthshause und auf der Straße sich anständig geberdete. Es klagte nebenbei so recht zimperlich über das Arbeiten, wie ihm das erleidet sei, Kopfweh und Krämpfe mache, und ein schönes Buch ihm das Liebste sei. Dazu schien es noch bösartig, stüpfte die Katze, neckte den Hund, und jagte die Tauben unter dem Dache weg. Es hätte in diesem lüsternen, lässigen, langweiligen Ding Niemand das schmucke, stille, ehrbare Mädchen erkannt, dem man recht gern nachsah beim Tanze oder still stand, wenn man es bei einem Krämer seine Einkäufe machen sah. Duldsam so lange sie allein waren, fing es, sobald am Abend das Haus sich wieder füllte, mit dem Kesselflicker zu zanken an, gab ihm schnöde Worte, und führte alle seine Arbeit aus. Da begann auch der Kesselflicker sein Spiel, höhnte das Töchterchen, hielt ihm den Melker vor, den Eiertätsch, sein sauberes Lismen, wo immer ein Letsch *) auf der Nadel sei und einer unter derselben, bis das Feuer ins Dach stieg, das Mädchen heulend Vater und Mutter klagte,

---

*) Letsch — Masche.

der Vater fluchte, die Mutter schimpfte, der Ringgi bellte, die Katze miaute, Alles lärmte, was da lärmen konnte — da zog der Kesselflicker lachend fürbaß.

Am Abend eines andern Tages schleppte er seine Bürde müde einem großen Hause zu, das in der Nebengasse eines Dorfes stand. Das Dach des Hauses war schlecht, der Misthaufen aber groß, viel Holz lag darum herum, aber nicht geordnet, ein Schweinstall stieß an den andern, einige Fürtücher und Hemden hingen am Gartenzaune, schwarz und rauchicht war es um die Hausthüre, voll Löcher der aus Lehm gestampfte Schopf*). Eine fluchende Stimme drang aus der Küche, und donnerte mit einem unsichtbaren Jemand, der wahrscheinlich Etwas zerbrochen hatte, und ihr nach kam ein stämmiges Mädchen, mit roth angelaufenem Gesicht, ungekämmt seit vergangenem Michelstag, zwei Säumelchtern in den Armen, in denen Adern schwollen, wie kreuzerige Seile, und auf Füßen, die letzten Samstag gewaschen worden, seither zwei Mal den Schweinen gemistet hatten und so breit waren, daß man die verhudelten Schuhe an denselben bequem als Kuchenschüsseln hätte gebrauchen können. Dieses Mädchen war in vollem Zorn, traf die Schweine beim Ausputzen ihres Troges mit dem mutzen Besen auf ihre Rüssel, daß sie krachten, fluchte mit ihnen, wie kein Kälberhändler es ärger hätte thun können, und schlug ihnen das Fressen in den Trog, daß es weit umher spritzte. Darauf die Hände nur nothdürftig im Brunnentroge schwenkend, rief es zum Essen, und hervor kamen allerlei Gestalten, die Wenigsten ihre Hände waschend, wie es doch bei jedem ehrbaren Bauernhause Sitte ist, und die es thaten, thaten es, als schonten sie dem, was sie aus den Ställen an den Händen mitgebracht.

---

*) Schopf — Schuppen.

Es war ein wüstes unordentliches Essen, an welchem der Keßler Theil nehmen konnte, unter dem Beding, umsonst zu heften, was er, während die Andern rüsteten, zu heften im Stande sei. Rohe Späße, Zoten, wurden alsobald flüssig; man schien damit das schlechte Essen würzen zu wollen. Marei, die Tochter, nahm herzhaft Theil daran, ohne irgend die geringste Scham, hatte aber nebenbei immer noch Zeit, Vater und Mutter zu widerreden: dem Erstern zu sagen, wann er zum letzten Male voll heim gekommen sei, und der Letztern vorzuhalten, sie hätte in den letzten drei Wochen nicht zwei Strangen Garn gesponnen; dann auch die Mägde zu schelten, und den Knechten wüst zu sagen, wenn sie an den zu beschneidenden Rüben die Rinde zu dick machten. Freilich mußte sie sich auch gefallen lassen, derbe Antworten zu hören, und besonders von den Knechten Worte anzunehmen, die doch sonst kein ehrbares Mädchen sich sagen läßt von Knechten; aber wie man thut, so hat man's auch.

Sein Lager war ihm im Stall angewiesen. Der war schmutzig, wie die Kühe darin, die Läger zu kurz und er in beständiger Gefahr, von einer Kuh mit ihrem Heimeligsten begossen zu werden. Im Hause war noch lange Lärm, es schien ihm auch Nachts keine Ordnung da zu sein, und Alle zu machen, was Jedem beliebe. Er war aber zu müde zu g'wundern. Am Morgen ward frühe Appell geschlagen, Niemanden mehr Ruhe gegönnt, es drehte das Volk vor Fünfe sich ums Haus herum, aber Niemand that doch eigentlich was Rechtes. Man mußte halt auf sein, damit es hieße: in dem und dem Hause gehe der Tanz schon vor Fünfe los, und z'Marei sei immer die Erste und die Letzte. Aber vor halb Achte konnte man doch nicht z'Morgen essen, und zwar eine Suppe ohne Schmalz und ohne Brot und Kraut, so lang, so hart, so trocken, daß man sich lange besinnen mußte,

ob das, was man hinunter schlucke, Geiselstecken seien oder wirkliche Krautstengel, und dazu machte die Marei Augen, mit denen man einen Hasenpfeffer hätte anmachen können.

Dem Keßler erleidete es bald da, am Kraut hatte er sich satt gegessen, und an der Tochter, diesem unsaubern Werkthier, satt gesehen. Daher, als sie ihm eine Milchkachle zum Heften brachte, sagte er ihr: diese werde sie doch nicht wollen heften lassen? sie säuerle ja, wie ein Sauerkrautfaß, in welchem dreijähriges Sauerkraut gewesen sei; wenn sie ihr Milchgeschirr nicht sauberer halte, so werde sie die Milch nicht lange gut haben, und nicht viel süßen Anken machen. Potz Wetter! da gings los, die Kachelstücke flogen ihm ins Gesicht, und als die verschossen waren, riß sie ihre Schuhe von den Füßen, schlug auf ihn los, wie der Drescher auf das Korn in der Tenne, und er hatte nie so Eile gehabt, sich wegzumachen, wenn er nicht geprügelt sein, oder allen Ernstes sich wehren wollte.

Da könne auch Einer einen Schuh voll herausnehmen, dachte der Bursche bei sich, als er das Haus im Rücken hatte. Das erstere Mädchen sei berühmt als gar sittsam, manierlich, das jedem Haus wohl anstehen würde, dieses aber als eine rechte Werkader, als eine angehende Bäuerin, wie es zu Berg und Thal keine geben werde, hätte die schönsten Schweine, wisse mit den Schweinehändlern am besten zu märten,*) dürfe Alles selbst anrühren, und der sei ein Glücklicher, der es erhaschen könne. Nun habe er beide gesehen, und es schaudere ihn, wenn er eins oder das andere haben müßte, und wenn er nur ein Kesselflicker wäre. Und es sei doch gut, dachte er, daß so ein Kesselflicker überall hingucken könne, wo sonst Niemand hinsehe, und daß man sich nicht

*) Handeln.

vor ihm in Acht nehme, und das Sonntagsgesicht vornehme, wenn so Einer im Hause sei, wie man es zu pflege, wenn Dorf*) komme oder wenn man z'Dorf gehe.

Gar auf Märkten und an Musterungen sei lauter Lug und Trug, nicht nur auf dem Kühmärit, sondern auch in Gast- und Tanzstuben, und wer da am meisten aufgezäumt erscheine und geschlecket bis z'hinderst, die sei zu Hause nicht selten die wüsteste Kosle, die es geben könne, und komme daher, daß man nicht wisse, was hinten, was vornen sein solle. Wer Marei und Rösi auf einem Märit gesehen, der hätte geglaubt, sie ständen jedem Bauernhause wohl an, wer sie aber zu Hause sehe, der müsse sagen, daß sie zu einem Bauernhof paßten, wie Haare in die Suppe, wie Wanzen in ein Bett, wie Essig zu einer gestoßenen Nidel**). „Ja," dachte er bei sich selbst: „wahr ist wahr, und mit den Mädchen ist es, nicht zusammengezählt und euer Ehren vorbehalten, wie mit den Kühen: was man auf dem Markt kauft, ist gewöhnlich daheim nur halb so viel werth, mit dem Unterschied, daß man von den einen wieder los kommen kann, wenn man Reukauf zahlt, von den andern dann meist weder Geld noch Seufzer Einem helfen."

Er war recht schwermüthig geworden und alle Arbeit war ihm verleidet. Er setzte sich in ein Wirthshaus, und tagdiebte da, spielte den Hudel, that als ob er kein Geld hätte, wollte seinen Keßlerkram verkaufen, fand aber keinen Käufer. Die Wirthstochter fesselte ihn auch nicht. Ihre Pantöffelchen gefielen ihm nicht, sie steckte ihm ihren Daumen zu tief ins Kraut, welches sie ihm auftrug, machte ihm ein gar zu mißvergnügt Gesicht, wenn sie einmal aufstehen

---

*) Dorf — Besuch.

**) Nidel — Rahm.

mußte, und gnepfte*) manchmal so bedenklich durch die Stube, als ob sie an jedem Fuße fünf Hühneraugen hätte.

Zeitig ging er zu Bette, brach früh auf, da eben die Sonne so klar und frisch zu scheinen begann. Da ward ihm wieder froh und leicht im Gemüthe, und er beschloß weiter zu wandern mit seinem Keßlerkram, den ihm Niemand hatte abkaufen wollen.

Einem Fußwege nach zog er einem schönen Bauernhofe zu; lustig umflatterten ihn früh erwachte Vögelein, abgefallene unreife Kirschen knitterten unter seinen Füßen, Spatzen jagten sich auf den hohen Bohnenstecken, zwei Bursche mähten, und zutrauliche Hühner pickten hinter ihnen auf den frisch gemähten Flecken die Würmer auf. Blank war das Haus, hell glitzerten die Fenster, ein freundlicher Garten lag vor demselben, und wohlbesorgte Blumen spendeten freigebig ihre reichen Düfte. Ein schlankes großes Mädchen, mit reinem Haar, reinem Hemd und Händen, saß auf der Thürschwelle, schnitt Brot ein, und hatte ein lustig brasselnd Feuer in der Küche; doch nicht das halbe Feuer draußen auf der Feuerplatte, sondern alles drinnen im Loch, wie es sich gehört. Rauh und trotzig frug er nach Arbeit. Wo Weibervolk sei, da sei immer Etwas zu heften oder zu flicken, fügte er bei. Das Mädchen antwortete: wenn er warten wolle, bis es angerichtet, so habe es ihm Arbeit genug. Da müßte er wohl viel Zeit versäumen, antwortete er, wenn er jedem Ziehfecken abwarten wolle, bis es ihm sich schicke. Das sei doch keine Manier, sagte das Mädchen, gleich so aufzubegehren, und wolle er nicht warten, so könne er gehen. Wolle er aber Verstand brauchen, so könne er seinethalb mit ihnen z'Morgen essen, während der Zeit wolle es ihm

*) Gnepfen — schwerfällig gehen.

Arbeit rüsten. Der Keßler blieb nicht ungern da, das Ganze hatte so eine Art, daß es ihn heimelete. Er zog daher seine Pfeifen in etwas ein, stellte seine Drucke*) ab, und setzte sich zu dem Volk an den Tisch. Es hatte Alles ein reinlich Ansehen und das Volk that manierlich, betete mit Andacht, und aus dem ganzen Benehmen sah man, daß da Gott und Meisterleute geehrt würden. Die Suppe war eben nicht überflüssig dick, aber gut, der Brei bräntete nicht, die Milch war nur leichtlich abgeblasen, das Brot nicht ohne Roggen, aber küstig und nicht hundertjährig.

Er saß noch nicht lange am Tische, so ließ er ein mächtiges halbes Brot in eine Milchkachel fallen, daß die Kachel in Scherben ging und rings am Tische Alles mit Milch überspritzt wurde. Hie und da hörte man ein Kraftwort, aber halb verdrückt; eine vorlaute Magd hieß ihn den ungattlichsten Hung, den sie noch gesehen. Anna Mareili aber, die Tochter, verzog keine Miene, hieß jene Magd mit ihr in den Keller kommen, und bald stand andere Milch und anderes Brot auf dem Tisch. Statt sich zu entschuldigen, stichelte der Keßler: im Länderbiet esse man weißeres Brot, dort würde solches nicht einmal von d'Gottswillen Leuten gegessen; Niemand antwortete ihm darauf.

Er pflanzte sich mit seiner Arbeit neben der Küchenthüre auf, von welchem Standpunkt aus er die Arbeit in Küche und Garten beobachten konnte. Er sah, wie Anna Mareili das Großmüetti (die Mutter war gestorben) an die Sonne führte, ihm mit aller Sorgfalt ein Kissen auf der Bank z'weglegte, und nie unwillig wurde, wenn das Großmüetti kärete**), bald hie aus bald da aus wollte, und be-

---

*) Drucke — Schachtel.

**) Kären — murren.

ständig das Großtöchterchen an Sachen mahnte, die längst abgethan waren, nach Art aller Großmüetteni, die meinen, an Dinge, welche sie ehemals abgethan, jetzt aber nicht mehr vollbringen können, denke kein Mensch mehr, sie blieben ungemacht, wenn sie nicht daran erinnerten. Er sah, wie der Aetti fort wollte, seine Strümpfe suchte, sie nirgends fand, und nun seine Tochter ausschimpfte, die sie ihm verlegt haben sollte. Ohne viel dagegen zu haben, half sie ihm geduldig dieselben suchen, und fand sie endlich versteckt hinter der Kutte, welche der Vater anzog, wenn er bei strubem Wetter wässern wollte. Dorthin hatte der Alte sie selbst versteckt am vergangenen Tanzsonntage, damit sein Sohn sie ihm nicht wegstipize, um auf dem Tanzboden damit zu glänzen. Das Mädchen gab sie dem Aetti ohne irgend eine Bemerkung, begleitete ihn freundlich einige Schritte weit, und bat ihn: er solle doch ja nicht zu streng laufen, und sich doch ordentlich Essen und Trinken gönnen, es wolle ihm schon mit etwas Warmen warten, bis er heim komme. Er hörte, wie es Bettelkindern Bescheid gab, die einen theilnehmend nach einem kranken Vater, einer kranken Mutter fragte, und etwas Passendes ihnen gab, wie es andere zurecht wies, zur Arbeit sie mahnte, Arbeit ihnen anbot, und sie dann sehr ernst abwies, wenn sie schnöden Bescheid gaben, und die Arbeit von der Hand wiesen. Er hörte, wie es Diensten Bescheid gab, kurz und deutlich jedem antwortete, oder Arbeit anwies, daß man sah, es wußte allenthalben in Feld und Haus, was gethan, was noch zu thun war. Bei dem Allen saß es nicht auf einem Throne oder einem Ruhbett, streckte die Füße lang von sich weg, und hatte im Schooße die Hände, sondern es war nie müßig, rüstete das Essen für eine ganze Menge Volk allein, erlas das Kraut beim Brunnen mit einer Sorgfalt, daß man ihm wohl ansah, es sei ihm nicht

gleichgültig, ob in demselben Schnecken blieben oder nicht. Aber es ging ihm Alles von der Hand wie gehert, und seine Füße liefen, wie auf Federn, blötschte*) nicht auf dem Boden, daß es ihm bei jedem Schritt die Nase bis über die Stirne hinauf sprengte, wie man hie und da Menschenstücke um Häuser blötschen sieht. Des Mittags war das Essen wieder proper und anständig, und doch führte er es aus, und sagte: am Schmalz im Kraut könnte wohl keine Fliege sich überschlucken. Das Mädchen, welches in der Abwesenheit des Vaters die Oberherrschaft führte, antwortete blos darauf: daheim könne er kochen lassen, wie er wolle, hier sei es so der Brauch, und wenn das ihm nicht recht sei, so brauche er ja nicht wieder zu kommen.

Nachmittags, als die Großmutter schlief, das Volk auf dem Felde war, ging er in die Küche, angeblich um die Pfeife anzuzünden, fing aber an zu spaßen, zu schätzeln, wollte das Mädchen oben einnehmen und küssen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elsaß sah, und dazu die Schwelle in Bern rauschen hörte, und vernahm den kurzen Befehl, er solle sich an seine Arbeit machen, damit sie endlich fertig werde. Dann ging das Mädchen zum Hundestall, band den Blaß los, der es in freudigen Sätzen umsprang, und sagte zu ihm: „Komm, du armer Hund du, ich will dich ablösen, aber dafür mußt du hübsch bei mir bleiben, und nicht wieder den Schafen nachlaufen, willst du?“ Und der Hund sah zu ihm auf, als ob er es verstünde, war ihm immer zur Seite, wohin es ging; legte sich ihm, wenn es arbeitete, zu den Füßen, und zeigte allemal die Zähne, wenn es beim Keßler vorbeiging, als ob er wüßte, wem er Respekt einzuflößen hätte.

---

*) Blötschen — schwerfällig auftreten.

Endlich, gegen Abend erst, brachte der Keßler Pfannen und Häfen in die Küche zurück und zuletzt auch einen Arm voll Kacheln. Als das Mädchen sie ihm abnehmen wollte, ließ er sie fallen, daß die Stücke weit in der Küche herum flogen, die Großmutter einen Schrei ausstieß, und ängstlich fragte: ob nicht die Kachelbank umgefallen sei? Der Bursche fluchte nur und sagte: an dem wolle er nicht schuldig sein, aber Eine, die so dumm und uwatlig*) thäte, hätte er noch nie angetroffen. Das Mädchen wurde hochroth und der Blaß stellte sich mit offenem Maul neben ihns, aber es sagte blos: es sei nicht sein Brauch mit einem Keßler zu branzen, aber wer sie habe fallen lassen, wisse er und es. Er solle nur sagen, was man ihm schuldig sei und dann machen, daß er fortkomme, sonst zeige ihm endlich der Blaß noch den Weg.

Er lasse sich nicht so begegnen, sagte der Keßler, und fürchte den Hund nicht. Das sei wohl die kommodeste Art, sich bezahlt zu machen, arme Leute, denen man Geld schuldig sei, mit dem Hund fortzujagen, aber bei ihm komme man an den Rechten!**) Anna Mareili antwortete: er habe ja gehört, daß es ihn bezahlen wolle, und das je eher, je lieber, damit es ihn nicht mehr zu sehen brauche, und wieder zu kommen brauche er nicht, denn es hätte nie mehr Arbeit für ihn. Da sagte der Keßler: und jetzt wolle er expreß Nichts für seine Arbeit; aber so befehlen nicht mehr zu kommen, das lasse sich ein Keßler nicht, das sei unverschämt! In vierzehn Tagen sei er wieder da, und dann nehme es ihn z'Tüfels Wunder, ob es Nichts für ihn habe! Und dazu machte der Keßler wieder Augen, als ob er Anna Mareili küssen wollte; aber der Blaß sperrte sein Maul auf zu einem

*) Uwatlig — ungeschickt.

**) Unrechten.

Müntschi, das dem Keßler doch nicht angenehm war. Darum streckte er Anna Mareili nur die Hand hin und sagte: „auf Wiedersehn!" Aber Anna Mareili wollte ihm die Hand nicht geben, und sagte: es hätte noch nie einem Keßler die Hand gegeben, und es wolle schon zufrieden mit ihm sein, aber erst dann, wenn es ihm den Rücken sehe. Da lachte der Bursche und sagte, sy Seel! gebe es ihm noch einmal die Hand, und es werde wohl eine Zeit kommen, wo es sein Gesicht lieber habe als seinen Rücken. Somit machte er sich von dannen, hellauf ein lustig Lied singend, daß Berg und Thal wiedertönten. Anna Mareili wurde es recht angst dabei. Es hatte viel von Räubern gehört, und namentlich, daß oft Keßler versteckte Räuber seien, die das Land ausspionirten, um zu sehen, wo Etwas zu stehlen sei, und wie sie auch Weiber und Mädchen mit sich fortschleppten in ihre Höhlen, und dort sie bei sich behielten als ihre Weiber. Ein solcher Räuber, dachte es, könnte auch der Keßler sein (er sehe ganz darnach aus), und es auf ihns abgesehen haben. Aber das solle ihm nicht leicht werden, dachte es, sein Messer und der Blaß wollten auch noch Etwas dazu sagen. Indessen ging es doch nicht gern Nachts aus dem Hause, zündete des Nachts allenthalben hin, besonders unter sein Bett, schloß die Thüren sorgfältig und fütterte den Blaß extra alle Abend, damit er sich nicht etwa locken lasse, und betete noch einmal so inbrünstig zu seinem lieben Vater im Himmel, daß er ihm zur Wache seine Engelein senden möchte, zwei zu seinen Häupten, zwei zur Fußeten, einen an jede Seite und endlich einen, der ihns führe in sein himmlisch Reich. Und dann schlief es getrost ein, aber oft träumte das Mädchen von dem Keßler, doch eigentlich nicht mit Furcht und Zittern, sondern derselbe verwandelte sich gewöhnlich in einen schönen Jüngling, in einen Prinzen oder

Königssohn, der es absolut zur Frau haben wollte, und seinem Anna Mareili Himmel und Erde versprach.

Doch kein Keßler kam wieder. Aber nach vierzehn Tagen fuhr an einem schönen Nachmittag ein Wägeli vor's Haus, ein schöner Grauschimmel mit stolzem Geschirr davor, ein großer schöner Bursche darauf.

Ganz als wenn er da bekannt wäre, rief er einem Knechte: er solle kommen, und ihm das Roß abnehmen. Darauf kam er an die Thüre, und als Anna Mareili ihm Bescheid geben wollte, und ihm in die Augen sah, da wurde ihm fast g'schmuecht, der Keßler stand vor ihm, nicht als Prinz und nicht als Räuber, sondern als ein stattlicher Bauer. Und der Spitzbube lachte, und zeigte noch schönere weiße Zähne, als der Blaß hatte, und fragte so spitzbübisch: „Gäll, ich bin wiederum da, du hast es mir verbieten mögen, wie du wolltest." Und lachend reichte er ihm die Hand, und verschämt gab ihm Anna Mareili die seine. Da, rasch sich umsehend und Niemand gewahrend, sagte er eben so rasch, gerade seinetwegen komme er. Es werde wohl schon von ihm gehört haben, er sei der und der, und hätte schon lange gern eine Bäuerin auf seinen Hof gehabt, aber nicht eine auf die neue Mode, sondern eine wie seine Mutter selig. Aber er hätte nicht gewußt, wie eine solche finden, da die Meitscheni gar schlimm seien und Einem leicht Stroh für Heu verkaufen. Darum sei er als Keßler umhergezogen, hätte Manches gesehen, er hätte es Niemanden geglaubt, aber manchen Tag, ohne Eine zu finden, die er nur 14 Tage hätte auf seinem Hofe haben mögen. Schon habe er die Sache aufgeben wollen, als er ihns gefunden und bei sich gesagt habe: die oder keine! Und jetzt sei er da und möchte ihns geschwind fragen: ob er seinem Alten Etwas davon

sagen dürfe. Da sagte Anna Mareili: Er sei Einer, dem nicht zu trauen, aber er solle hinein kommen, es sei so viel Rauch in der Küche. Und Joggeli mußte hinein ohne weitere Antwort. Indessen ging er nicht wieder hinaus, bis er eine Antwort hatte, und die muß nicht ungünstig gewesen sein, denn ehe ein Vierteljahr um war, ließ Joggeli verkünden mit Anna Mareili, und hat es nie bereut, und kriegte nie mehr eine Ohrfeige von ihm. Aber oft drohte es ihm mit einer, wenn er erzählte, wie Anna Mareili ihm die Hand nicht hatte geben wollen, und ihm gesagt, es möge nicht warten, bis es ihm den Rücken sehe, und wie es dann doch froh gewesen sei, ihm die Hand zu geben und sein Gesicht zu sehen. Wenn er dann hinzusetzte: er glaube, jetzt sehe es sein Gesicht lieber als den Rücken, so gab Anna Mareili ihm friedlich die Hand und sagte: „Du bist ein wüster Mann, aber reuig bin ich doch nie gewesen, daß ich dich wieder angesehen.“ Dann gab ihm wohl Joggeli sogar vor den Leuten einen Schmatz, was doch auf dem Lande nicht dick gesehen wird, und sagte: er glaube immer, er habe seine Frau seiner Mutter selig zu verdanken, die ihn gerade zu dieser geführt.

Und allemal, wenn Joggeli hörte, Einer sei hineingetrappet, und hätte einen Schuh voll herausgenommen, so lachte er, sah Anna Mareili an und sagte: „Wenn der hätte lernen Pfannen plätzen und Kacheln heften, so wäre es ihm nicht so gegangen. Ja, ja! ein Markt-Gesicht ist vom Haus-Gesicht gerade so verschieden, wie ein Sonntags-Fürtuch etwa von einem Kuchi-Schurz, und wenn man dieses nicht gesehen hat, so weiß man gerade so viel von einem Meitschi, als man von einem Thier weiß, das man im Sack kauft, da weiß ja auch Keiner, hat er ein Lämmlein oder ein Böcklein.“

O wenn die Meitscheni wüßten, daß jeden Augenblick ein solcher Kesselflicker über die Küchenthüre hereinsehen könnte, wäre auch am Werktag um Manche besser Wetter, und sie thäte manierlicher Jahr aus und ein und wäre gewaschen Vormittag und Nachmittag!

Elsi, die seltsame Magd.

Reich an schönen Thälern ist die Schweiz; wer zählte sie wohl auf? — in keinem Lehrbuch stehen sie alle verzeichnet. Wenn auch nicht eines der schönsten, doch eines der reichsten ist das Thal, in welchem Heimiswyl liegt, und das oberhalb Burgdorf an's rechte Ufer der Berner-Emme sich mündet. Großartig sind die Berge nicht, welche es einfassen, in absonderlichen Gestalten bieten sie dem Auge sich nicht dar, es sind mächtige Emmenthaler Hügel, die unten heitergrün und oben schwarzgrün sind, unten mit Wiesen und Aeckern eingefaßt, oben mit hohen Tannen bewachsen. Weit ist im Thale die Fernsicht nicht, da es ein Querthal ist, welches in nordwestlicher Richtung an's Hauptthal stößt; die Alpen sieht man daher nur von den beiden Bergrücken, welche das Thal umfassen, von denselben aber auch in heller Pracht und gewaltigem Bogen am südlichen Himmel. Herrlich ist das Wasser, das allenthalben aus Felsen bricht, einzig sind die reichbewässerten Wiesen und trefflich der Boden zu jeglichem Anbau; reich ist das Thal, schön und zierlich die Häuser, welche das Thal schmücken. Wer an den berühmten Emmenthaler Häusern sich erbauen will, der findet sie zahlreich und ausgezeichnet in genanntem Thale.

Auf einem der schönen Höfe lebte im Jahre 1796 als Magd Elsi Schindler (dieß soll aber nicht der rechte Name gewesen sein); sie war ein seltsam Mädchen, und

Niemand wußte, wer sie war, und woher sie kam. Im Frühjahr hatte es einmal noch spät an die Thüre geklopft, und als der Bauer zum Fenster hinausguckt, sah er ein großes Mädchen draußen stehen mit einem Bündel unter dem Arme, welches Uebernacht fragte, nach altherkömmlicher Sitte, nach welcher jeder geldlose Wanderer oder wer sonst gern das Wirthshaus meidet, um Herberge fragt in den Bauernhäusern und nicht nur umsonst ein Nachtlager erhält, bald im warmen Stall, bald im warmen Bette, sondern auch Abends und Morgens sein Essen und manchmal noch einen Zehrpfennig auf den Weg. Es giebt Häuser im Bernbiet (Kanton Bern), welche die Gastfreundschaft täglich üben, den Morgenländern zum Trotz, und deren Haus selten eine Nacht ohne Uebernächter ist. — Der Bauer hieß das Mädchen hereinkommen, und da sie eben am Essen waren, gleich zuche hocke (zu Tisch sitzen). Auf der Bäuerin Geheiß mußte das Weibervolk auf dem Vorstuhl sich zusammenziehen, und zu unterst auf demselben setzte sich die Uebernächterin.

Man aß fort, aber einige Augenblicke hörte man des Redens nicht viel, Alle mußten auf das Mädchen sehen. Dasselbe war nämlich nicht nur groß, sondern auch stark gebaut und schön von Angesicht. Gebräunt war dasselbe, aber wohl geformt, länglicht war das Gesicht, klein der Mund, weiß die Zähne darin, ernst und groß die Augen, und ein seltsam Wesen, das an einer Uebernächterin besonders auffiel, machte, daß die Essenden nicht fertig wurden mit Ansehen. Es war eine gewisse adlige Art an dem Mädchen, die sich weder verläugnen noch annehmen läßt, und es kam Allen vor, als säße es da unten als des Meisters Tochter oder als Eine, die an einem Tisch zu befehlen oder zu regieren gewohnt sei. Es verwunderten daher sich Alle, als das Mädchen auf die endlich erfolgte Frage des Bauern:

wo chunst und wo wottsch (wo kommst du her und wo willst du hin) antwortete: es sei ein arm Meitli (Mädchen), die Eltern seien ihm gestorben, es wolle Platz suchen als Jungfer (Magd) in den Dörfern. Das Mädchen mußte noch manche Frage ausstehen, so ungläubig waren Alle am Tisch. Und als endlich der Bauer mehr zur Probe, als im Ernst sagte: „wenn es dir Ernst ist, so kannst du hier bleiben, ich bedarf eben eine Jungfer;" und das Mädchen antwortete: das wäre ihm gerade recht, so brauche es nicht länger herumzulaufen; so verwunderten sich Alle noch mehr, und konnten es fast nicht glauben, daß es eine Jungfer werde sein wollen. Und doch war es so und dem Mädchen bitterer Ernst; aber freilich war es dazu nicht geboren. Es war eine reiche Müllerstochter aus vornehmem Hause, aus einem der Häuser, von denen ehedem, als man das Geld nicht zu nutzen pflegte, die Sage ging, bei Erbschaften und Theilungen sei das Geld nicht gezählt, sondern mit dem Mäs gemessen worden. Aber in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war ein grenzenloser Uebermuth eingebrochen, und Viele thaten so hoffärtig, wie der verlorne Sohn, ehe er zu den Trebern kam. Damals war es, daß reiche Bauernsöhne mit Neuthalern in die Wette über die Emme warfen und machten „welcher weiter". — Damals war es, als ein reicher Bauer, der zwölf Fohlen auf der Weide hatte, an einem stark besuchten Jahrmarkt austrommeln ließ: Wer mit dem Rifershäuser Bauer zu Mittag essen und sein Gast sein wolle, der solle um zwölf Uhr im Gasthause zum Hirsch sich einfinden. So Einer war auch des Mädchens Vater gewesen. Bald hielt er eine ganze Stube voll Leute zu Gast, bald prügelte er Alle, die in einem Wirthshause waren, und mußte es am folgenden Morgen um schwer Geld ausmachen. Er war im Stande, als Dragoner, an einer ein=

zigen Musterung 100—200 Thaler zu brauchen und eben so viel an einem Markt zu verkegeln. Wenn er zuweilen recht einsaß in einem Wirthshause, so saß er dort acht Tage lang, und wer in's Haus kam, mußte mit dem reichen Müller trinken, oder er kriegte Schläge von ihm. Auf diese Weise erschöpft man eine Goldgrube, und der Müller ward nach und nach arm, wie sehr auch seine arme Frau dagegen sich wehrte und nach Vermögen zur Sache sah.

Sie ahnete das Ende lange voraus, aber aus falscher Schaam deckte sie ihre Lage vor den Leuten zu. Ihre Verwandten hatten es ungern gesehen, daß sie den Müller geheirathet, denn sie war von braven Leuten her, welchen das freventliche Betragen des Müllers zuwider war; sie hatte die Heirath erzwungen, auf Besserung gehofft, aber diese Hoffnung hatte sie betrogen — wie noch manche arme Braut — und statt besser, war es immer schlimmer gekommen. Sie durfte deßwegen nicht klagen, und darum merkten auch die Leute, wie sie sich auch wunderten, wie lange der Müller es machen könne, den eigentlichen Zustand der Dinge nicht, bis die arme Frau, das Herz vom Geier des Grams zerfressen, ihr Haupt neigte und starb. Da war nun Niemand mehr, der sorgte und zudeckte; Geldmangel riß ein, und wo der sichtbar wird, da kommen, wie Raben, wenn ein Aas gefallen, die Gläubiger gezogen, und immer mehrere, denn einer zieht den andern nach und keiner will der Letzte sein. Eine ungeheure Schuldenlast kam an den Tag, der Geldstag (Concurs) brach aus, verzehrte Alles und der reiche Müller ward ein alter armer Hudel, der gar manches Jahr von Haus zu Haus gehen mußte, denn Gott gab ihm ein langes Leben. So aus einem reichen Mann ein armer Hudel zu werden, und als solcher so manches Jahr umgehen zu müssen von Haus

zu Haus, dieß ist eine gerechte Strafe für den, der in Schimpf und Schande seine Familie stürzt, und sie so oft noch um mehr bringt, als um das leibliche Gut. So Einer ist aber auch eine lebendige Predigt für die übermüthige Jugend, aus welcher sie lernen mag das Ende, welches zumeist dem Uebermuthe gesetzet ist. Zwei Söhne hatte der Müller, diese waren schon früher der väterlichen Rohheit entronnen und hatten vor ihr im fremden Kriegsdienst Schutz gesucht. Eine Tochter war geblieben im Hause. Die schönste, aber auch die stolzeste Müllerstochter das Land auf und ab. Sie hatte wenig Theil genommen an den Freuden der Jugend; sie gefielen ihr nicht, man hielt sie zu stolz dazu; Freier hatten sie umlagert haufenweise, aber einer gefiel ihr so schlecht als der andere, einer erhielt so wenig ein freundlich Wort als der andere. Ein jeder ward ihr feind und verschrie ihren Uebermuth. Zu Einem aber ward sie nie zu stolz erfunden, zur Arbeit nämlich und zu jeglicher Dienstleistung, wo Menschen und Vieh derselben bedurften. Von Jugend an war sie früh auf, griff Alles an und Alles stand ihr wohl, und gar oft waren es die Eltern, die ihren Willen hemmten, ihr dies und jenes verboten, weil sie meinten, einer reichen Müllerstochter zieme solche Arbeit nicht. Dann schaffte sie gar Manches heimlich, und oft, wenn ihre kranke Mutter des Nachts erwachte, sah sie ihre Tochter am Bette sitzen, während sie doch einer Magd zu wachen befohlen, ihre Tochter aber mit allem Ernste zu Bette geheißen hatte. Als nun die Mutter gestorben war, und das Unglück ausbrach, da war's als wenn ein Blitz sie getroffen. Sie jammerte nicht, aber sie schien stumm geworden, und die Leute hatten fast ein Grausen vor ihr, denn man sah sie oft auf hohem Vorsprung stehen oder an tiefem Wasser und ob den Mühlrädern am Bache, und Alle sagten, es gebe sicher ein Un-

glück, aber Niemand reichte die Hand, selbigem auf irgend eine Weise vorzubeugen.

Alle dachten und Viele sagten es, es geschähe Elsi schon recht, Hochmuth komme vor dem Falle, und so sollte es Allen gehen, die so stolz wie Elsi thäten, und als das Mädchen am Morgen, als Alles aufgeschrieben werden sollte, verschwunden war, sagten Alle: da hätte man's, und sie hätten es längst gesagt, daß es diesen Ausweg nehmen würde. Man suchte in allen Bächen, an jungen Tannen, und als man nirgends das Mädchen fand, da deuteten Einige darauf hin, daß Einer sei, der schon Viele geholt und absonderlich Stolze und Uebermüthige, und noch nach manchem Jahre ward stolzen Mädchen darauf hingedeutet, wie Einer sei, der gerade stolze am liebsten nähme, sie sollten nur an die reiche Müllerstochter denken, die so plötzlich verschwunden sei, daß man weder Haut noch Haar je wieder von ihr gesehen.

So übel war es indeß der armen Elsi nicht ergangen, aber Böses hatte sie allerdings in den ersten Tagen im Sinne gehabt. Es war ihr gewesen, als klemme ihr Jemand das Herz entzwei, als thürmten sich Mühlsteine an ihrer Seele auf; es war ein Zorn, eine Scham in ihr, und die brannten sie, als ob sie mitten in der Hölle wäre. Allen Leuten sah sie an, wie sie ihr das Unglück gönnten, und wenn man ihr alle Schätze der Welt geboten hätte, sie wäre nicht im Stande gewesen, einem einzigen Menschen ein freundlich Wort zu geben.

Indessen wachte über dem armen Kinde eine höhere Hand und ließ aus dessen Stolz eine Kraft emporwachsen, welche demselben zu einem höheren Entschlusse half; denn so thut es Gott oft, — eben aus dem Kerne, den die Menschen verworfen, läßt er emporwachsen die edelste Frucht. Der Stolz des Mädchens war ein angeborner Ekel gegen

alles Niedere; und wer es einmal beten gesehen hätte, hätte auch gesehen, wie es sich demüthigen konnte vor Dem, in dem nichts Niederes, nichts Gemeines ist. Aber sein Inneres verstand das Mädchen nicht, sein Aeußeres beherrschte es nicht, und darum geberdete es sich wie eine reiche Müllerstochter, welcher die ganze Welt nicht vornehm genug ist. Da weg wollte es, aber vor der Unthat schauderte es; die Schande wollte es seiner Familie nicht anthun, wollte nicht die Seele mit dem Leibe verderben; aber wie sich helfen, wußte es lange nicht. Da in stiller Nacht, als eben seine Angst um einen Ausweg am größten war, öffnete ihm Gott denselben. Weit weg wollte es ziehen, Dienst suchen als niedere Magd am einsamen Orte, und dort in Stille und Treue unbekannt sein Leben verbringen, so lange es Gott gefalle. Wie in starken Gemüthern kein langes Zögern ist, wenn einmal ein Weg offen steht, so hatte sich Elsi noch in selber Nacht aufgemacht, alle Hoffart dahinten gelassen, nur mitgenommen, was für eine Magd schicklich war, keinem Menschen ein Wort gesagt, und war durch einsame Steige fortgegangen aus dem heimischen Thale. Manchen Tag war sie gegangen, in die Kreuz und Quere, bald gefiel es ihr nicht, bald gedachte sie an bekannte Namen, die hier oder dort wohnten, und so war sie gekommen bis in's Heimiswylthal. Dort hinten im heimeligen Thale gefiel es ihr, sie suchte Dienst und fand ihn.

Die rasche Aufnahme des fremden Mädchens war Anfangs der Bäuerin nicht recht, sie kapitelte den Mann ab, daß er ihr da Eine aufgebürdet habe, die so zimpferlich aussehe und zu hochmüthig, um sich Etwas befehlen zu lassen. Deß tröstete sie der Bauer, indem das Mädchen ja nicht für eine bestimmte Zeit gedungen sei, man also dasselbe schicken könne, sobald es sich nicht als anständig erweise. Auch dem übrigen

Gesinde war die Aufnahme des Mädchens nicht recht, und es ging um dasselbe herum, wie Hühner um einen fremden Vogel, der in ihrem Hofe absitzt.

Aber bald erkannte die Bäuerin, daß sie in Elsi ein Kleinod besitze, wie sie keines noch gehabt, wie es mit Geld nicht zu bezahlen ist. Elsi verrichtete, was sie zu thun hatte, nicht nur meisterhaft, sondern sie sah auch selbst, was zu thun war, und that es ungeheißen, rasch und still, und wenn die Bäuerin sich umsah, so war Alles schon abgethan, als wie von unsichtbaren Händen, als ob die Bergmännlein da gewesen wären. Das nun ist einer Meisterfrau unbeschreiblich lieb, wenn sie nicht selbst Alles bedenken und allenthalben nachsehen muß, wenn sie nicht nur das Schaffen, sondern auch das Sinnen übertragen kann, aber sie findet selten einen Dienstboten, bei welchem sie dieses kann. Viele Menschen scheinen nicht zum Sinnen geboren, und viele wiederum haben ihre Gedanken nie da, wo es nöthig wäre, und Wenige sind, die wache Sinne haben, geleitet und geschützt von klarem Verstande, und aus diesen Wenigen sind wiederum Wenige, die zum Dienen kommen oder dienen selten lange, denn das sind geborene Meisterleute. Daneben hielt Elsi nichts auf Reden, hatte mit Niemanden Umgang, und was sie sah im Hause oder hörte, das blieb bei ihr, keine Nachbarsfrau vernahm davon das Mindeste, sie mochte es anstellen, wie sie wollte. Mit dem Gesinde machte sich Elsi nicht gemein. Die rohen Späße der Knechte wies sie auf eine Weise zurück, daß sie dieselben nicht wiederholten, denn Elsi besaß eine Kraft, wie sie selten ist beim weiblichen Geschlechte, und dennoch ward sie von denselben nicht gehaßt. Niemanden verklagte sie, und wenn sie den Knechten oder Mägden einen Dienst thun konnte, so zögerte Elsi nicht, und Manches that sie ab in der Stille, was die Andern vergaßen,

und deshalb hart gescholten worden wären, wenn die Meisterleute es gesehen hätten.

So ward Elsi bald der rechte Arm der Meisterfrau und wenn sie Etwas auf dem Herzen hatte, so war es Elsi, bei dem sie es erleichterte. Aber eben deßwegen ärgerte sie sich an Elsi, daß dieselbe nicht Vertrauen mit Vertrauen vergalt. Natürlich nahm es sie Wunder, wer Elsi war und woher sie kam, denn daß sie nicht ihr Lebtag gedient hatte, sondern eher befohlen, das merkte sie an gar Vielem, besonders eben daran, daß sie selbst dachte und Alles ungeheißen that. Sie schlug daher oft auf den Busch und frug endlich gerade aus. Elsi seufzte wohl, aber sagte nichts, und blieb fest dabei, wie auch die Meisterfrau ansetzte auf Weiberweise, bald mit Zärtlichkeit und bald mit Giftigkeit. Heut zu Tage hätte man es kürzer gemacht, und nach den Schriften gefragt, absonderlich nach dem Heimathscheine, den man hinterlegen müsse, wenn man nicht in der Buße sein wollte; damals dachte man an solche Dinge nicht und in Bernbiet konnte man sein Lebtag incognito verweilen, wenn man nicht auf irgend eine absonderliche Weise der Polizei sich bemerkbar machte.

Wie sehr dies auch die Frau verdroß, so lähmte es doch ihr Vertrauen nicht, und wenn sie Donnerstags nicht nach Burgdorf auf den Markt konnte, wohin schon damals die Heimiswyler Weiber alle Donnerstage gingen, so sandte sie Elsi mit dem, was Verkäufliches bei der Hand war, und Aufträgen, wie des Hauses Bedarf sie forderte. Und Elsi richtete auf's treulichste Alles aus und war heim, ehe man daran dachte, denn nie ging sie in ein Wirthshaus, weder an Markttagen noch an Sonntagen, wie ihr auch zugeredet ward von Alt und Jung. Anfangs meinte man, ihr Weigern sei nichts als die übliche Ziererei, und fing an

nach Landessitte zu schreißen und zu zerren, aber es half nichts, Elsi blieb standhaft. Man sah es mit Erstaunen, denn ein solch' Mädchen, das sich nicht zum Weine führen ließ, war noch Keinem vorgekommen. Am Ende setzte man ab mit Versuchen, und kriegte Respekt vor ihr.

Wenn aber einmal die jungen Leute vor einem schönen Mädchen Respekt kriegen, da mag es wohl nach und nach sicher werden vor denen, welche Mädchen wie Blumen betrachten, mit denen man umgehen kann nach Gelüsten. Aber nun erst kommen die herbei, welche Ernst machen wollen, welche eine schöne Frau möchten und eine gute. Deren waren nun damals im Heimiswyler Thale Viele, und sie waren einstimmig der Meinung, daß nicht für Jeden Eine im Thale selbst zu finden sei. Freilich wollten die Meisten zu guten und schönen noch reiche Weiber. Aber man weiß, wie das beim jungen Volke geht, welches alle Tage eine andere Rechnung macht, und immer das am höchsten in Rechnung stellt, was ihm gerade am besten gefällt. Darum war Elsi vor diesen alle Tage weniger sicher, sie sprachen es an auf dem Kirchweg und auf dem Marktweg, und des Nachts hoscheten sie an ihr Fenster, sagten ihre Sprüche her, und wenn sie hinten aus waren, so fingen sie wieder von vornen an, aber Alles umsonst. Elsi gab auf dem Wege wohl freundlichen Bescheid, aber aus dem Gaden (Kammer) Denen vor den Fenstern nie Gehör. Und wenn, wie es im Bernbiet oft geschieht, die Fenster eingeschlagen, die Gadenthüre zertrümmert wurde, so half das den Liebhabern durchaus nichts. Entweder schaffte sie sich selbst Schutz und räumte die Kammer, oder sie stieg durch's Ofenloch in die untere Stube hinab; dorthin folgt kein Kiltbub einem Mädchen.

Unter Denen, welche gern eine schöne und gute Frau gehabt hätten, war ein Bauer, nicht mehr ganz jung. Aber

noch nie war ihm eine schön und gut genug gewesen, und wenn er auch eine gefunden zu haben glaubte, so brauchte die nur mit einem andern Burschen ein freundlich Wort zu wechseln, so war er fertig mit ihr und sah sie nie mehr an. Christen hieß der Bursche, der von seiner Mutter her einen schönen Hof besaß, während der Vater mit einer zweiten Frau und vielen Kindern einen andern Hof bewirthschaftete. Christen war hübsch und stolz, keinen schöneren Kanonier sah man an den Musterungen, keinen tüchtigern Bauer in der Arbeit und keinen kuraschirteren Menschen im Streit. Aber allgemach hatte er sich aus den Welthändeln zurückgezogen. Die Mädchen, welche am Weltstreit vordem die Hauptursache waren, — jetzt ist es das Geld — waren ihm verleidet, er hielt keines für treu, und um ihn konnte der Streit toben, konnten Gläser splittern und Stuhlbeine brechen, er bewegte sich nicht von seinem Schoppen.

Mit Mägden hatte er sich, wie es einem jungen Bauer ziemt, natürlich nie abgegeben, aber Elsi hatte so etwas Apartes in ihrem Wesen, daß man sie nicht zu den Mägden zählte, und daß Alle darüber einig waren, von der Gasse sei sie nicht. Um so begieriger forschte man, woher denn eigentlich? aber man erforschte es nicht. Dies war zum Theil Zufall, zum Theil war der Verkehr damals noch gar sparsam, und was zehn Stunden auseinander lag, das war sich fremder, als was jetzt fünf Mal weiter auseinander ist. Wie allenthalben, wo ein Geheimniß ist, Dichtungen entstehen, und wie, wo Weiber sind, Gerüchte umgehen, so ward gar mancherlei erzählt von Elsi's Herkommen und Schicksalen. Die Einen machten eine entronnene Verbrecherin aus ihr, Andere eine entlaufene Ehefrau, Andere eine Bauerntochter, welche einer widerwärtigen Heirath entflohen, noch Andere eine uneheliche Schwester der Bäuerin, oder

eine uneheliche Tochter des Bauern, welche auf diese Weise in's Haus geschmuggelt worden. Aber weil Elsi unwandelbar ihren stillen Weg ging, fast wie ein Sternlein am Himmel, so verloren all' diese Gerüchte ihre Kraft, und eben das Geheimnißvolle in ihrer Erscheinung zog die junge Mannschaft und besonders Christen immer mehr an. Sein Hof war nicht entfernt von Elsi's Dienstort, das Land stieß fast aneinander und wenn Christen in's Thal hinunter wollte, so mußte er an ihrem Hause vorbei. Anfangs that er sehr kaltblütig. Wenn er Elsi zufällig antraf, so sprach er mit ihr, stellte sich auch wohl zu ihr, wenn sie am Brunnen unterm breiten Dache Erdäpfel wusch oder was Anderes. Elsi gab ihm freundlichen Bescheid und ein Wort zog das andere Wort nach sich, daß sie oft nicht fertig werden konnten mit Reden, was andern Leuten aber eher auffiel, als ihnen selbst. Auch Christen wollte Elsi zum Weine führen, wenn er sie in Burgdorf traf, oder mit ihr heimging am Heimiswyler Wirthshause vorbei. Aber ihm so wenig als Andern wollte Elsi folgen und ein Glas Wein ihm abtrinken. Das machte Christen erst bitter und bös, er war der Meinung, daß, wenn ein junger Bauer einer Magd eine Halbe zahlen wolle, so sei das eine Ehre für sie, und übel an stünde es ihr, diese auszuschlagen. Da er aber sah, daß sie es Allen so machte, und hörte, daß sie nie noch ein Wirthshaus betreten, seit sie hier sei, so gefiel ihm das, und zwar immer mehr. Das wäre eine Treue, dachte er, die nicht mit Jedem liebäugelte und nicht um einen halben Birnstiel mit Jedem hinginge, wo er hin wollte; wer so Eine hätte, könnte sie zur Kirche und auf den Markt schicken, oder allein daheim lassen, ohne zu fürchten, daß Jemand anders ihm in's Gehege käme. Und doch konnte er die Versuche nicht lassen, so oft er Elsi auf einem Wege

traf, sie zum Weine zu laden, oder ihr zu sagen, am nächsten Sonntag gehe er dorthin, sie solle auch kommen, und allemal ward er böse, daß er einen Abschlag erhielt. Es ist kurios mit dem Weibervolke und mit dem Mannevolk. So lange sie ledig sind, blos werben oder Brautleute sind, da ist das Weibervolk liebenswürdig aus dem ff und das Mannevolk freigebig, daß einem fast übel wird, und zwar gleich zu Stadt und Land. So ein Bursche z. B. läßt Braten aufstellen oder wenigstens einen Kuchen, und sollt' er ihn unter den Nägeln hervorpressen, versteigt sich zu rothem Weine, gegenwärtig sogar zu Champagner aus Welschland! und nicht oft genug kann er sein Mädchen zum Wein bestellen; er thut, als ob er ein Krösus wäre, und sein Vater daheim nicht mehr Platz hätte vor lauter Geld und Gut. Ist derselbe aber einmal verheirathet, dann hat die Herrlichkeit ein Ende, und je freigebiger er gewesen, desto karger wird er, und allemal wenn sein Weib mit ihm in's Wirthshaus will, so setzt es Streit ab, und wenn das Weib es einmal im Jahr erzwingt, so hält der Mann es ihr sieben Jahre lang vor. Aehnlich haben es die Mädchen mit der Liebenswürdigkeit. Es wird halt auch so sein, wie mit dem Specke, mit welchem man die Mäuse fängt. Ist die Maus gefangen und der Speck gefressen, so wächst auch nicht neuer Speck nach, der alte ist und bleibt gefressen. Hat ein Mann an die Liebenswürdigkeit gebissen und ist er gefangen, so hat man den Mann, warum sollte man noch fürder liebenswürdig sein?

Aus diesem Grunde kommt es wahrscheinlich, daß die meisten städtischen Väter ihren Töchtern ein Sackgeld vorbehalten, welches aber sehr oft nicht ausgezahlt wird; auf dem Lande ist man noch nicht so weit und namentlich im Heimiswyl Graben nicht.

Trotz dem Bösewerden ward Elsi dem Christen immer

lieber, immer mehr drang sich ihm die Ueberzeugung auf: Die oder Keine. Ihr zu Lieb' und Ehr' that er manchen Gang, kam oft zum Besuch in des Bauern Haus und immer öfter vor des Mädchens Fenster, doch immer vergeblich, und allemal nahm er sich vor, nie mehr zu gehen, und nie konnte er seinen Vorsatz halten. Elsi kam, wenn sie seine Stimme hörte, wohl unter's Fenster, und redete mit ihm, aber weiter brachte Christen es nicht. Je zärtlicher er redete, desto mehr verstummte das Mädchen; wenn er vom Heirathen sprach, so brach es ab, und wenn er traulich wurde, die eigenen Verhältnisse auseinander setzte, und nach denen von Elsi forschte, so machte sie das Fenster zu. Dann ward Christen sehr böse, er ahnete nicht, welchen Kampf Elsi im Herzen bestand.

Anfänglich war es Elsi wohl in der Fremde, so allein und ohne alles Kreuz vom Vater her; aber allgemach war eben dieses Alleinestehen ihr zur Pein, denn ohne Bürde auf der Welt soll der Mensch nicht sein. So Niemanden zu haben, zu dem man sich flüchten, auf den man in jeder Noth bauen kann, das ist ein Weh, an dem manches Herz verblutet. Als Christen der stattlichen Maid sich nahte, that es Elsi unendlich wohl; Christen war ja eine Brücke in ihre alten Verhältnisse, von der Magd zur Meisterfrau. Aber um zu heirathen, mußte sie sagen, wer sie war, mußte ihre Verhältnisse offenbaren, mußte in der Heimath sagen, wohin sie gekommen; das war's, was sie nicht konnte.

Elsi war überzeugt, daß Christen, sobald er wußte, wer sie war, sie sitzen ließe, und das wollte sie nicht ertragen. Sie wußte zu gut, wie übel berüchtigt ihr Vater war, Land auf Land ab, und daß man in diesem Thale hundertmal lieber ein armes Taglöhnermädchen wollte, als eines von übelberüchtigter Familie her. Wie manches arme Kind

sich eines reichen Mannes freut seiner Eltern wegen, weil es hofft, Sonnenschein bringen zu können in ihre trüben alten Tage, so kann ein Kind schlechter Eltern sich nicht freuen. Es bringt nichts als Schande in die neue Familie, den schlechten Eltern kann es nicht helfen, nicht helfen von ihrer Schande, nicht helfen von ihren Lastern. So wußte auch Elsi, daß ihrem Vater nicht zu helfen war, auf keine Weise. Geld war nur Oel in's Feuer und ihn bei sich ertragen, das hätte sie nicht vermocht, und hätte es vielweniger einem Manne zugemuthet, was die leibliche Tochter nicht ertrug. Das ist eben der Fluch, der auf schlechten Eltern liegt, daß sie das Gift werden in ihrer Kinder Leben, ihr schlechter Name ist das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern, das sich an die Fersen der Kinder hängt und unheilbringend ihnen erscheinet, wenn Glück sich ihnen nahen, bessere Tage ihnen aufgehen wollen.

Es kämpfte hart in dem armen Mädchen, aber sein Geheimniß konnte es nicht offenbaren. Wenn Christen je gesehen hätte, wie der Kampf Elsi Thränen auspreßte, wie sie seufzte und betete, er wäre nicht so böse geworden, er hätte vielleicht in verdoppelter Liebe das Geheimniß entdeckt, aber was da innen in uns sich reget, das hat Gott nicht umsonst dem Auge Anderer verborgen. Es kam Elsi oft an, wegzuziehen, in dunkler Nacht wieder zu verschwinden, wie sie in ihrer Heimath verschwunden war, und doch vermochte sie es nicht. Sie redete sich ein, die Leute würden ihr Böses nachsagen, sie sei mit dem Schelmen*) davongegangen oder noch Schlimmeres, aber es war etwas Anderes, welches sie hielt, was sie sich aber selbst nicht gestand. So litt das arme Mädchen sehr, das höchste Glück ihm so nahe, und doch ein Gespenst zwischen ihm und seinem Glücke, das

*) Einem Diebe gleich.

es ewig von selbigem schied. Und dieses Gespenst sahen andere Augen nicht, sie durfte nicht schreien, sie mußte die bittersten Vorwürfe ertragen, als ob sie schnöde und übermüthig das Glück von sich stieße.

Diese Vorwürfe machte ihr nicht nur Christen, sondern auch die Bäuerin, welche Christens Liebe sah und ihrer Magd, welche ihr lieb wie eine Schwester war, dieses Glück wohl gönnte, was nicht alle Meisterfrauen gethan hätten. Bei diesen Anlässen konnte sie recht bitter werden in den Klagen über Mangel an Zutrauen, ja manchmal sich des Deutens nicht enthalten, daß Elsi wohl etwas Böses zu bewahren hätte, weil sie dasselbe nicht einmal ihr, welche es doch so gut meine, anvertrauen wolle.

Das fühlte Elsi mit Bitterkeit, sie sah recht elend aus, und doch konnte sie nicht fort, konnte noch vielweniger das Gespenst bannen, das zwischen ihr und ihrem Glücke stand. Da geschah es am alten Neujahr, d. h. an dem Tage, auf welchem nach dem alten Dato nach russischem Kalender das Neujahr gefallen wäre, und welches, so wie die alte Weihnacht, ehedem noch allgemein gefeiert wurde auf dem Lande, jetzt nur noch in einigen Berggegenden, daß Elsi mit der Bäuerin nach Burgdorf mußte. Der Tag war auf einen Markttag gefallen, es war viel Volk da, und lustig ging es her unterm jungen Volke, während unter den Alten viel verkehrt wurde von den Franzosen, von welchen die Rede war, wie sie Lust hätten an das Land hin, wie man sie aber bürsten wollte, bis sie genug hätten. Nur vorsichtig ließen hier und da Einige verblümte Worte fallen von Freiheit und Gleichheit und den gestrengen Herren zu Bern, und sie thaten wohl mit der Vorsicht, denn Teufel und Franzos waren Denen aus den Bergen ungefähr gleichbedeutend. — Als die Bäuerin ihre Geschäfte verrichtet hatte, steuerte

sie dem Wirthshause zu, denn leer ging sie von Burgdorf nicht heim, und namentlich am alten Neujahr nicht. Sie wollte Elsi mitnehmen, welche aber nicht wollte, sondern sich entschuldigte, sie hätte nichts nöthig, und wenn sie Beide hineingingen, so müßten sie sich eilen, weil Niemand daheim die Sache mache; gehe sie aber voran, so könne die Bäuerin bleiben, so lange es ihr anständig sei, bis sie Kameradschaft fände für heim, oder gar eine Gelegenheit zum Fahren.

Wie sie da so schwatzten mit einander, kam Christen dazu, stand auf die Seite der Meisterfrau und sagte zu Elsi, jetzt müsse sie hinein; das wäre ihm doch seltsam, wenn ein Mädchen in kein Wirthshaus wollte. Elsi blieb fest und lehnte manierlich ab; sie möge den Wein nicht erleiden, sagte sie, und daheim mache Niemand die Haushaltung. Sie müsse kommen, sagte Christen, trinken könne sie so wenig sie wolle, und gehen wenn sie wolle, aber einmal wolle er wissen, ob sie sich seiner schäme oder nicht?

Das sei einfältig von ihm, sagte Elsi, er solle doch denken, wie eine arme Magd sich eines Bauern schämen sollte, und zürnen solle er nicht, aber es sei ihr Lebtag ihr Brauch gewesen, sich nicht eigelich (keine Komplimente) zu machen, sondern erst zu sinnen, dann zu reden, dann bei dem zu bleiben, was geredet worden. Die gute Bäuerin, welche wenig von andern Gründen wußte, als von Mögen und nicht Mögen, half drängen und sagte, das sei doch wunderlich gethan, und wenn zu ihrer Zeit sie ein ehrlicher, braver Bursche zum Weine habe führen wollen, so hätte sie sich geschämt, es ihm abzusagen und ihm diese Schande anzuthun. Es ist nun nichts, welches den Zorn des Menschen eher entzündet und sein Begehren stählt, als ein solcher Beistand, darum ward Christen immer ungestümer, und wollte mit Gewalt Elsi zwingen. Aber Elsi widerstand. Da sagte

Christen im Zorn: „He nun, du wirst am besten wissen, warum du in kein Wirthshaus darfst, aber wenn du nicht willst, so giebt es Andere.“ Somit ließ er Elsi fahren und griff rasch nach einem andern Heimiswyler Mädchen, welches eben vorüberging und willig ihm folgte. Die Bäuerin warf Elsi einen bösen Blick zu, und sagte: „Gell, jetzt hast's!“ und ging nach. Da stand nun Elsi und das Herz wollte es ihr zerreißen, und der Zorn über Christen's verdächtige Worte und die Eifersucht gegen das willige Mädchen hätten fast vollbracht, was die Liebe nicht vermochte, und sie Christen nachgetrieben. Indessen hielt sie sich, denn vor den Wirthshäusern, in welchen ihre Familienehre, ihr Familienglück zu Grunde gegangen, hatte sie einen Abscheu, und zugleich, weil sie in denselben am meisten Gefahr lief, erkannt zu werden oder Etwas von ihrem Vater vernehmen zu müssen. In den Wirthshäusern ist's, wo die Menschen zusammenströmen, und sich Zeit nehmen zu betrachten und heimzuweisen, was beim flüchtigen Begegnen auf der Straße unbeachtet vorübergeht. Elsi ging heim, aber so finster war es in ihrem Herzen nie gewesen, seit den Tagen, an welchen das Unglück über sie eingebrochen war. Anfangs konnte sie sich des Weinens fast nicht enthalten, aber sie unterdrückte dasselbe mit aller Gewalt, der Leute wegen. Da nahm ein bitterer, finsterer Groll immer mehr Platz in ihr. So ging es ihr also; sie sollte nicht nur niemals glücklich sein, sondern noch eigends geplagt und verdächtigt werden, und sie mußte sich das gefallen lassen und konnte sich nicht rechtfertigen. Wie ehedem in gewaltigen Revolutionen die Berge aus der Erde gewachsen sein sollen, so wuchs aus den Wehen ihres Herzens der Entschluß empor, von allen Menschen mehr und mehr sich abzuschließen, mit Niemanden Etwas mehr zu haben, nicht mehr zu reden, als sie wußte,

und so bald möglich da wegzugehen, wo man so gegen sie sein könnte.

Als die Meisterfrau heim kam, stärkte sie diesen Entschluß; sie beabsichtigte freilich das Gegentheil, aber es ist nicht allen Menschen gegeben, richtig zu rechnen, nicht einmal in Beziehung auf die Zahlen, geschweige denn in Bezug auf die Worte. Sie erzählte, wie Christen sich lustig gemacht in Burgdorf, und sicher gehe er mit dem Mädchen heim, und was es dann gebe, könne Niemand wissen, das Mädchen sei hübsch und reich, und pfiffig genug, den Vogel zu fangen. Das würde Elsi recht geschehen, und sie möchte es ihr gönnen, denn das sei keine Manier für eine Magd, mit einem Bauern so umzugehen. Aber sie fange auch an zu glauben, da müsse was dahinter sein, das nicht gut sei, anders könne sie ihr Betragen nicht erklären, oder sei es anders, so solle sie es sagen. Diesem setzte Elsi nichts als trotziges Schweigen entgegen. In trotzigem Schweigen ging sie zu Bette und wachte mit ihm auf, als es an ihr Fenster klopfte und Christen's Stimme laut ward vor demselben. Dieser hatte es doch nicht über's Herz bringen können, einen neuen Tag aufgehen zu lassen über seinem Zwist mit Elsi. Er trank, wie man sagt, guten Wein, und je mehr er trank, desto besser ward er. Je mehr der Wein auf dem Heimweg über ihn kam, desto mehr zog es ihn zu Elsi, mit ihr Frieden zu machen. Im Wirthshaus zu Heimiswyl kehrte er mit seinem Mädchen ein, aber nur, um desselben los zu werden mit Manier, ließ eine Halbe bringen, bestellte Essen, ging unter einem Vorwand hinaus, bezahlte, und erschien nicht wieder. Das Mädchen war, wie gesagt, nicht von den Dummen eins, es merkte bald, woran es war, jammerte und schimpfte nicht, hielt nun mit dem, was Christen bezahlt hatte, einen Andern zu Gast, und so fehlte es ihm

nicht an einem Begleiter nach Hause. Dem armen Christen ging es nicht so gut. Elsi, durch die Bäuerin neu aufgeregt, hielt ihren Entschluß fest, und antwortete nicht, wie Christen auch bat; sie mußte den Kopf in's Kissen bergen, damit er ihr Weinen nicht höre, aber sie blieb fest und antwortete auch nicht einen Laut. Christen that endlich wild, aber Elsi bewegte sich nicht, zuletzt entfernte sich derselbe halb zornig, halb im Glauben, Elsi habe zu hart geschlafen, und ihn nicht gehört. Aber er ward bald inne, wie Elsi es meine. Die frühere Freundlichkeit war dahin; Elsi that durchaus fremd gegen ihn, antwortete ihm nur das Nothwendigste, dankte, wenn er ihr die Zeit wünschte, in allem Uebrigen war sie unbeweglich. Christen ward fuchswild darob, und konnte Elsi doch nicht lassen. Hundertmal nahm er sich vor, nicht mehr an sie zu denken, sich ganz von ihr loszumachen, und doch stand sie beständig vor seinen Augen; ihre weißen Hemdeärmel am Brunnen sah er durch sieben Zäune schimmern, und an allen Haaren zog es ihn, bis er unter ihrem Fenster stand. Hundertmal nahm er sich vor, rasch eine Andere zu freien, und so dem Dinge ein Ende zu machen, aber er konnte mit keinem Mädchen freundlich sein, und wenn eines gegen ihn freundlich war, so ward er böse, es war ihm, als trügen alle andern Mädchen die Schuld, daß Elsi sich so gegen ihn verhärte.

Während Christen's Weh im Herzen wuchs als wie ein bös Gewächs, wuchs auch der Lärm mit den Franzosen von Tag zu Tag. Schon lange waren Soldaten auf den Beinen, viele Bataillone standen gesammelt den Franzosen bereits gegenüber, welche an den Grenzen lagen, und im Waadtlande. Immer mehr bildete sich beim Volke der Glaube aus, der Franzos fürchte sich, dürfe nicht angreifen, und unterdessen schlichen Viele herum, die das Gerücht zu ver-

breiten suchten: die Herren wollten das Volk verrathen; wäre dieses nicht, der Franzos wäre längst abgezogen, aber er passe auf die Gelegenheit und bis er mit den Herren einig sei. Das ächte Landvolk haßte den Franzos wie den Antichrist, ärger als einen menschenfressenden Kannibalen, daher ärgerte es sich schwer an dem Zögern der Herren auf dem Rathhause; das Schwanken dort war eben nicht geeignet, jene Verläumdungen Lügen zu strafen. Eine schauerliche Nachricht jagte die andere. Da kam plötzlich die Botschaft, losgebrochen sei der Krieg, und die Postboten flogen durch die Thäler, alle eingetheilte Mannschaft auf die Sammelplätze zu entbieten. Es war den ersten März spät Abends, als auch Christen den Befehl erhielt. Alsobald rüstete er sich und bestellte sein Haus, und Nachbar um Nachbar kam, bot seine Dienste an und keiner vergaß der Mahnung: „Schont sie nicht, die Franzosen, laßt keinen entrinnen, schießt ihnen Köpfe und Beine ab, verbrennt sie dann noch lebendig! Sie wissen es dann in Zukunft, daß sie uns ruhig lassen sollen, die Mordioteufel!" — Christen mochte nicht warten, bis der Letzte fort war, aber ohne Abschied von Elsi wollte er auch nicht fort. Als er an ihr Fenster kam, ging es ihm wie früher. Er erhielt auf Rede und Klopfen keine Antwort. Da sprach er: „Hör', Elsi, ich bin da eben in der Montur und auf dem Weg in den Krieg, und wer weiß, ob du mich lebendig wieder siehst, einmal wenn du so thust, gewiß nicht. Komm hervor, sonst könnte es dich gereuen, so lange du lebst." — Die Worte drangen Elsi in's Herz, sie mußte aufstehen und an's Fenster gehen. Da sagte Christen: „So kommst du doch noch; aber jetzt gieb mir die Hand und sag' mir, du zürnest mir nicht mehr, und wenn mich Gott gesund erhält, so wollest du mein Weib werden, versprich mir's." — Elsi gab ihre Hand, aber schwieg. —

„Versprichst mir's?" fragte Christen. Es wollte Elsi das Herz abdrücken und lange fand sie keinen Laut, und erst als Christen noch einmal sagte: „So red' doch, sag' mir, du wollest mich, daß ich auch weiß, woran ich bin," antwortete sie: „Ich kann nicht." — „Aber Elsi, besinn dich," sagte Christen, „denke, du könntest reuig werden, sage ja." — „Ich kann nicht," wiederholte Elsi. „Elsi, besinn dich!" bat Christen dringend, — „sag mir das nicht zum drittenmal; wer weiß, ob du mir dein Lebtag noch Etwas sagen kannst; sag' ja, um Gottes Willen bitt' ich dich." — Ein Krampf faßte Elsi's Brust, endlich hauchte sie: „Ich kann nicht." — „So sieh, was du gemacht hast!" antwortete Christen, „und verantworte es dann vor Gott." — Mit diesen Worten stürzte er fort; Elsi sank bewußtlos zusammen.

Still ging der zweite März über dem Thale auf. Die meisten Bewohner waren am Abend vorher lange auf gewesen und hatten den Abziehenden das Geleit gegeben, und so begann erst spät des Tages Geräusch. Elsi war betäubt und ging herum wie ein Schatten an der Wand. Die Meisterfrau hatte wohl gemerkt, daß Christen oben am Fenster Abschied genommen, aber nichts verstanden. Sie hoffte, daß sie sich verständigt, und fühlte Mitleiden mit Elsi's Aussehen, welches sie der Angst um Christen's Leben zuschrieb. Sie tröstete, so gut sie konnte und sagte, es sei noch nicht gewiß, daß es Krieg gäbe, vielleicht sei es nur wieder blinder Lärm. Und wenn schon, so hätte sie gehört, unter hundert Kugeln treffe nicht eine einzige, und Christen sei alt genug, um aufzupassen, daß ihn keine treffe, und nicht so wie ein Sturm drein zu rennen, ohne sich zu achten, wohin. Elsi sollte nur nicht Kummer haben, es werde noch Alles gut gehen, und ehe Pfingsten da sei, könne es eine schöne Hochzeit geben. — Dieser Trost wirkte aber

wiederum umgekehrt, und Elsi begann, ganz gegen ihre Gewohnheit, laut auf zu jammern. „Er kommt nicht wieder, ich weiß es, und ich bin Schuld daran,“ rief sie verzweifslungsvoll. — „Aber, mein Gott, hast du es denn nicht mit ihm ausgemacht, und ihm das Wort gegeben? Er wird doch expreß deßwegen gekommen sein, und vielleicht dir den Hof noch lassen verschreiben, ehe er von Burgdorf ausrückt.“ — „Nein! habe ich gesagt, und er hat gesagt, lebendig werde ich ihn nicht wiedersehen.“ — Da schlug die Bäuerin die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Aber, mein Gott, mein Gott, bist du verrückt, oder eine Kindsmörderin, oder eine Schinderstochter? eins von diesen dreien muß sein, sonst hättest du es nicht über's Herz gebracht, einen solchen Burschen von der Hand zu weisen. Bist eine Schinderstochter oder eine Kindsmörderin? ich will es jetzt wissen.“ — „Keins von Beiden bin ich,“ sagte Elsi, tief verletzt über solchen Verdacht; „von vornehmen Leuten bin ich her, wie hier im ganzen Kirchspiel keine wohnen, und was mein Vater gethan hat, dessen bin ich nicht schuld.“ — „So, was hat der gemacht?“ fragte die Frau — „er wird Jemanden gemordet haben, oder falsches Geld gemacht, und ins Zuchthaus gekommen sein.“ — „Nein, Frau,“ sagte Elsi, „ich weiß nicht, warum Ihr mir das Schlimmste ansinnet.“ — „Aber Etwas muß es doch sein, das dir im Weg ist; so wegen nichts schlägt man einen solchen Mann nicht aus. Vielleicht hat er falsche Schriften gemacht oder wird sich selber gemordet haben und nicht im Kirchhof begraben worden sein.“ — „Nein, Frau,“ sagte Elsi, „das ist nicht wahr; er hat Geldstag gemacht und muß jetzt betteln gehn. Ich will es gleich heraussagen, sonst meint man, wie schlecht ich sei, und es wird ohnehin bald Alles aus sein, und da möchte ich nicht, daß man mir Schlechtes in's Grab redete.“

— „Was, geldstaget, und deswegen willst du nicht heirathen, du Tropf du? Und das darfst du nicht sagen? Je weniger du hast, einen desto reichern Mann bedarfst du. Wenn Niemand heirathen wollte, in dessen Familie irgend Einer Geldstag gemacht, denke nur, wie Viele ledig bleiben müßten, denen das Heirathen so wohl ansteht." — „O Frau," sagte Elsi, „Ihr wißt darum nicht, wer wir gewesen sind, und was unser Unglück für mich war." — „O, doch nicht etwa unserem Herrgott seine Geschwister?"

„O Herr, o Herr, o Mutter, o Mutter! sie kommen, sie kommen!" schrie draußen ein Kind. — „Wer?" rief die Frau. — „Die Franzosen, sie sind schon im Lochbach, oder doch in Burgdorf; hör', wie sie schießen!" „O Christen, o Christen!" schrie Elsi; Alle liefen hinaus. Draußen stand Alles vor den Häusern, so weit man sehen konnte, und „Pung, Pung" tönte es Schuß um Schuß dumpf über den Berg her. Ernst horchten die Männer, bebend standen die Weiber, und wo möglich stand jedes neben oder hinter dem Manne, rührte ihn an, oder legte die Hand in die seine, und gar manches Weib, das lange dem Manne kein gutes Wort gegeben, ward zärtlich und bat: „Verlaß mich nicht, um tausend Gotteswillen verlaß mich nicht, mein Lebtag will ich dir kein böses Wort mehr geben!" — Endlich sagte ein alter Mann am Stecken: „Gefährlich ist das nicht, es ist weit noch; jenseits der Aare, wahrscheinlich am Berg. Wenn sie in Gränchen mustern, hört man das Schießen akkurat so. In Längnau stehen die Berner und oben auf dem Berg sollen auch deren sein; in Solothurn wird man den Franzosen schon heiß machen; das sind die Rechten, die Solothurner, beim Schießen immer die Lustigsten." — Das machte den Weibern wieder Muth, aber manchem Knaben, der Flinte oder Hellebarde in der Hand auf dem

Sprunge zum Ablauf stand, war der Ausspruch nicht recht. — „Wir gehen gleich," sagte Einer; „und sollte es bis Solothurn sein. Wenn wir alsbald fortmarschiren, so kommen wir vielleicht noch zum rechten Hauptstreit." — „Ihr wartet," befahl der Alte. „Wenn Einer hier läuft, der Andere dort, so richtet man nichts aus, mit einzelnen Tropfen treibt man kein Mühlrad. Wenn in Solothurn die Franzosen durchbrechen, dann ergeht der Sturm, die Glocken rufen, auf den Hochwachten wird geschossen und die Feuer brennen auf, läuft Alles mit einander in Gottes Namen was Hände und Füße hat, dann geht's los, und der Franzos wird erfahren, was es heißt in's Bernbiet kommen. Bis dahin aber wartet." — Das war manchem wilden Buben nicht recht, er drückte sich auf die Seite, verschwand, und mehr als einer kam nie wieder. — „Du glaubst also nicht, daß unsere Leute schon im Krieg seien?" frug bebend Elsi an des Alten Seite. — „O nein," sagte der Alte, „die werden wohl erst jetzt von Burgdorf ausrücken, gegen Fraubrunnen oder Bätterkinden zu; was für Befehl sie bekommen, weiß ich nicht. Aber schaden würde es nichts, wenn Jemand auf Burgdorf ginge, um da zu hören, was vorgeht."

Aber in Burgdorf war es nicht viel besser, als hinten im Heimiswylgraben; ein Gerücht jagte das andere, eines war abenteuerlicher als das andere. Die Franzosenfeinde wußten zu erzählen, wie die Fremdlinge geschlagen worden, und, wo nicht todt, doch schon mehr als halbtodt seien; die Franzosenfreunde wußten das Umgekehrte; das ganze Bernerheer sei geschlagen, gefangen oder verrathen, und predigten laut, man solle sich doch nicht wehren, man gewinne nichts damit, als eine zerschossene oder zerstochene Haut. So wogten die Gerüchte hin und her, wie vor einem Gewitter die Wolken durcheinander gehen.

Gegen Abend hatte das Schießen aufgehört, es war ruhig geworden auf der Landschaft, man hoffte, die Franzosen seien in Solothurn gefangen genommen worden, gleich wie in einer Falle. Elsi war auch ruhiger geworden auf diese Hoffnung hin. Sie hatte der Bäuerin sagen müssen, wer sie eigentlich sei, und da hatte diese wiederum die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Von dem Müller hatte sie gehört, von seinem Thun und Reichthum, und da ihr nur dieser recht in die Augen schien, so betrachtete sie Elsi mit rechtem Respekt. Keinem Menschen hätte sie geglaubt, sagte sie, daß so eine reiche Müllerstochter sich so stellen könne, aber daß sie nicht ihr Lebtag Magd gewesen, das hätte sie ihr doch gleich anfangs angesehen. — „Und das, du Tröpflein, hast du ihm nicht sagen dürfen? Und wenn dein Vater schon ein Hudel ist, so ist deine Familie doch reich und vornehm und sonst nichts Unsauberes darin, und da muß einer Eins gegen das Andere rechnen. O, wenn ich Christen doch das nur gleich sagen könnte; du würdest sehen, das machte ihm nicht nur nichts aus, er nähme noch den Vater zu sich, nur daß er von der Gemeinde käme." — „Das begehre ich nicht," sagte Elsi, „ich begehre nicht mehr mit dem Vater zusammen zu kommen, und Christen kann ich doch nicht heirathen, ich will gar nicht heirathen, nie und nimmermehr. Ich müßte mir doch meinen Vater vorhalten lassen oder daß ich arm sei. Ich weiß wohl, wie das Mannevolk ist, und das möchte ich nicht ertragen. Aber wenn Christen nur nicht im Zorne thut, was unrecht ist und den Tod sucht, ich überlebte es nicht." — „Du bist ein Tröpflein," sagte die Bäuerin, „so etwas ihm nicht zu sagen; das war nur der Hochmuth, der dich plagte. Aber wart', wir wollen ihm morgen Bescheid machen, es wird wohl der eine oder der andere Alte seinen Söhnen, die bei den

Soldaten sind, Etwas schicken wollen, Käs oder Kirschwasser (Branntwein); da will ich dem Christen sagen lassen, es sei daheim ander Wetter und er solle machen, daß er sobald als möglich heim käme, aber gesund und gerecht. Er wird schon merken, was gemeint ist." — Elsi wollte davon lange nichts hören, klagte, wie reuig sie sei, daß sie ein Wort gesagt, drohte, sie laufe fort, jammerte, daß sie nicht schon lange gestorben, und wenn Christen nur lebendig heim komme, so wolle sie gern auf der Stelle sterben: Aber heirathen wolle und könne sie nicht. Die Bäuerin ließ sich nicht irre machen; sie hatte die Heirath im Kopf, und wenn eine Frau eine Heirath auf dem Korn hat, so ist's schwer, sie davon abzubringen. Nun ruhte die Bäuerin nicht, bis sie Einen aufgefunden, der mit Proviant den Soldaten nachgeschickt wurde von einer sorgsamen Mutter, und schärfte dem es ein, was er dem Christen zu sagen hätte. Was die Bäuerin gethan, goß Balsam in Elsi's Herz, aber sie gestand es nicht ein; sie zankte mit der Bäuerin, und zankte mit sich, daß sie ihr Geheimniß vor den Mund gelassen; sie wußte nicht, sollte sie bleiben oder gehen; es mochte ihr fast sein, wie einem Festungskommandanten, der erst von Vertheidigung bis in den Tod, von in die Luft sprengen gesprochen, und dem allgemach die Ueberzeugung kommt, das trüge nichts ab, und leben bleiben sei doch besser.

Der dritte März lief ab ohne Kanonendonner, aber Gerüchte kamen, Freiburg sei über und Solothurn; die Stadt Büren sei verbrannt; die Herren wollten das Land übergeben ohne Krieg. Dieses Gerücht entzündete furchtbaren Zorn, so weit es kam. Da wollten sie doch auch noch dabei sein, sagten die Bauern, aber erst müßten die Schelmen an den Tanz, die Dinge verkauften, welche ihnen nicht gehörten. Gegen Abend wollte man Soldaten gesehen haben, die von

Wynigen kommend quer durch's Thal gegangen seien. Die sollten gesagt haben, sie kämen vom Weißenstein, und Alles sei aus; die Einen hätten kapitulirt, die Andern seien sonst auseinander gegangen, und die Franzosen würden da sein, ehe man daran denke.

Dieser Bericht ging mit Blitzesschnelle durch's ganze Thal und regte Alles auf: aber wie ein Blitz verschwand er auch; am Ende wußte man nicht, wer die Soldaten gesehen hatte; man wußte nicht mehr, waren es eigentliche Soldaten gewesen oder Spione, welche das Land auskundschaften sollten; denn es seien viele Deutsche bei den Franzosen, hieß es, die akkurat gleich redeten, wie man hier rede, und überhaupt beschaffen seien, wie andere Menschen. Diese Nachricht hinterließ nichts, als vermehrte Unschlüssigkeit; man wußte nicht, sollte man die ausgerückten Leute zurückerwarten, oder sollte man nachrücken. Man stand umher, packte auf, packte ab, es war akkurat, als ob es eigens dazu angelegt wäre, den Volksmuth wirkungslos verpuffen und verrauchen zu lassen.

Der Bursche, der ausgesandt worden war, kam erst am zweiten Tag, am 4. März, zurück, aber mit bösem Bescheid. Christen hätte er nicht finden können, sagte er aus. Es hätte geheißen, er sei gegen Bätterkinden zu gerückt, mit seiner Batterie; dahin habe er ihm nicht nach wollen; es heiße, unüberlegt trappe man in die Franzosen hinein, wie in ein Hornissennest, und ihre Dragoner kämen daher, wie in den Lüften; wenn man meine, sie seien noch eine Stunde weit, so hätte man sie schon auf dem Hals. Er habe daher den Gruß in Fraubrunnen abgegeben, mit dem Auftrage, ihn dem Christen zuzustellen, wenn man ihn sehe. Zurück kämen die Leute aber nicht; sie wollten auf die Franzosen warten, heiße es, und Andere meinten, man warte nur auf

Zuzug und wolle dann auf die Franzosen, welche sich nicht aus Solothurn hervorlassen dürften. Bald werde es losgehen, darauf könne man zählen.

Dieser Bescheid regte Elsi fürchterlich auf. Also Krieg war's und dahinein war Christen von Elsi's Nein gejagt, und Niemand besänftigte ihn, und die gute Botschaft hatte er nicht vernommen; lebendig sah sie ihn also nicht wieder! Es drängte sie, ihm die Botschaft selbst zu bringen, aber sie wußte keinen Weg, und fürchtete, so allein in die Franzosen zu laufen, und die Bäuerin tröstete sie, der Landsturm werde allweg bald ergehen, da mache sich Alles, da könne sie mit, sie wolle für sie daheim bleiben; denn wegen des Viehes könne doch nicht Alles fort. So werde sie früh genug kommen; denn man werde die Sache doch nicht lassen angehen, bis Alles bei einander sei.

Alles rüstete sich; Jeder suchte seine Waffe sich aus; eine tüchtige zweizinkige Schoßgabel an langem Stiele, mit welchem man in der Ernte die Garben ladet, stellte Elsi sich zur Hand, und wartete mit brennender Ungeduld des Aufbruchs.

Am 5. März war's, als der Franzos in's Land drang, im Lande der Sturm erging, die Glocken hallten, die Feuer brannten auf den Hochwachten, die Böller krachten und der Landsturm aus allen Thälern brach, der Landsturm, der nicht wußte, was er sollte, während Niemand daran dachte, was er mit ihm machen sollte. Aus den nächsten Thälern strömte es Burgdorf zu; dort hieß es, man solle auf Fraubrunnen; die Nachricht sei gekommen, daß die Franzosen von Solothurn aufgebrochen; auf dem Fraubrunner Felde sollte geschlagen werden; dort warteten die Berner, und namentlich Füsiliere und Kanoniere aus dieser Gegend. Der Strom wälzte sich das Land ab, Kinder, Greise, Weiber bunt durch

einander, an eine Ordnung ward auch nicht von ferne gedacht, dachte doch selten Jemand daran, was er eigentlich machen sollte vor dem Feinde. Von einem wunderbaren, fast unerklärlichen Gefühle getrieben, lief Jeder dem Feinde zu, als ob es gälte, eine Heerde Schafe aus einem Acker zu treiben. Das beginnende Schießen minderte die Eile nicht, es schien Jedem Angst zu sein, er käme zu spät. Unter den Vordersten war immer Elsi und jeder Schuß traf ihr Herz, denn sie mußte denken, hat er Christen getroffen? So wie sie aus dem Walde bei Kernenried kamen, erblickten sie den beginnenden Kampf am äußersten Ende des Fraubrunner Feldes gegen Solothurn zu. Kanonen donnerten, Bataillonsfeuer krachten, jagende Reiter wurden sichtbar, Rauchmassen wälzten sich über das Moos hin. Erstaunt standen die Landstürmer, sie hatten nie ein Gefecht gesehen, wenigstens unter Hunderten nicht Einer. Wie das so fürchterlich zuging hin und her, und von Weitem wußte man nicht einmal, wer Feind, wer Freund war! Je länger sie zusahen, desto mehr erstaunten sie, es begann ihnen zu grauen (grusen) vor dem wilden Feuer mit Flinten und Kanonen, und Alles scharf geladen; sie fanden, man müsse warten und zusehen, welchen Weg es gehe; wenn man da so auf's Geradewohl zu marschire, so könne man unter die Läzen (Unrechten) kommen. Kein Mensch war da, sie zu ordnen, zu begeistern, rasch in den Feind zu führen. Es waren in jenen Tagen die Berner mit heilloser Blindheit geschlagen. Das Feuer der Soldaten ließ man auf die gräßlichste Weise erkalten, und wenn's erkaltet war ob dem langen nutzlosen Stehen, manchmal lange Zeit ohne Führer, liefen sie halt auseinander. Das einzige Mal, wo die Soldaten vorwärts geführt wurden, statt zurück, erfuhren die Franzosen, was Schweizerkraft und Muth noch Dato

können, bei Neuenegg erfuhren sie es. Elsi ward es himmelangst, als man so müßig da stand, als gar hier und da eine Stimme laut wurde: „Ihr guten Leute, am besten wär's, wir gingen heim, wir richten da doch nichts aus." — Und wenn Niemand zu Hülfe wolle, so gehe sie, wofür man denn bis hierher gekommen? sagte Elsi. Wenn sie nur den kürzesten Weg über's Moos wüßte. Sie kämen mit, riefen einige junge Bursche, und die Masse verlassend eilten sie auf dem nächsten Weg Fraubrunnen zu. Als sie dort auf die Landstraße kamen, war ein hart Gedränge, eine Verwirrung ohne Gleichen. Mit Gewalt fast mußte sie sich drängen durch Bernersoldaten, die auf der Straße standen und müßig zusahen, wie vorwärts ein ander Bataillon mit dem Feinde sich schlug. Auf die wunderlichste Weise schlug man sich, schlug sich vereinzelt mit dem Feind, oder wartete geduldig, bis es ihm gefiel, anzugreifen. Keiner unterstützte den Andern, höchstens, wenn ein Bataillon vernichtet war, gab ein anderes zu verstehen, es sei auch noch da und harre des gleichen Schicksals. Das Alles sah Elsi im Flug, und wenn die Soldaten, die sie mit Püffen nicht schonte, schimpften und ihr zuriefen, sie solle heimgehen und Flachs spinnen, so sagte sie, wenn sie da stünden wie die Tröpfe, so müßte das Weibervolk voran, um das Vaterland zu retten, und wenn sie was nütz' wären, so gingen sie vorwärts und hülfen den Andern. Elsi hatte vom Moos weg eine große Linde gesehen, und bei derselben sah sie den Rauch von Kanonen, dort mußte ihr Christen sein, dorthin eilte sie mit aller Hast. Als sie auf die Höhe kam, hinter welcher von Fraubrunnen her die berühmte Linde liegt, wo die Berner vor bald 500 Jahren die Gugler schlugen, donnerten die Kanonen noch, aber Elsi sah, wie rechts zwischen Straße und Moos vom Rande des Raines gedeckt, Reiter

daher gesprengt kamen wie der Nordwind, fremdländisch anzusehen. „Franzosen! Franzosen!“ rief Elsi, so laut sie konnte, aber ihre Stimme verhallte im Kanonendonner. Die Reiter wußten, was sie wollten, sie wollten die Batterie, welche ihnen lästig geworden war. Ebenfalls die Linde im Aug', lenkten sie, sobald sie unter ihr waren, auf die Straße herauf und stürzten sich auf die Kanoniere. Diese ohne nähere Bedeckung, suchten zwischen ihren Kanonen sich zu vertheidigen, aber Einer nach dem Andern fiel. Einen einzigen sah Elsi noch, der mit seinem kurzen Säbel ritterlich sich wehrte; es war ihr Christen. „Christen! Christen! wehre dich, ich komme!“ schrie Elsi mit lauter Stimme. Den Schrei hörte Christen, sah seine Elsi, sank aber im gleichen Augenblick zum Tode getroffen zwischen den Kanonen nieder. Elsi stürzte mit der Wuth einer Löwin auf die Franzosen ein, diese riefen ihr Pardon zu, aber Elsi hörte nichts, rannte mit ihrer Gabel den Ersten vom Pferde, rannte an, was zwischen ihr und Christen war, verwundete Pferde und Menschen; da fuhren zischende Klingen auf das Mädchen nieder, aber es rang sich durch und erst zwischen den Kanonen fiel es zusammen. Vor ihr lag Christen. „O Christen, lebst du noch?“ rief Elsi mit dem Tode auf den Lippen. Christen wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht, die blutige Hand reichte er ihr und Hand in Hand gingen sie hinüber in das Land, wo nichts mehr zwischen den Seelen steht, die sich hier gefunden. Die Franzosen sahen gerührt diesen Tod, die wilden Husaren waren nicht unempfänglich für die Treue der Liebe. Sie erzählten der Liebenden Schicksal, und so oft sie dasselbe erzählten, wurden sie wehmüthig und sagten, wenn sie gewußt hätten, was beide einander wären, beide lebten noch, aber in wildem Gefecht habe man nicht Zeit zu langen Fragen.

Der Notar in der Falle.

Kleine Städtchen sind in der Regel ganz allerliebst. Gewöhnlich liegen sie an einem Bache, dem es so wohl im Städtchen ist, daß man nicht weiß, läuft er nach Westen oder nach Osten; sie sind statt mit Wällen und Graben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieselben mitten im eigenen Schooße, d. h. im Städtchen selbst zu behalten. Die Menschen darin sind allerliebst, nicht über eine Form geschliffen, sondern jeder trägt sein eigen Gepräge, allgemein ist blos, daß die Mädchen zumeist zärtlich sind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch schrecklich viel Liebe im Leibe, heirathen daher gewöhnlich sehr jung; thun sie es nicht, so müssen sie von Morgens früh bis Abends spät schrecklich viel Flüssiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen sie als Ehemänner die doppelte Portion sich ein, wahrscheinlich damit die Frau an ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, sondern an einem Flusse, aber die Mädchen waren deßwegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durstig. Das Städtchen hatte eine wunderschöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem schönen Hause Platz machen müssen, auf die schönen Häuser that man sich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen, wenn sie sich essen und trinken ließ

oder sonst was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden sich um's Städtchen, waren allerdings auch sehr gesucht und geschätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gern mit jungen Herren spazieren, da werden auch die Hölzernsten warm, der Liebe Gold wird flüssig, und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehn auch gern spazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein guter Kaffee und delikate Fische oder sonst was Gutes in Aussicht steht.

In diesem Städtchen lebte ein Mädchen, Namens Luise. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luise, nicht weniger liebte sie die Natur zum Spazierengehn; aber wie hölzern Einer auch war, Feuer fangen wollte Keiner, flüssig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch schien, wie sehr der junge Herr auch schwitzte. Ach, dem schönen Herzen voll Liebe entsprach Luisens Aeußere nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnenstecken, noch einer Kegelkugel, ihr Gesicht war weder roth wie eine Klapperrose, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber sie war eben eigentlich gar nichts; sie war eben eins von den unglücklichen Wesen, deren Aeußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches; die man wieder vergißt, wie oft man sie sieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen sie einschlagen können in ein ander Herz und daran sich festhalten, wie Flößer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen sie vorbei fahren. Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, sie floß akkurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen ist, soll es zum obern oder zum untern Thor hinaus. Zudem redete Luise noch leise, daß wer nicht haarscharf hörte, die Hände hinter die Ohren halten mußte, wenn er mit ihr konversiren wollte, eine Haltung, welche

der Liebe nichts weniger als förderlich sein soll. Das gute Kind war schüchtern, hatte gar keine Ursache zum Selbstbewußtsein zu kommen, wußte nicht, wenn sie was sagte, war es dumm oder war's gescheidt, im ersten Fall war es also besser, man verstand es nicht; zudem war es ihr oft als müßte sie weinen, wenn sie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luise war keine Bürgerin des Städtchens, sondern eine sogenannte Hintersässin, hatte also keine Bürgernutzung, weder Holz aus dem Wald noch eine Pflanzstelle auf der Allmend, was begreiflich ihr Ansehn auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin; diese hatte Holz, Platz zum Kohl, ein eigen Gärtchen, sonst wenig Vermögen, aber Viele, welche darauf warteten. Von Luisens Vermögen war nichts bekannt, man nahm also an, sie hätte keins; wenn sie welches hätte, würde sie es schon sagen. Der Schluß ist ziemlich bündig und wurde noch bestätigt durch Luisens sehr einfache Kleidung, und das Versäumen zu gehöriger Zeit ändern zu lassen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug sie noch wenigstens drei Monate lang weite Aermel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, so daß die Mägde bei den Brunnen aufmerksam wurden und die arme Luise zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte sich wenig um Luise, war aber sehr stolz auf ihren Mann selig, den Spendvogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen ihre Kindbetten erzählten, so gab sie zum Besten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und sie Spendvögtin.

Luise hatte viele Freundinnen, sie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, so ward Luise die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte

keinen Geliebten abspenstig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil sie ihn selbst fangen wollte. Eine solche Freundin ist unbezahlbar, sie sind aber auch selten. Daran gedachte aber keine, welche bittere Qualen die arme Luise erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr sprach: „O Gute, ich habe gefunden!" Jedes Kind weiß, wie es der Eva ging, als sie die Schlange in den Apfel beißen sah, daß es sie nicht leben ließ, bis sie ebenfalls hineingebissen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde so wunderlich wird, wenn es Andere Was essen sieht, und es hat selbsten nichts, und wie es nicht ruht, bis es selbst auch zu Etwas gekommen. Ja, unsern humanen Juristen, welchen Diebe und Mörder weit lieber sind als ehrliche Leute, sintemalen sie von Dieben und Mördern leben und um so besser, je mehr deren sie pflanzen, beweisen ja, daß nichts ansteckender sei und Laster pflanzender, als wenn man Jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, statt abgeschreckt zu werden, die Lust an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laster begangen würden, als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juristen treiben es wohl gut, wenn sie es dahin bringen mit angeblicher Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juristen; — so nimmt es uns Wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern vordemonstriren und plädiren werden? Wird man nun nach den Juristen unter einem Galgen galgensüchtig, was meint man, was muß erst an einer Hochzeit die ledige Mannschaft werden? Faktum ist auch, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten sich machen, blasirte Hagestolze zu schmachten anfangen, Spröde aufschauen, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreiflicher ist es, absonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt, — gewöhnlich

kommt sie auf den Fußspitzen und schlägt die Augen nieder — und was erzählen will und nicht weiß wo anfangen, und wenn sie angefangen, reuig wird und lieber nicht fortführe, und am Ende doch erzählt, wie sie spazieren gegangen, und was er gesagt, und was sie gesagt, und wie es dann weiter gegangen, und wie sie jetzt einen Geliebten hätte, einer, wie keiner noch gewesen, und wie sie jetzt glücklich sei wie im Himmel, und dazu sich die Augen wischt, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und spricht: ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßtest wie! Ach Gott! wie gerne wüßte ich es, denkt die um den Hals Gefallene und kann fast die Thränen nicht verdrücken, wenn sie herausstottert: „So, so, he nun, es freut mich für dich, wenn du glücklich bist. Per se kennst du ihn besser, er wird nicht sein wie die Andern! Ach ja. Aber was mich dauert, ist, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz isolirt, alleine in der Welt!" Dann weint sie ganz bitterlich, aller Trost ist umsonst, wie die Freundin auch zuspricht, sie solle sich doch nicht desoliren, sie bleibe da, und ihre Freundschaft solle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten sie sich sehen; es wäre doch sonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben sollte, ein so eng Herz hätte sie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin schon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht blos a priori, sondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Person darin Platz hätten. Es giebt ja Herzen, in denen die Menschen nicht blos Compagnien-, sondern Regimenter-weise Platz haben. Habe erst eine Anekdote der Art von einem alten Pferde gelesen. Ist ein Roßherz so weit, wie weit muß erst ein menschlich Herz sein und zwar ein junges, welches noch elastisch, nicht verknöchert

ist? Aber die Freundin tröstet umsonst, Luise weint immer bitterlicher, bis endlich die Freundin recht verlegen wird und sagt, sie müsse gehen, sie habe ein Rendezvous mit dem Geliebten. Ach da weint Luise noch bitterlicher, ihr Lebtag hat sie noch nie ein Rendezvous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendvögtin, wenn sie in verschiedener Gesellschaft waren im Winter und doch nur mit einem Laternchen heimgehen wollten. „Ach, das Luise ist doch herzgut," sagt die Freundin, „ich wußte gar nicht, wie lieb ich ihm war. Du glaubst gar nicht, wie das arme Geschöpf weinte, als ich ihm sagte, ich sei versprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann Niemand mehr auf der Welt, wenn ich ihn's verlasse, hat es gejammert. Es ist wahr, verheirathen wird es sich per se nicht, Geschwister hat es keine, und wenn einmal die alte Spendvögtin weg ist, so wird es wirklich nicht wissen wohin."

Aber Luise dachte weder an die Freundin noch an die Spendvögtin, und darum weinte sie nicht, weil sie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schooß legen konnte; aber anders wohin hätte sie dasselbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil sie dieses nicht konnte, darum weinte sie so bitterlich. „Ach, will mich denn Niemand lieben, und meinte ich es doch so gut, ach und wie wollte ich Einen glücklich machen, o anders als die Andern alle, welche Egoistinnen sind. An mich denkt Keiner! Eine nach der Andern findet Einen, ich Keinen, ich muß allein bleiben, Niemand hat mich lieb. Ai, ai!" So jammert Luise, hält die Hand auf's Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es gesprungen sein müßte. Und doch wurde Luise nicht neidisch, stellte sich nicht vor den Spiegel, verglich sich nicht mit der Glücklichen, fand sich nicht zehnmal hübscher als sie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der sie auser-

wählt, seine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sünden auf, stellte die eigenen Tugenden daneben, sagte nicht: he nun so dann, wenn sie nicht mehr Verstand haben, so ist es ihnen zu gönnen, wenn sie so recht getäuscht werden, lief ebenfalls nicht bei den Freundinnen herum, zählte an den Fingern die Laster der Freundin her und schloß weinerlich: wie doch der arme Mensch sie daure, der meine, er kriege einen Tugendspiegel und habe die schrecklichste Sündenbüchse auf Erden. Wenn sie nur Jemand wüßte, sie ließe ihn im Vertrauen warnen, es sei doch nicht recht, wenn man seinen Nächsten in's Unglück rennen sehe und gebe ihm keinen Wink. Von diesem Allem sagte Luise nichts, sie dachte nur: will mich denn Keiner lieben? und wenn sie unter die Leute kam, so schien sie noch farbloser, redete noch leiser, und, wie gesagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, sind eben nicht förderlich Liebe zu wecken und anzubrennen. Endlich hatte sie nur noch eine Freundin, denn, wie gesagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Aussicht auf Erden kannten sie nicht, als die Aussicht, Spendvögtin, Seimeisterin, Seckelmeisterin oder gar Frau Rathsherrin zu werden. Für diese Aussichten schwärmten sie förmlich, während sie die Aussicht auf dem Niesen sehr fade fanden, dieweil kein Wirthshaus dort sich findet. Auf dem Faulhorn ist ein Wirthshaus, die Aussicht aber dumm; man sehe ja nur Berge, die könnten sie vom Haus aus auch sehen, und eigentlich wüßten sie nicht, was man an den Bergen sehe. Genau besehen, sei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine schöne Promenade, auf welcher Herren und Damen spazieren gingen, viel besser. Wegen den Herren wollten sie nun nichts sagen, aber wo viele Damen und Töchter spazierten, absonderlich, wenn Fremde da seien,

sehe man alleweil was Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug, kurz immer was, das einem zu denken gebe, erstlich wie man wohlfeil dazu kommen könnte, und zweitens, wie schön es einem stehen müßte, so kalkulirten sie. Die letzte der Freundinnen hatte den Wahlspruch der alten Garde: die Garde stirbt, ergiebt sich nicht, nicht zu dem ihren gemacht, sie hatte von je für die Aussicht Vögtin oder gar Meisterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden, stark geschwärmt, aber fruchtlos, war indessen nicht in Verzweiflung darüber gerathen, denn Julie war ein zäh Ding, hielt sich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär', ich lebte nicht mehr! Diese Hoffnung ließ sie auch nicht zu Schanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem schönen Sonntage Nachmittags — in den Hundstagen war es — ging an ihrer Seite ein hölzernes Subjekt in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amte mit großen Aussichten. Julie schrie begreiflich nicht Fürio, sie ließ brennen was brennen wollte, ihr Herz und des Subjekts Herz, beide zusammen gaben eine artige Flamme. In diesen Flammen wurden beide eins, d. h. glücklich und räthig, Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luise, ihr zu verkünden, wessen ihr Herz voll war. Wie da Luise weinte und trostlos war, kann man sich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, fast hätte sie mit geweint, sie zeigte die herzlichste Theilnahme, las in den hintersten Winkeln die Trostgründe zusammen. Zwischen durch entrannen ihr Bruchstücke ihrer Aussichten und Gedanken, ob sie sich am Hochzeitstage schwarz oder weiß kleiden solle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenstrauß in der Hand oder angeheftet? Endlich schloß Julie, da alle Trostgründe bei Luise nicht anschlagen wollten: „Du mußt dabei sein, denn

ich bin gekommen, dich zu bitten meine Brautführerin zu sein. Mein Fritz hat mir gesagt, es müßte glänzend zugehn an unsrer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es sein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat gestern sich nicht Alles ergeben mögen und immer kam Jemand dazwischen, hing sich an uns, wenn unsere Herzen im besten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht gesehen meinen Fritz, den Spitzbuben! — das hölzerne Subjekt."

Luisens Thränen versiegten nicht auf der Stelle, aber doch schneller als man hätte erwarten sollen. Wie nach einem Gewitterregen wächst und blüht, was noch wachsen und blühen kann, so wuchs aus Luisens Thränen eine Freude auf, die sie noch nie gehabt, die Freude Brautjungfer sein zu können. Ganz wonniglich warm rieselte es in ihrem Herzen, wenn sie daran dachte, es war ihr halb und halb als wäre sie selbsten Braut, Brautführerin war die gute Luise auch noch nie gewesen. Die einen ihrer Freundinnen dachten nicht an sie, andere wollten ihr die Kosten nicht verursachen, fürchteten, sie möchte gar zu armselig erscheinen und die Leute sagen: ob keine miserablere Brautführerin zu finden gewesen, das Hochzeitpaar müsse auch nichts Besonderes sein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zu Grunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zusammen, wünschten Die und Jenen in Berührung zu bringen, Bekanntschaft zu vermitteln. Wo war dazu bessere Gelegenheit und wann die Herzen günstiger gestimmt, als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn sie, nachdem sie ihre Pflicht gethan, Braut und Bräutigam zusammen geführt, diese vom Pfarrer eingesegnet, Arm in Arm die Kirche verlassen, sich nun gegenseitig die Arme geben, Paar und Paar hinter dem eigentlichen Paar her-

ziehen: — da wäre es doch wunderlich, wenn sie nicht auch Heirathsgedanken faßten und wenigstens als halbe Ehepaare sich vorkämen. Luise hatte nie daran gedacht, daß sie auch Brautführerin sein könnte, nun jetzt einmal war sie erkoren, es war als ob ihr ein Licht angezündet sei in der Seele. Gern würden wir erzählen, wie dieses Licht, das da erschien in der Finsterniß, leuchtete, den Funken folgen, welche aufstiegen von diesem Lichte, Raketen gleich und wunderherrlich schwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luise dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber fast kriegte sie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte, sie zu beobachten, würde in ihren Augen ein süßes, seliges Träumen gelesen, gesehen haben, daß dahinten eine neue Welt aufgegangen sei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergeßlich ward Luise und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: „Aber Luise, was hast auch, keinen Kreuzer bist mehr werth, vergissest Alles unter den Händen. Ich glaube bald, es fehle dir im Hirn und werdest ganz einfältig, das Gescheidtest warest ohnehin nie;" so redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Ursache von Luisens Vergeßlichkeit, denn in ihrer Geschichte, wie sie den Spendvogt bekam, kam Vergeßlichkeit gar nicht vor.

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag, und Luisens Herz zitterte in freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäste, welche am Abend vor demselben stark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke sagten: „Wenn wir morgen nur schönes Wetter haben, aber es wird kaum sein." Allerdings machte der Himmel trübe Miene und alle Regenzeichen waren so sichtlich da, daß man vergeblich gegen sie ein Auge zuzudrücken versuchte. Luise dachte weder an

Barometer, noch an Regen, noch an Sonnenschein, das kümmerte sie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geschlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgestanden aus Angst wegen Luisens Vergeßlichkeit, sie wäre im Stande das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopf zu behalten, hatte sie gesagt. Die Tante hatte nicht Unrecht. „Marei," sagte sie zu der Magd, „geh mit, sonst läuft sie zum Bernthor statt zum andern, und wart' bis sie wirklich in der Kutsche sitzt, sonst setzt sie sich hinten auf's Bret oder vornen auf den Bock. Wie es den ganzen Tag gehen soll, das weiß der himmlische Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn du nicht so mager wärest, so hättest müssen zu Ader lassen, und bessert es nicht, so muß es mir wenigstens geschröpft sein." Der Regen kam bachweise vom Himmel, aber das kümmerte Luise hell nichts; so tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marschirt, als Luise an diesem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Gesichter, und so Mancher als kam, sagte: es regnet. Bei Jedem ging das Werweisen von Neuem an, ob es den ganzen Tag regnen, oder am Mittag oder am Abend das Wetter sich aufheitern werde? Luise allein hatte heute zum ersten Male etwas Ausgezeichnetes, sie machte ein glückliches Gesicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beständig, wenn sie reden wollte, mit den Füßen, als setzte sie zum Tanzen oder Hüpfen an, und sagte gewöhnlich, das Wetter dünke sie nicht so schlimm, und sei man einmal in der Kutsche, so merke man es nicht, regne es oder scheine die Sonne. Da trat ein schön geputzter Herr an sie und sagte: es sei schön von ihr, daß sie den Muth nicht verliere, und wenn es regne, sei man eigentlich viel heimeliger beisammen. Es freue ihn ihre Bekanntschaft zu

machen, er hätte die Ehre Brautführer zu sein. Ach Gott! wie dieß Wort Luise durchzuckte, und wie sie plötzlich ihre Augen aufschlug und in das Gesicht sah, welches dieses Wort gesagt hatte! Es war ein schönes, glattes Gesicht, roth und weiß mit blauen Augen, langer Nase, süßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas schamhaft unter der langen Nase durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen, die Figur steif, spitz standen die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten sich aus langer Uebung die rechtwinklige Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahre mit dem Hochzeiter-Subjekt in einer Amtschreiberei auf dem Lande gewesen, hatte sich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notar aufgeschwungen und wollte sich als solcher in dem Städtchen setzen, wo sein Freund einstweilen noch Substitut, sogenanntes Subjekt war. Es schien Luise, als hätte sie solche Holdseligkeit und Schönheit noch nie in einer Menschengestalt vereinigt gesehen, sie fand kaum den Muth zur Antwort, lispelte sie endlich noch einmal so leise, als sie sonst zu reden gewohnt war. Ihr Herz war so voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht blos das Reden, auch das Athmen ward ihr schwer. Endlich, eine Stunde später, als angesagt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden ausgesandt, die Kutscher sich fast die Zungen aus dem Munde geflucht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subjekt, es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte sich erstlich verschlafen, zweitens sich zu lang mit dem Kamm versäumt, und schließlich ob dem Wichsen der Stiefel, welche nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen sie mit Fett eingeschmiert, weil er bei schlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt

wollten sie ihr Angesicht nicht bald wieder ändern, waren konservativer als viele Menschen. Das gute Subjekt weinte fast aus Angst und Zorn über dieses verfluchte konservative Wesen. Und in der That, es hatte Recht. Was hilft es, wenn man mit dem Kopf radikal ist, ihn dreht, je nachdem von Oben geblasen wird, und die Stiefel bleiben konservativ, sind es doch am Ende die Beine, mit welchen man seinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Anlässen ein schwer Stück Arbeit ist, weil man sich die Kutschen zu weit, die Menschen zu dünn gedacht. Nun, wenn man recht stößt und drückt, der Kutscher mit grimmigem Gesichte nachhilft, fluchend, man versprenge ihm den Kasten, findet am Ende doch Jedes sein Plätzchen und der Kasten springt nicht. An einem solchen Tage leidet und duldet Jedes gern und die zarteste Tochter schreit nicht, wenn ihr ein Herr schon halb auf dem Schooße sitzt. Ja, währschafte Töchter nehmen freiwillig schmächtige Freundinnen auf den Schooß, wenn sie Gefahr laufen zu ersticken. Und je gepreßter man sitzt, die Kutsche gerade aussieht, wie eine Häringstonne; desto mehr rühmt man, wie heimelig man sich befinde und wie man es nie besser wünsche. Etwas Molest entsteht freilich noch, wenn die Damen gnädig sind und den Herren das Rauchen erlauben; vielleicht mit dem Beisatz, sie lebten erst recht, wenn sie Rauch röchen; es dünke sie, ein Herr sei kein Herr, wenn er nicht rauche. Bsonderbar wohl stehe Pfeife oder Cigarre einem männlichen Gesichte. Was das kostet, bis in dieser Presse die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben. Was das für ein Winden und Biegen und Strecken ist, und ohne weibliche Nachhülfe käme man doch nicht zu Stande. Und wenn man es endlich bei der Hand hat, so ist noch kein Feuerzeug da und was da alles verwunden werden muß,

bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kommt, hat gesehen, wer mal dabei gewesen ist.

Am Ende geht es uns in diesem eigenthümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungeduld im Gemüth hat, wie in manch anderm Zwang, er scheint sich allmälig zu erweitern, es wird uns behaglicher und zuletzt ist es uns sogar leid, wenn wir an Ort und Stelle sind und wieder ausgepackt werden sollen. Das ist nun wieder mit Beschwerden verbunden, indessen alle Glieder sind ganz geblieben, sogar die Haut, und wenn sie schon starke Eindrücke empfangen hat, wer sagt uns, daß starke Eindrücke immer unangenehm sind? Freilich, die Garderobe der Damen ist nicht mehr ganz so frisch, sieht gerunzelt aus wie alte Zigeunergesichter. Indessen die Damen geben schon nicht mehr so viel darauf, die sind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedeckt unendlich viele Falten und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, Krummes gerade machen, Zerknittertes wieder blank. In unendlichem Glück war Luise neben dem Notar gesessen, die ganze Fahrt war ihr ein himmlischer Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott 1000 Jahre wie ein Augenblick sein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notar zu einem Moment zusammenflossen. Nun, wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchengehn zugeht, weiß Jedermann. Es ist der zweite Aufzug des Schauspiels, welches beim Einsteigen aufgeführt wurde, es ist eine respektive Unordnung. Die Einen kommen nie zum Frühstück, die Andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Sigrist würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm gespendete Trinkgeld sein würde, ihn zurückhielte. In der Kirche gings ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und un-

empfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer schuld sind. Von wegen, jaget Kameele, Büffel, Bisonochsen, Elephanten, ja Rhinozerosse und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen, so streng er mag: weder Giraffen, noch Rhinozerosse, noch Elephanten, noch Bisonochsen, Büffel, Kameele und anderes Hornvieh wird was Anderes denken, als wenn es nur wieder raus wäre, und nichts Anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kann, und wenn das nicht mehr sichtbar ist, nach einem andern spähen, wo es wieder raus kann. Luise war unter den Weinenden, ihr Schnupftuch wurde ganz naß, aber es waren selige Thränen, sie rieselten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notar dagegen weinte nicht, aber er machte einen steifen Hals und gab genau Acht, ob Alles pünktlich nach Gesetz und Propheten vor sich gehe, nicht irgend ein Formfehler passire, daß er hinten drein sagen könne: die Sache sei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln, daß ihm die Schwarten wehe thäten, er möchte es aber seinem Freunde nicht zu Leide thun und dessen Graueli, die könnten ihn dauern. Der Notar war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wissen wir nicht. Wenn er eine hatte, so bestand sie hauptsächlich in dem eminenten Vermögen ein Gsätzlein nachzupfeifen und zwar ununterbrochen so lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpfiff. Wahrscheinlich hatte sie ein ähnliches Eingericht wie trompetende Tabaksdosen oder Kasten eines Leiermannes. Nun, Alles auf Erden geht zu Ende, selbst die Zeit, in welcher gepreßte Helden des Zeitgeistes und hölzerne Subjekte in der Kirche sein müssen. Aus dicken Wolken strömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unaussprechlich schön und heimelig. Nun kam der Herr Notar in seiner unaussprech-

lichen Holdseligkeit, verbeugte sich so schön er konnte, nahm Luise nicht blos untern Arm, sondern auch unter seinen Regenschirm und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war schön und was das für Gedanken gab! aber nicht blos das war schön, sondern der Notar entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luise nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht blos nie auf die Füße, sondern er leitete sie sogar auf die besten Stellen des Weges; er hielt sie nicht blos nicht unter der Traufe seines Regenschirms, sondern er gab sich wirklich Mühe, sie trocken zu erhalten, so daß seine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettstreit fortdauernd Anlaß gab und welchen der Notar mit so schönen Manieren und Redensarten führte, daß Luise ein Mal über das andere denken mußte, die würde er blos von den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angst und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen sammt dem Regenschirm als ein wirklicher Engel. Zwischen der Kirche und dem Essen ist für Viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht was miteinander machen, besonders wenn man früh aufgestanden und der unterdrückte Schlaf seine Rechte geltend macht, wie ein ungestümer Unterthan. Ach und es schien keine heiße Sonne, in welcher man spazieren, in welcher, was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß sich zu helfen, man spielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Versteckens im ganzen Hause, man amüsirte sich herrlich; absonderlich Luise, welche der Notar immer sorglichst geleitete, sie schützte, die besten Verstecke zu finden wußte, und Alles so zart, so zart, daß Luise immerfort denken mußte: Ach, das ist Einer, das ist Einer!

Ach und das: Ach, das ist Einer, das ist Einer! mußte Luise selben Tages sich noch viel hundertmal wiederholen.

So artig und so zart war noch nie Einer neben ihr gesessen, als der Notar, und noch nie hatte Einer so artig und so zart für alle ihre Bedürfnisse gesorgt. Luise konnte ihm gar nichts abschlagen, aß noch einmal so viel als sie sonst pflegte und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maaß. Dieß hatte den glücklichen Erfolg, daß Luisens Stimme sich kräftigte, so daß der Notar sie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verstand. Nun erst ging die Seligkeit an, d. h. Gespräche, sinnig, tief und hehr, wo der Notar Grundsätze zeigte, ach ganz herrliche! wie Luise nie gesehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freisinnig-feurig, und so freisinnig-feurig, wie er war, wollte er die ganze Welt machen, dann erst sei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion sei das Höchste, aber ganz freisinnig müsse sie sein; wenn sie nicht freisinnig sei, so sei sie das Unglück der Welt und beraube die Menschen der höchsten Güter. Das habe man erfahren und jetzt wolle man die Menschen glücklich machen und nicht blos Einige, sondern Alle, Alle. „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" so rief der Notar begeistert und Luise wurde roth und auch feurig im Herzen. Eine Andere wäre eifersüchtig geworden auf die Welt, mit welcher sie einen Kuß theilen sollte, homöopathischen Küssen früge sie nicht viel nach, würde sie gesagt haben. Luise war nicht so, sie war ganz glücklich mit ihrem 1000 Millionstel-Theilchenkuß und seufzte: ach, welch herrlicher Mensch, für eine bessere Welt geboren! Und als es erst ans Tanzen ging, wie war es da Luise? Es war ihr, wenn sie mit dem Notar tanzte, als ob zwei Engel durch den Aether schwebten. Er ragte über sie empor, trug den Kopf nach hinten und schloß halb die Augen, wie ein Engel, der in seliger Verzückung gen Himmel fahren will. Ungestört konnte Luise zu ihm aufsehen,

ungestört trinken die Wonne seines Anblickes; er sah es nicht, er störte sie nicht, sie konnte träumen, wie der Boden weiche und sie auf Fittigen leise schwebten zu den Sternen empor, die in seligen Räumen wohnen. Aber Alles nimmt ein Ende auf der Welt, der glücklichste Tag verrinnt dem unglücklichsten gleich. So ging es auch diesem Tage, die Geiger mußten verstummen vor dem Fluchen der Kutscher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, drohten mit Fortfahren; wer nicht mitkommen wolle, könne ins Teufelsnamen da bleiben. Nun, es blieb noch das Heimfahren und das ist manchmal das Schönste von Allem, der Punkt auf dem J. Die Herzen sind weich geworden, die Sehnsucht ist groß geworden, die Zungen lösen sich, mit traulichen Geständnissen macht man sich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutscher nachkam und in die finstern Kasten kroch, ach, wo es so heimelig war, wo das Gemüth sich entfalten konnte, so schön als es war, so traulich es wollte, die Hände sich drücken konnten, die Herzen sich finden, ungehört und ungesehen von Allen, welche es nichts anging. Alles war so recht, wie es sein mußte, nur leider eines nicht: die Stimmung der männlichen Bevölkerung, diese unterlag leider dem Zeitgeiste, war nicht sentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebedurstig, sondern patriotisch und freisinnig. Es wurde gesungen und zwar stark, daß man das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen nicht hörte. „Ho, ho, ihr Schützenbrüder" und „laßt die Fahnen wehen", das sind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürstig machen und schlachtensüchtig. Paff, Paff! jagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verschnaufen Pausen machen mußte, so brach der Muth in Prosa aus und absonderlich der Notar erzählte von seinen Heldenthaten, welche er zu verrichten ge-

dachte und wie er sich lieber zu Kraut und Rüben verhacken, zu Pulver zerstoßen ließe, als sich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine ab, so stelle er sich an einen Baum und schlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, so lade er Flinten und Pistolen mit den Füßen und schieße fort wie's Wetter, oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäuche; so könne man ganze Regimenter sprengen. Er legte eine Gesinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luise ganz kalt den Rücken auflief, daß sie ausrief einmal über das andere: „O nein doch, ach nein doch, schweiget doch, es wird mir weh!" Sie sah ihren schönen Notar schon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jesuiten oder eines Oestreichers stecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieser patriotischen Begeisterung ging jede Privatstimmung unter, wie billig, und diese Begeisterung war so hartnäckig und schwunghaft, daß sie nicht verflog, als man aus dem Wagen stieg, sondern daß sie in immer lichtere Flammen ausbrach, als der Notar Luise durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luisen, wie er das Vaterland liebe, was er schon Alles für dasselbe gethan und noch thun wolle, wenn dasselbe auch noch nichts für ihn gethan hätte. Undank sei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen werde, er zähle fest darauf, es komme nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er sich besinnen. „Ach, welch herrliche Gesinnung und wie selten in unsern Tagen!" seufzte Luise. „Sie ist häufiger, als man glaubt," sagte der Notar. „Ich will nicht sagen, daß ganz so wie ich Viele sind, aber unter den Freisinnigen ist im Allgemeinen eine herrliche Gesinnung und Vaterlandsliebe, und wenn man schon begreift, daß das Vaterland nicht Alle auf einmal belohnen kann, so darf man

doch erwarten, daß es nach und nach geschieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden." „Ach, wie edel," sagte Luise, „fast wird das nicht mehr geschehen, wir leben ja in einer so schönen Zeit." „Man kann nicht wissen," sagte der Notar, „aber es ist nicht Alles, wie es sein sollte; es steht Mancher hoch, er that nicht die Hälfte was ich, für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin im Stande mich selbst durchzubringen, was bei Andern nicht der Fall ist, das wird man gedacht haben. Wenn man mich nöthig hat, wird man mich schon finden." „Ach wie bescheiden," sagte Luise, „wenn doch Alle so wären!" Da standen sie vor der Frau Spendvögtin Häuschen, und ehe der Notar sich noch gebührend über die Freude ausgelassen, Luisens Bekanntschaft gemacht zu haben, und die Hoffnung ausgesprochen, das Vergnügen zu haben, sie fortzusetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin sich hören, welche heftig schalt über das späte Nachhausekommen. Luise erschrak, der Abschied verwirrte sich, die lieben Worte blieben ihr im Halse stecken, und ehe sie wußte, wie es geschah, war der Notar verschwunden und sie stand im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die schönsten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luise.

Tage vergehen, aber sie hinterlassen oft Eindrücke, welche nicht blos nicht vergehen, sondern ein eigenes Leben erhalten, wachsen und, als Frucht, ein neues eigenthümliches Dasein bilden. Luise schwelgte die ersten Tage in der Rückerinnerung. Wie oft des Tages sie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvögtin im Hausgang erschien, wissen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem bestimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, so strebt es darüber hinaus, es nimmt ihns Wunder, wie es jenseits desselben aussehe; das liegt in der

Natur. Das lag auch in Luisens Natur. Als sie einige Mal bis zur Spendvögtin gekommen war, so gleichsam das Gitter hinter dem Paradiese, nahm es sie Wunder, was hinter dem Gitter stehe, d. h. was geschehen wäre, wenn die Spendvögtin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder thun, that Luise das Gitter nur ganz wenig, ganz leise auf, daß kaum das Näschen durchmochte, setzte schüchtern einen Fuß hinaus, den zweiten endlich auch, that einige Schritte, und wenn dieser Anfang einmal gemacht ist, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen akkurat, wie Mahomet seinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn sie sich unterstünden Bilder zu machen. Diese Bilder, drohte er ihnen, würden als Schatten sie verfolgen, sich an ihre Fersen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe lassen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, absonderlich von Notarien oder selbst bloßen Subjekten, machen diese Bilder fest darin und beschauen sie alle Tage, so werden diese Bilder das Herz schwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu sein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als sein eigen, so daß es dasselbe ansehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luise, welche der Notar im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine strenge Sache war. Es dünkte sie, wenn sie ihn nur sehen könnte, es würde ihr schon bessern, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge sah sie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmlischen Erscheinung verschwunden. Ihre Freundin Julie war abwesend auf einer Hochzeitreise. Luise war ganz schwermüthig, mußte immer strenger an ihn denken und wenn sie am strengsten an ihn dachte, so mußte sie seufzen und denken, wenn sie Flügel hätte, sie flöge ihm nach! Mit der Spendvögtin durfte sie über Mannspersonen

nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt selig, es schicke sich nicht für so junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin, und doch war Luise näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirath ihrer Freundinnen war sie nach und nach von der Welt so quasi getrennt worden, d. h. sie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich so gleichsam einem Krebs, der bei einer Meeresfluth weit auf den Strand getrieben wurde, und als die Ebbe kam, in einer Pfütze einsam zurückgelassen worden war. Endlich vernahm sie, Julie sei wieder angelangt, sie säumte nicht der jungen Frau ihre Aufwartung zu machen. Sie fand diese voller Freuden, sie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen, und zwar ganz solide, mitgebracht. Sie waren nicht weit gereist, aber mehr als 8 Tage hatten sie sich in der Hauptstadt aufgehalten, wo Fritz, der Spitzbube, vornehme Bekanntschaften hat, welche ihn versicherten, daß er nicht länger bloßes Subjekt bleiben, sondern die erste beste Stelle, welche brav eintrage, erhalten solle. Sie könnten sich ganz bestimmt darauf verlassen, die Herren hätten es ihr selbst in die Hand versprochen und sie hätte versprechen müssen, dieselben aufzunehmen und gut zu bewirthen, wenn sie hinaus zu ihnen kämen; sie wollten wissen, ob die junge Frau Fische backen und Mehlsuppen machen könnte. Es seien gar scharmante Herren, und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben was er wolle, die sorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war so voll Freude und Hoffnung, daß es Luise viele Mühe kostete, das Gespräch so unvermerkt als thunlich auf ihren Notar zu bringen und so unverfänglich als möglich merken zu lassen, was das für ein herrlicher Mensch sei; sie glaube nicht, daß es zwei von dieser Sorte auf Erden gebe.

Da lächelte Julie schalkhaft und sagte: „Luise, nimm dich

in Acht, der sagt dir nicht Herr, der will oben aus, macht Ansprüche. Mein Fritz, der Spitzbube, sagt, der Notar habe gesagt, er wolle entweder gar nicht heirathen oder reich; er glaube dem Vaterland, welches feste, grundsätzliche, unabhängige Männer nöthig hätte, auf diese Weise am Besten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es sei ihm nur Mittel zum Zweck. Er sei gar fest mit den Grundsätzen, der Notar, sagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundsätzen was machen könne." So speiste Julie die arme Luise ab und konnte ihr nicht einmal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notar. Es ging nicht lang, so kriegte Fritz, der Spitzbube, eine sehr schöne Stelle, wurde aus einem Subjekt Präsident, oder noch mehr, und mußte über Hals und Kopf mit seiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwischen Luise und dem Notar vollständig abgebrochen, Luise trostlos. Den Notar im Herzen ward sie nicht los. Derselbe ward ungestümer und plagte sie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luisen Alles in Allem sein! Die arme Luise, wie sie sich auch Mühe gab, kam nie zum Glück mit dem Notar zusammenzutreffen, sie sah ihn höchstens zuweilen von ferne und von hinten. Wie sehr dieß sie für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward sie nur unglücklicher, das Bild in ihrem Herzen ungestümer. Sie hatte keine Freundin, welcher sie sich mittheilen konnte; der Frau Spendvögtin mußte sie sogar ihre Seufzer verbergen. Diese war ohnehin sehr unzufrieden wegen Luisens Vergeßlichkeit, klagte, es sei gar nichts mit ihr anzufangen, und drang mit Ernst darauf, daß Luise, wenn nicht zu Ader, so doch schröpfen lasse. Die Spitalvögtin mißrieth dieß sehr. Sie sagte, ein Fall, wie der, daß man Personen von diesem Aussehen geschröpft, sei ihr nicht vorgekommen, das könnte

sie ja tödten. Sie habe augenscheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, sie wäre sonst nicht so blaß; sie wette, Luise habe die Auszehrung, oder gar die galoppirende Bleichsucht. Da wäre nichts besser als ab Bocksbart zu trinken. Möchte nicht dabei sein, möchte ab diesem oder jenem Bocksbart ein absonderlich Trinken sein. Die Frau Seimeisterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Kost der Frau Spendvögtin sei nicht gut für Luise, die sollte nicht blos Kaffee trinken, sondern tüchtig Fleisch essen, Brat- und andere Würste, gebratene Kartoffeln, kurz so was Währschaftes, Tüchtiges; die Krankheit liege sicherlich im Magen, und wenn alle Glieder schwach würden, so wüßte sie nicht, warum nicht auch das Hirn schwachen und das Gedächtniß abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, schlugen andere Mittel vor, und da alle Tage die Consultationen von vornen anfingen, aber nicht zu Ende kamen, so blieb Luise einstweilen mit Schröpfen und Bocksbart verschont.

Diese Uneinigkeit kam Luise sehr zu statten, sonst hätte sich an ihr das Sprüchwort erwahren können: viele Köche versalzen den Brei und viele Hunde sind des Hasen Tod. Wenn sie der Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen sollen, welche die Meisterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte schlimm kommen können. Luise war krank, aber sie wußte allein, wo es ihr fehlte, aber wie helfen, das wußte sie nicht, und doch trieb sie der Instinkt der Selbsterhaltung, Heilmittel zu suchen. Dieser Instinkt geht zuweilen über alle Doktoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das schärfste verboten hat; kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erstaunen von männiglich weicht die Krankheit und gesund wird der Mensch. Solcher Instinkt stellt sich aber zumeist nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, die Krisis naht, das Leben des

Menschen in der Schwebe ist. So war es wirklich auch mit Luise, sie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil sie nie eine blendende Erscheinung gewesen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luise es noch gemacht hätte, wenn sie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohlwollte, gesagt hätte: „Marei, willst mir einen Gefallen thun, aber versprechen keinem Sterbens-Menschen was davon zu sagen?" „Ja, wenn ich kann und es sich mir schickt, warum nicht. Ja freilich," antwortete Marei. „Du weißt, Tante geht diesen Nachmittag zur Frau Seckelmeisterin, aber ich darf dir nicht sagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht," stotterte Luise. „Pah," sagte Marei, „thut nicht dumm und scheut Euch nicht; wenn Ihr wüßtet, was ich mein Lebtag schon Alles gehört habe, Ihr machtet nicht so lange Flausen." „Aber willst es dann Niemanden sagen?" fragte Luise. „Ei nun so dann: wann du diesen Morgen in die Metzg gehst, so geh doch zum Notar Stößli, er hat seine Schreibstube hinten am Waschhaus, und sage ihm, ich lasse meine Complimente vermelden und ihn ersuchen, diesen Nachmittag zu mir zu kommen, es sei wegen Geschäften, wenn ich wohl wäre, so wäre ich zu ihm gekommen." „Das kann ich machen," sagte Marei trocken. Verdammt Wunder nahm es Marei, was ihre Jungfer mit dem wolle, wenn die Tante nicht daheim sei. Wie aber Luise zitterte und bebte, als Marei fort war, und wie gern sie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Bescheid brachte, ob er komme oder nicht! Er lasse sein Compliment machen und werde, wenn nichts dazwischen komme, sich einstellen, brachte Marei zurück. „Er hat mich gefragt, was er machen solle. Was sollte ich ihm sagen? Ich wisse es nicht, habe ich ihm gesagt; was habe ich anders sollen?" erörterte Mareili unwillig und erwartete

als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umsonst. Luise seufzte nur, ward bleich und roth und Marei mußte brummend sich schieben. Beim Mittagessen brachte Luise keinen Bissen hinunter, so daß es der Frau Spendvögtin Angst wurde. „Ich ließe der Frau Seckelmeisterin absagen," sagte sie, „wenn ich ihnen nicht die Parthie verderben würde. Aber gewiß muß ernstlich dazu gethan sein. Sie mögen sagen, was sie wollen, sicher wäre Schröpfen am besten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei, hörst, gehe und sage dem Doktor Habicht: ich lasse das Compliment vermelden und morgen solle er kommen, wenn er könne. Luise protestirte umsonst. Es werde schon bessern, sagte sie, es sei nur vorübergehend u. s. w. Die Tante bezeugte das Gegentheil und vertiefte sich so in das Thema, daß es Luise katzangst wurde, die Tante vergesse die Frau Seckelmeisterin und die Parthie Boston, treffe mit Notar Stößli unter der Hausthüre zusammen, und frage barsch: was wollt Ihr hier? Nun, diese Angst ging glücklich vorüber, Tante segelte ab und zwar mit geschwellten Segeln; die Andern saßen sicher bereit hinter dem Spieltische, denn schon hatte es ein Uhr geschlagen. Die Spendvögtin wußte, welches scharfe Gericht von Vorwürfen über solch unverantwortliche Verspätung sich ergoß. Kaum war diese Angst gehoben und die Tante verschwunden, kam Luise die Angst vor dem Erscheinen des Notars und zwar so heftig, daß sie zu ersticken meinte, und ihr sonst so stilles Herz polterte, als plumpste eine zweizentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am stärksten plumpste, klopfte es an der Thüre. Die Stimme versagte Luisen, die Glieder zitterten, vom Sopha konnte sie sich nicht erheben. Da öffnete sich die Thüre und ein schönes Gesicht schob sich durch die Spalte, eine schöne Figur kam nach und

leibhaftig stand Notar Stößli vor Luise, verbeugte sich zierlich und fragte, womit er dienen könne, oder ob er etwa ungelegen komme? „Nein," hauchte Luise, that einen tiefen Athemzug, zeigte auf einen Stuhl und sagte endlich: „Ihr seht, ich bin krank!" Mit schönen Redensarten drückte der Notar sein Bedauern aus und begann zu vermuthen, warum er gerufen worden? „Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe," hauchte Luise und Herr Stößli mußte sich ganz nahe setzen, um zu verstehen, was Luise hauchte. „Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieses machen, ich habe mein Lebtag kein Testament gesehen und weiß nicht, wie eins aussieht. Da habe ich gedacht, ich könnte Sie fragen, Sie wüßten es am Besten. Zu Ihnen hätte ich das Zutrauen, mehr als zu Jemanden sonst. Tante soll nichts davon wissen, es schmerzte sie viel zu sehr, wenn sie wüßte, wie weit es mit mir ist." Erschöpft schwieg Luise, und dienstfertig, nachdem er noch einmal erst sein Bedauern, daß sie so unwohl sei, und dann seine Hoffnung, daß sie doch nicht so unwohl sei, als sie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die nothwendigen Formalitäten auseinanderzusetzen, und wie ein Testament beschaffen sein müsse, um gültig zu sein. Das sei keine schwere Sache, sagte er; wenn man einmal wisse, wie man disponiren wolle, so sei die Sache bald geschrieben. Am Besten freilich sei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erst seinen Aufsatz, gebe seinen Willen dem Notar kund, der könne die Sache gehörig zu Faden schlagen, es gehe dann um so schneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden solle, und sei für die Zeugen und den Testator äußerst angenehm. Wenn es der Jungfer Luise wohl genug sei und sie das Vertrauen zu ihm habe, so könnte er ihr gleich einen

flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, so komme Einem das Eine oder das Andere in Sinn, man übersehe das Ganze besser. Der Notar wußte, wenn man einen Fisch vor dem Garn habe, es am besten sei, nicht zu rasten, bis man ihn darin habe. Vielleicht nahm es ihn auch Wunder, worüber Jungfer Luise, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu testiren habe. Der Vorschlag hatte Luise ganz roth gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Brust, mit Mühe sagte sie: „Ach, wie gut Ihr doch seid, aber diese Mühe darf ich Euch nicht machen!“ „Ei warum nicht?“ sagte Herr Stößli, nahm aus seiner Brieftasche das nöthige Schreibzeug und schrieb kürzlich den schönen Eingang, wie man seine Seele der Gnade Gottes empfehle, sein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luise weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch schöner machen in der Ausfertigung, sagte Herr Stößli, das sei nur so oberflächlich hingeworfen: „Jetzt muß ein Haupterbe sein,“ mahnte Herr Stößli. „Tante Spendvögtin,“ sagte Luise. „Und jetzt allfällige Vergabungen.“ „Julie, meiner Freundin, mein Haus,“ stotterte Luise. Ja so, dachte Herr Stößli, also darum hat die mir nicht von Vermögen gesagt. „Meinem Küher den Berg.“ „Wie heißt der Berg?“ fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders gesagt als Berg, sagte Luise. Und weiter fragte Herr Stößli, und Luise, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung und zwar stattliche, daß Herr Stößli endlich sagte, er müsse mahnen, nach seiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alsobald bedachte Luise die Armen ihrer Gemeinde mit 2000 Gulden. Man müsse sich immer in Acht nehmen, sagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit setze; dadurch könnten fatale Geschichten entstehen. „Die Tante weiß, was ich habe,“

antwortete Luise. Ganz ehrerbietig sagte Herr Stößli: „So so! Wir wollen hoffen, das Alles sei nicht nöthig, Jungfer Luise erhole sich wieder,“ setzte er mit großer Theilnahme hinzu. Wenn sie wolle, sagte er, so wolle er ihr den Entwurf da lassen; sie könne ihn übersehen und bedenken und allfällige Aenderungen ihm später diktiren. Wenn es Jungfer Luise gelegen sei, daß er wiederkomme? Luise bestimmte den Tag; am selben war die Tante bei der Seckelmeisterin, und sie dankte herzlich Herrn Stößli für seine Gefälligkeit, stand auf, wie sehr er auch bat, doch ja sich zu schonen, und begleitete ihn bis zur Thüre, wo ein recht inniger und herzlicher Wettstreit, welcher sie um Vieles näher brachte, statt fand, wie weit die Höflichkeit gehen solle. So rosig und süß im Gemüthe war es Luise noch nie gewesen; was sie im Herzen getragen, war nun vor ihr gesessen ganz freundlich und herzig und wollte wieder kommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notar ging eine Veränderung vor. Er machte sehr ernsthafte Mienen, war zerstreut, rechnete zu Hause allerlei, sein Subjekt wußte nicht was, schüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu sehen sonst nicht gewohnt war. Er mochte den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeisterin war und er Luise besuchen konnte. Er fand sie viel besser, als das letzte Mal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, schien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute sichtlich Herrn Stößli, gut wußte er seine Freude auszudrücken, eine innige Theilnahme an den Tag zu legen, schob selbst das Berathen des Entwurfes für heute auf und füllte die Zeit so interessant aus, daß sie unbemerkt vorüber rauschte wie im Himmel. Das nächste

Mal, als Herr Stößli wieder kam, war man schon ganz heimelig, aber Luise hustete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger und in Luisen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie sprach gut, machte selbst Witz und zu seinem Erstaunen fand Herr Stößli sie tief gebildet, nicht blos so oberflächlich. Sie sprach von Grundsätzen und Bildung, hatte die besten Bücher gelesen, sogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herr Stößli fast Hören und Sehen verging. Eine solche Bildung, eine so innige Harmonie mit den Grundgedanken seiner Seele war ihm noch nie vorgekommen. Es war an Herrn Stößli, verlegen zu werden, gegenüber einem Mädchen von solchem Vermögen, solcher Bildung, solcher Bescheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luisens Hand ergriff, als er sich zärtlichst vor ihr beugte, als er sagte: „Ach, Jungfer Luise, ich wage es nicht. Schon lange suche ich umsonst eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundsätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit versteht. Jetzt, wo ich eine solche finde, jetzt darf ich mich nicht aussprechen, darf nicht hoffen, daß sie mein bescheiden Loos mit mir theilt. Luise — ach! — soll der glücklichste Zeitpunkt meines Lebens, wo ich Sie kennen lernte, mein unglücklichster werden?!" Er zog mit der einen Hand das baumwollene Foulard, wischte die Augen; mit der andern Hand drückte er zärtlich Luisens Hand. Luise entzog ihm ihre Hand nicht, und mit der andern griff sie auch zum Schnupftuch, aber wischte sich nicht blos die Augen, sondern begann zu weinen, ganz erbärmlich. Herr Stößli war sehr erschrocken und im Ungewissen, was das bedeuten solle; er

tröstete, er drückte, er schlang den Arm um sie, so zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luise fort und zwar immer erbärmlicher, daß es fast krampfhaft wurde und sie nach Luft schnappen mußte.

Endlich kam sie zu Worten und schluchzte, sie sei ein armer Tropf. Niemand liebe sie ihretwegen, sondern blos, wenn man meine, sie hätte Geld. Sie wisse wohl, sie sei nicht hübsch, nicht jung, sie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es so wohl mit den Menschen. Das thue ihr so weh, daß es Niemand gut mit ihr meine, Niemand sie selbst liebe. Das sei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt so wehe thue. Da wischte Herr Notar Stößli noch einmal so kräftig und heftig seine Augen und sagte: solch Mißtrauen werde sie doch nicht in ihn setzen und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erst jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; diese liebe er, mit dieser wolle er durchs Leben gehen, sie solle ihm Belohnung sein für seine Verdienste um's Vaterland. Ihr vertrauend sein hohes Streben, wisse er, sie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufschließen die Falten seines Herzens und werde von ihr verstanden werden. Nein, solchen Verdacht solle sie nicht haben, es sei schrecklich; er versichere sie, so gewiß er Notar sei, ans Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, sie hätte es nicht. Er hätte Verdienst und Aussichten, welche ihn gar nicht aufs Geld sehen ließen, er könne eine Frau ernähren standesgemäß und Kinder erziehen. „Aber, und wenn ich kein Geld hätte?" fragte Luise kleinlaut. „O bitte, bitte, kein Wort mehr," sagte Herr Stößli, „es beleidigt mich! Was denkt Ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Aristokraten, wir fragen nach Geist, nicht nach Geld, darum sind wir auch die Herren der Zeit;

denn der Geist ist es, der die Welt überwindet!" rief er pathetisch aus. Da that sich plötzlich die Thüre auf, die Frau Spendvögtin trat herein mit zornigem Gesicht, und sagte: „So! Wer seid Ihr und was habt Ihr da zu thun?" Luise fiel vor Schreck ganz zusammen, aber ein Notar faßt sich, weiß manchmal sogar dem Unerwarteten zu begegnen. „Verzeiht, Frau Spendvögtin," sagte er, „es freut mich, unerwartet die Ehre zu haben, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen." „Ich danke für die Ehre, das wird eine saubere sein! Wer seid Ihr?" wiederholte die Spendvögtin. „Bitte um Vergebung, Frau Spendvögtin, ich bin der Notar Stößli, welcher sein Büreau hinter dem Waschhaus hat." „Was hat der da zu thun?" fragte Frau Spendvögtin. „Verzeiht, Frau Spendvögtin, ich bin in ehrlichen Absichten da. Ich suchte schon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luise zu finden; ich habe die Hoffnung, sie sei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendvögtin ihre Einwilligung giebt, so wird Jungfer Luise keinen Anstand mehr nehmen, mir ihre werthe Hand zu geben und mich zum glücklichsten Menschen zu machen." „Seid ihr ein Narr, oder meint Ihr, ich sei einer, oder seid Ihr gar ein Komödiant? In's Haus zu fallen, wie der Teufel durchs Kamin und da mir nichts dir nichts Eine zur Frau wollen, seit wann ist das der Brauch? ist das die neue Mode, der Zeitgeist?" eiferte die Tante. „Tante! Tante!" sagte endlich Luise, „es ist der Herr Notar Stößli, welcher mit mir Brautführer gewesen ist bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie." „Ja," sagte Herr Stößli, „und hörte dort so viel Gutes von Jungfer Luise und meine Neigung wurde so bestärkt, daß ich so frei war um ihre Hand anzuhalten, und habe so viel Hoffnung, wenn Luisens zweite Mutter mir nicht abgeneigt ist, daß auch Jungfer Luise mich

nicht verstoßen wird.“ „Warum nicht gar heirathen!“ fuhr Tante auf, „und erst noch sterben wollen, das würde mir eine saubere Hausfrau geben, welche siebenmal in den Keller geht, und wenn sie unten ist, nicht mehr weiß, was sie holen solle. Ja wolle, heirathen!“ „Tante,“ sagte Luise, „erst gestern sagtest du, es hätte mir auffallend gebessert.“ „Frau Spendvögtin,“ sagte Herr Stößli, der Verdacht witterte, „Ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Uebrigens, wenn ich nicht irre, ist Jungfer Luise majorenn.“ „Ihr seid ein dummer Mensch! Meint ihr, ich wolle Einsprache machen? Ich rede ja euretwegen. Was wollt ihr mit so einer kranken, vergeßlichen Frau, und was soll Luise mit einem Mann, wo nicht viel Rares sein muß, weil er keine Andere bekommt, hier einschleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenn's erzwängt sein muß, so erzwängt's, aber ich will nicht geplagt sein, mich laßt in Ruhe.“ „O Frau Spendvögtin,“ sagte Herr Stößli, „wenn ich Jungfer Luise habe, so frage ich Niemanden anderm was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu sorgen, daß sie Niemand weiter zu plagen braucht.“ „Selb ist eben noch zu untersuchen,“ sagte Frau Spendvögtin. Da legte sich Luise zwischen die Hadernden, besänftigte die Tante, welche hauptsächlich das Unerwartete in Harnisch gebracht hatte, daß sie endlich zum Bescheid kam, man wolle sehen, in einigen Tagen könne er den Bescheid holen. Herr Stößli ließ sich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man sein Geheimniß bewahren möchte. Der Mensch hatte sehr Angst, es könnte ihm Etwas dazwischen kommen, und der Frau Spendvögtin traute er am allerwenigsten, er wußte wohl, warum, sollte sie doch die Haupterbin sein. Er war daher schon am folgenden Tage wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn sie hatte nichts Böses von ihm vernommen. Er sei arbeitsam, hieß

es, weniger ausschweifend als Andere, werde seinen Weg machen. Dagegen war Luise wieder schüchterner, zurückhaltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie schlug die Augen nieder, hustete viel und redete leise, leise wie Windeshauch.

Desto feuriger und pressirlicher war der Notar, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt selig sei nicht einer von den Geduldigsten gewesen, aber so hätte er doch nie gethan, dachte sie. Indessen konnte sie nicht sagen, daß ihr dieses so übel gefiel; sie dachte, wenn dieß neue Mode sei, so sei es eine von denen, welche sie sich am Ende noch gefallen ließe, wenn es sein müßte. Sie redete von Luisens Kränklichkeit und gut Ding wolle Weile haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man sonst an einer Spendvögtin gewohnt ist. Luise war seltsam, war wie ein Kind, welchem man darbietet, was es von ganzem Herzen gewünscht, glüht vor Gluth und Freude, und doch zittert und bebt und die Hand nicht darnach auszustrecken wagt. Aber Notar Stößli setzte nicht ab, setzte Leib und Leben ein für die Reinheit seiner Liebe und daß es Luisens Seele sei, ihre Bildung und Grundsätze, welche seine Seele erfaßt mit Himmelsgewalt; entweder, oder! Entweder Luise oder sterben! Wir fragen, wer hätte da widerstehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luise so mörderisch und grausam, den Tod eines Menschen zu wollen und noch dazu eines so schönen und gutgesinnten, wie Herr Notar Stößli war! Sie sagte ja! und im lodernden Glück ihres Glücklichen verlor sich ihr Zittern und Beben, sie war glücklich, sie glaubte an seine reine schöne Liebe; denn wenn dem nicht zu glauben war, wem sollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stößli selbst, bis in die Ellbogen

schien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, sie in lieblichen zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu schaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger und wenn es irgend zulässig gewesen wäre, er hätte Luise noch selben Tags an den Arm genommen und der Pfarrer hätte ihn kopuliren müssen. Je größer das Glück, desto größer sei die Angst es zu verlieren, sagte er; das sei verzeihlich, sagte er. Ja, ja, sagte Frau Spendvögtin, sie bebegreife es; ihr Spendvogt selig sei jedoch nie so ungeduldig gewesen, es seien aber damals auch noch nicht so schlechte Leute gewesen wie jetzt. Herr Stößli drängte, alsbald das Aufgebot zu bestellen, und dreimal brauche es nicht zu geschehen; er habe Bekanntschaften, welche sich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispensation zu verschaffen. Alles, was man dagegen sagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüssig, ihre Bedenken natürlich, aber nicht gegründet, und Luise mußte sich fügen, mußte sich verkünden lassen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luisens Heimathsgemeinde besorgen; der Notar sorgte für Dispensation, und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf stand und für was sie sorgen sollte. „Was der Narr eigentlich an Luise sieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, so könnte er eine lange Nase kriegen," das dachte sie. Begreiflich machte diese Heirath großes Aufsehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geschah, ging das Reden an, und so lange selben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge sich noch regte, ward die Luise und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe, wie das zugegangen. Daß Luise ihn nehme, sei begreiflich, aber daß der hochmüthige Stößli da angebissen, gehe über das Bohnenlied; entweder sei er ein Narr, oder hineinge-

sprengt worden. Die Sage geht, am selben Sonntag, an welchem Luise aufgeboten worden, sei manche Garderobe gemustert worden unter dem kurzen Selbstgespräch: „He nun so denn, wenn Die noch Einen bekommen, so ist für mich die Hoffnung nicht verloren, bin doch noch eine Andere als Die. Ich muß frisch dran hin, helf, was helfen mag! Aber wissen möchte ich, was die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für Andere gut."

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Complimente an: „Was zum † … kommt dich an, was siehst du an diesem vermilbeten Käslein? bist verhext worden?" und wie es Fragen dieser Art die Menge giebt. Dann machte Herr Stößli ein fein Gesicht und lächelte höhnisch. Jeder hätte seinen eigenen Geschmack, sagte er, und gerade Die gefalle ihm und keine Andere, sie sei häuslich und arbeitsam und er hätte Freunde genug, welche durch ihre schönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und seidenen Röcken. Die verstehe die Haushaltung und werde nicht begehren an jeder Parthie zu sein, und wenn sie schon nicht sieben seidene Röcke hätte, würde sie doch zufrieden sein. Wenn die Freundinnen sich an Luise machten, so fanden sie diese im Glücke schwimmend, und wenn sie Aufschluß begehrten: „Aber Luise, sag doch um Gotteswillen, wie hat das sich gemacht? was brachte euch zusammen? was sagte er und was sagtest du?" so gaben Luisens Antworten nicht genügenden Aufschluß. Sie seien zusammen an Juliens Hochzeit gewesen, sagte Luise, daher die Bekanntschaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli sie auserkoren, das begreife sie selbst nicht, sie müßte das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und sich schämen über das unverdiente Glück. Wenn sie mit Schämen zu solchem Glück käme, dachte Manche, welche diese Antwort vernahm, so wollte

sie noch heute anfangen sich zu schämen und zwar bis in's blutige Herz hinein und bis in den tiefsten Boden hinab.

Wie bekannt, geht, wenn Zwei zusammen kommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, oder er kriecht herum und säet Unkraut in der Nacht, daß wenn es Tag wird, voll Dornen und Disteln das Liebefeld steht. Natürlich that er es hier auch, aber hell umsonst, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli seine Luise und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte, denn sie wollten im Stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, waren sie Alle noch gleich glücklich, ja Luise schöner, als sie in ihrem Leben je gewesen war. Ihr herrlicher Notar hatte ihr so oft gesagt, daß sie sein Ein und Alles, sein Leben und seine Freude sei, daß in dem guten Mädchen ein gewisses Selbstbewußtsein erwacht war, welches ihr Muth und Haltung gab, sichern Blick und festere Stimme. Sie war eine Andere, wenn man sie ansah, erst jetzt sah man, daß ihr Gesicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht so üble. Katzen thun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luise war dreimal neun Jahre alt geworden, ehe sie die Kunst lernte. Hörte man sie reden, so war Sinn in ihren Worten, worüber nicht blos die Spendvögtin erstaunte, sondern auch der Notar, welcher von Amtswegen und sonst nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man sagt immer, Lebloses könne den Menschen nicht beleben, sondern blos Gott könne es, und doch war es der Notar Stößli, welcher Luise belebt hatte. Hatte er nicht Ursache stolz zu sein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen, glücklichen Tag, hatten große Freude an einander, keine Wolke stand am Himmel,

kein Unfall begegnete ihnen, sie hatten ein sehr gut Mittagessen, bekamen eine billige Zeche und die Wirthin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derselbe ein braver Herr gewesen und allen Leuten lieb, und so ein Lustiger, Gspäßlein habe Keiner gewußt wie er; wie sie Alle so sein sollten, aber nicht mehr so seien, absonderlich jetzt. Der Tag verrann, sie wußten nicht wie, viel kürzer, als wenn große Gesellschaft gewesen wäre, wo es so oft geschieht, daß je größer die Gesellschaft ist, desto weniger man was mit einander anzufangen weiß.

Da in der Eile Herr Stößli keine anständige Behausung herstellen konnte — bisher hatte er nur eine Schreibstube gehabt und Kost und Logis in einem Wirthshause, — so hatte Tante Spendvögtin, zum heillosen Aerger der Verwandten, dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für einstweilen, und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt. Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte sie Augen, in welchen Jeder, der diese Schrift versteht, lesen konnte: Jä gellet, was es gegeben, daran bin ich schuld, wäre ich nicht gewesen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich incognito daheim, die Welt glaubte sie auf Reisen, darum waren sie auch ungestört, und Herr Stößli besuchte sein Büreau nicht, sondern war ebenfalls daheim. Als sie am folgenden Morgen gefrühstückt in aller Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Parthie in ihre Appartements sich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häusern, namentlich in den englischen Sitte ist, die Frau Spendvögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagsmahl abzurathen und welches Kraut am nöthigsten zu brauchen sei, das junge Ehepaar in seine zwei Stübchen, um etwas aufzuräumen und jedes Ding an seinen Ort zu thun, sagte Herr Stößli, der das Büreau aufgeschlossen hatte und Schub-

fächer musterte: „Apropos, Fraueli, Schätzeli, was ich dich fragen wollte, wo hast den Entwurf? Du weißt wohl, hätte heute Zeit die Hausbücher in Ordnung zu bringen.“ Potz Türk, das war ein Schlag nicht aus heiterm Himmel, Luise hatte schon lange davor gebebt, jedoch den Gedanken daran bestmöglichst in den Hintergrund geschoben, sich immer damit tröstend, ihr Stößli frage ja gar nichts nach Geld und Gut, wie die gemeinen Notarien und andere Menschen, er habe eine zu edle Seele und sei viel zu hoch gesinnt, er habe es ja selbst gesagt. Als aber jetzt die Frage so plötzlich kam, wäre doch die Luise in den Boden gefahren, wenn sie nicht erstarket gewesen wäre und zwar auffallend für so kurze Zeit. „O liebes Mannli, denke doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe, und ein Testament ist ja nicht mehr nöthig.“ „Das wohl,“ sagte Notar Stößli. „Es ist mir nur um eine Uebersicht zu haben, du kannst mir's ja aus dem Kopfe angeben. Von wegen, ich muß auch dem Vogt schreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe. Der hätte sich schon lange rühren sollen. Aber auf dem Lande nimmt man so was kaltblütig und das Rechnunggeben wird ihm nicht pressiren. Enfin, man kann ihm Beine machen! Komm, sitz, Schatzeli, und gieb mir an, was Du weißt.“ „Aber Stößeli, meine Sache ist gar unbedeutend, es ist nicht der Rede werth. Wenn der Vogt Rechnung giebt, so siehst Du dann, was es ist.“ „Du gut's Fraueli, bist immer viel zu bescheiden, ein Vermögen, wo Effekten wie Häuser und Berge vorkommen, wird nicht so unbedeutend sein. Kannst mir sagen, wie viel Kühe sömmert der Küher auf dem Berge oder wintert er sogar noch auf demselben?“ Da nahm sich Luise zusammen, einmal müsse es doch sein, dachte sie.

„Ich habe weder Haus noch Berg,“ sagte sie. „Wa — was?“ stotterte Notar Stößli. „Das wird nicht sein, hast

es mir ja selbst gesagt!" „Ja," sagte Luise, „aber nicht im Ernste. Du sagtest, es wäre dir lieb, einen Entwurf zu machen, so lernte ich am besten, was man in ein Testament thun müsse. Ich durfte es nicht abschlagen und schämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es dir schon öfters sagen, aber dann kam immer Etwas dazwischen und am Ende dachte ich, du hättest es vergessen, und so vergaß ich es auch." „Was vergessen, meinst, solches vergesse man? Also zum Narren gehalten hast du mich, hineingesprengt!" schrie Stößli, der Notar. Da kam es dick, daß es dem Herrn Stößli im Halse stecken blieb und er fast erstickt wäre. „Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es sicherlich nicht bös, und Geld hin Geld her, bin ja deine Luise, und wie oft hast du mir nicht gesagt, du wolltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, damit ich sehen könnte, wie lieb ich dir sei und daß du mich nicht wegem Geld nähmest. Jetzt sei doch auch nicht bös, du hast einen schönen Verdienst, ich habe nicht Nichts und Tante Spendvögtin ist ja so gut!" „Also hineingesprengt hast du mich, mich, den Notar Stößli, mich gefangen wie einen Gimpel, hast gelogen, geheuchelt; ein sauber Weibsbild bist, heute noch laß ich mich scheiden und zwar wegem Vaterland," schrie Stößli, der Vaterlandsfreund. „Das ist wahr, lieb warst du mir und zu sterben glaubte ich," schluchzte Luise. „Es war mir, wenn ich dich nur sehen, mit dir reden könnte, wollte ich gerne sterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als dich kommen zu lassen wegen einem Testament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gottes willen. Sieh,

ich will dich auf den Händen tragen, dir dienen besser als eine Magd, du sollst dich dein Lebtag nicht reuig werden, sollst glücklich sein." „Geh mir vom Leibe, du Schlange, du Pest!" schrie Stößli; „bin blamirt für mein Lebtag, und mit meinen Aussichten ist es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren sind! Lasse mich fangen wie ein Esel, und von wem!" Er war schrecklich in seinem Zorn, Notar Stößli, fast wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erstaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöne und sagte: „Ho, ho, der fängt früh an, mein Spendvogt selig wartete doch drei Wochen, ehe er sein Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh es einzuziehen. Die Hauptsache ist immer die, daß man sich nicht fürchtet. Will gehn und sehn, vielleicht weiß dies Luise noch nicht recht."

Es ging lange bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als sie ihn endlich faßte, wußte sie lange nicht, sollte sie schelten oder lachen. „Du abscheulich Mädchen du, was stellst du an? wie konnte dir das in Sinn kommen? schämtest dich nicht?! Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich so versessen auf dich war. Konnte nicht begreifen, wie du es ihm angethan; aber mit Speck fängt man die Mäuse. Konnte das Pressiren nicht begreifen; aber gedacht wird er haben, er wolle dich sichern, ehe der Tod oder sonst Jemand dich ihm wegschnappe. So, und mich um's Haupterb bringen wollte er. Eine saubere Geschichte ist das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das ist ein Fressen für sie. Jetzt was machen?" So redete die Spendvögtin und die Andern redeten auch, und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort „Scheiden, Scheiden" des Herrn Stößli. „Wollte mich doch besinnen; geschehenen Dingen soll man z' Best reden," sagte die Frau Spendvögtin. „Eher an den

Tod hätte ich gedacht, als daß Luise so was einfiele, aber stille Wasser sind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Kuckuk klug. Aber z' Sach ist jetzt so, und drum würde ich mich drein schicken, so bös ist es eigentlich nicht gegangen." Nun setzte die Spendvögtin Herrn Stößli auseinander, wie er für sein Lebtag zum Gespött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Rekommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt, und heirathen wollen um zu erben oder doch um's Geld. So übel sei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld sei Luise nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin sei sie, wie selten Eine, wie es scheine viel gesunder, als man in der letzten Zeit hätte glauben sollen. Mache er ein gut Gesicht zur Sache, so bleibe sein Credit. Luise werde Alles aufbieten, ihn glücklich zu machen, und sie wolle auch ein Einsehen thun. Herr Stößli war zu sehr Notar, als daß ihn diese Rede nicht hätte zu Verstand bringen sollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu kapituliren und zwar nicht unter gar erschwerenden Bestimmungen, da er begriff, daß Luise die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luise, welche es schmerzte, den Schmelz von der edeln Seele ihres Stößli so schnell abgewischt zu sehen, und begreifen zu müssen, daß nicht sie, sondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptsache gewesen, begriff doch auch, daß sie die erste Schuld an der Geschichte trage und gut machen müsse mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Freilich legte der Sturm sich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiter zieht, hört man noch lange die Wolken grollen, aber es ging viel besser als man hätte glauben sollen, ein vollständiger Friede und gegenseitige Zufriedenheit stellten sich allmälig ein. Herr Stößli nahm zu an Credit, Luise an der Fähigkeit, sich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden

Geschäften, seine Freunde fanden Luise verflucht gebildet und schätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie stellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, so daß wirklich Stößli seiner Luise schon mehr als einmal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht so gegangen wäre; daß Luise, wenn sie fragt: „Bin ich dir auch lieb?" immer zur Antwort erhält: „Von ganzem Herzen, fast wie das Vaterland!"

Michels Brautschau.

Ein klarer Himmel lag über der Erde, und über dieselbe strich von Osten her ein frischer Wind. Der Ostertag war da, der schöne und hehre, der alle Jahre uns das Zeugniß bringt, daß aufersteht, was begraben worden, daß an die Sonne soll, was im Verborgenen liegt. Er bringt als Frühlingsengel Freude allen Kreaturen, auch denen, welche weder Jahre noch Tage zählen können, welche keine Ahnung haben von des Tages hoher Bedeutung, als des immer wiederkehrenden Boten, der das Dasein einer andern Welt verkündet. Die Amseln schlagen im Busche, vielleicht daß bereits ein früherwachter Kuckuk ruft; munter gackeln die Hühner, verkünden es der Welt, wie sie ein Ei gelegt, aus dem was werden kann, was noch im Verborgenen liegt, ein verschlossenes Grab, in welches ein Leben geschlossen sei. Darum haben die Eier am Ostertage ihre wahre hohe Bedeutung, sie sind gleichsam Wappen und Sinnbild dieses Tages. Man hat viel über der Ostereier Ursprung und Bedeutung gedacht, wenigstens geschrieben, und ist die Sache doch so einfach. Das Ei ist eine geheimnißvolle Kapsel, welche ein Werdendes birgt, ein rauhes Grab, aus welchem, wenn die Schale bricht, ein neues feineres Leben zu Tage tritt. Darum freut sich absonderlich der Ostereier, dessen eigentlich Leben in der Zukunft ist, dessen eigentlich Wesen noch verhüllt und verborgen liegt. Darum ist Ostern der Kinder Freudentag, darum lieben sie so sehr die Ostereier. Der Kinder Leben

liegt in der Zukunft, das Beste in ihm, Zeitliches und Ewiges ist noch verhüllt im Kinde, muß erst auferstehen. Darum lieben Mädchen, in denen so viel steckt, was werden möchte, die Ostereier so sehr, lieben das Eierspiel, welches wir Düpfen heißen, in welchem Schalen zerbrochen, Eier gewonnen und verloren werden, so sehr, laufen Stunden weit auf einen Platz, wo das Düpfen munter geht, lassen unverdrossen die Eier sich von Buben zerschlagen, rauben, und verschenken holdselig, was ihnen nicht geraubt, nicht zerschlagen wird. Für dieses Düpfen am Ostertag ist weit und breit kein Platz berühmter als Kirchberg mit der langen Brücke über die wilde Emme. Nach Kirchberg strömt weit umher das junge Volk, füllt die Brücke, füllt die weiten Plätze diesseits und jenseits der Emme, füllt die Wirthshäuser, düpft und brüllt, trinkt und zankt unverdrossen bis tief in die Nacht hinein, daß der ganze Himmel voll Getöse und es dem Pfarrer auf dem Berge oft ganz übel wird und derselbe jedes Ohr mit einem Baumwollenballen verpallisadiren muß, um bei Gehör und Verstand zu bleiben. Viel Tausend Eier, hart gesotten, bunt gefärbt, oft mit schönen Sprüchen verziert, werden hergetragen und verdüpft. Doch auch in diese harmlose Freude mischt sich der Betrug. Lose Buben fabriziren hölzerne, ja steinerne Eier, füllen ausgehöhlte Eier mit Harz, wodurch die Spitzen stärker werden als die Spitzen der natürlichen Eier, diese einschlagen und somit gewinnen, denn wer mit der Spitze seines Eies die Spitze von des Gegners Ei bricht, hat dasselbe gewonnen. Starke Eier werden gesucht und gefürchtet, vor den künstlichen sucht man sich zu hüten, besichtigt des Gegners Ei, handelt darum, es in die Hand nehmen zu dürfen.

Ein Hauptwitz besteht darin, daß ein Bursche, der von einem Mädchen ein Ei zum Besichtigen in die Hand bekommt,

damit davon läuft. Natürlich das Mädchen in vollen Sprüngen auf und nach, und wie dann dies schreit, sich zerrt und sich reißt und doch nicht beißt!

Wer alle Witze und Streiche erzählen wollte, welche an einem solchen Tage verübt werden, der müßte viel Zeit und Papier zu seiner Verfügung haben. An den Ostertagen, von welchen wir reden wollen, ging es zu Kirchberg ganz besonders laut und lustig zu. Ein Eieraufleset sollte stattfinden, die Hühner hatten mit Legen nicht gekargt, besonders da, wo man den Haber nicht sparte. Der schöne Himmel und der trockene Weg erlaubten auch den Mädchen mit minder guten Schuhen und Strümpfen an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen. So zottelte es von allen Seiten her Kirchberg zu, noch ganz anders als die eidgenössischen Truppen Luzern. Die Brücke war gedrängt voll, die Verbindung zwischen beiden Ufern war äußerst mühsam geworden, und wer hinüber wollte, der mußte gut mit Geduld versehen sein, denn er verbrauchte viel. Fuhr ein Fuhrwerk auf die Brücke, welcher Art es sein mochte, so war es akkurat wie ein Keil, der in hartes Holz getrieben werden soll. Kein Mensch wich einen Zoll breit, bis ihn ein Pferd mit der Nase stieß und auf die Füße trat, dann wich er fluchend so weit, daß ihn entweder die Gabel in die Seite stieß oder die Räder seine Beine streiften und ihm alle möglichen Verwünschungen gegen Horn- und alles andere Vieh auspreßten. Der Fuhrmann konnte nichts dafür, warum wich man nicht aus, und wer nicht auswich, war auch nicht schuld, denn da ist's eine Kunst auszuweichen, wo man gepreßt ineinander steht, und zwar auf einer Brücke, welche seit Menschengedenken morsch gewesen ist und wahrscheinlich noch zu Kinder und Kindeskinder Zeiten morsch sein wird, und alle Augenblicke die Geländer krachen. Es ist kurios mit dieser Brücke. Die Emme

erbarmte sich schon mehrmals dieser altersschwachen Brücke, riß Fetzen weg und begrub sie. Und siehe, handkehrum stand die alte morsche Brücke wieder da, streckte sich lang und matt über die Emme hin, als wie ein matter Mensch, der sich zu Bette legen will. Die Geländer krachten wohl, aber brachen nicht, ein Wunder, welches alle Jahre sich wiederholt, wohl das größte, das je in Kirchberg sich zugetragen. Großes Unglück wär's nicht, wenn einmal ein Geländer brechen würde, Beine würden kaum gebrochen, die Brücke liegt ja fast mehr unter als über der Emme und hat bedeutende Anlagen zu Aehnlichkeiten mit dem berühmten Tunnel zu London, Einige würden etwas naß, die kriegten den Schnupfen, würden abgeschreckt für ein ander Mal, und um die, welche nicht naß geworden, abzuschrecken, würde der Herr Pfarrer das Ereigniß anziehen in der Predigt und klar darlegen, wie schrecklich es hätte gehen können, daß es ein Wunder, daß es nicht so gegangen, daß es aber das nächste Mal sicherlich und bestimmt so gehen werde. Fast wie einem Fuhrwerk oder einem schweren Schiffe, welches zu Berg fährt, mit den Wellen, ging es einem großen und mächtig breiten Burschen, der mit gespreizten Beinen, die Arme weit vom Leibe weg, über die Brücke segeln wollte. In selbstbewußter Ruhe schob er sich vorwärts, schob bei Seite, was ihm im Wege war, doch nicht buben- und boshaft, sondern ganz kaltblütig, weil es ihm eben im Wege war, und vollkommen gleichgültig, war's ein trotziger Junge oder ein hübsches Mädchen. Was leicht wich, schob er leicht, was sich schwer machte, schob er halt, bis es ging. Ein großer schwer mit Silber beschlagener Kübel hing ihm im Maule und rauchte bedenklich; am kleinen Finger der rechten Hand hatte er einen schweren silbernen Ring, Schlagring genannt. Solche Ringe waren ehedem sehr in der Mode und wirklich ganz

besonders dienlich, Löcher in die Köpfe, oder Zähne in den Hals zu schlagen, es waren so gleichsam die Siegel großer Bauernsöhne, welche sie auf die Köpfe ihrer Nebenmenschen drückten. Ums Düpfen kümmerte er sich nicht, Eier merkte man nicht bei ihm, bei keinem Mädchen stellte er sich. Und doch war sein Gesicht so, wie es die Mädchen gerne sehen, und er war auch im Alter, in welchem man die Mädchen am liebsten sieht. Sein Ziel, nach welchem er segelte, schien in der Ferne zu liegen. Ihm auf der Ferse war ein gewaltiger Hund und drei muntere aber grobe Bursche steuerten hinter ihm in gleichem Fahrwasser. „Was ist das für ein Gußi?" (junges Rind) schrie plötzlich ein Mädchen auf. Es war eben mitten in einem interessanten Märten ums Düpfen mit einem sehr interessanten Burschen und meinte, das Recht zu stehen, wo es wolle, so gut zu haben als irgend Jemand, und meinte nicht, es müsse seine Geschäfte abbrechen, um einem dicken Mannsbild Platz zu machen, ward aber um seiner freien Meinung willen gar hart und unsanft auf die Seite mehr geschleudert als geschoben. „Nit so laut," sagte ein anderes großes schönes Mädchen, aber mit kühnen wilden Augen. „Es ist Michel auf dem Knubel ein ungeleckt Kalb, aber es lohnte sich der Mühe, es zu lecken. Seine Eltern sind im Kirchhof, er hat einen bezahlten Hof, ausgeliehenes Geld. Wart, den will ich stellen." Und rasch ging das Mädchen vor, ergriff den Michel bei einem seiner dicken Arme und rief: „Seh, Michel, düpfen, oder hast keine Eier, mußtest die Hühner verkaufen, weil du den Haber selbst gebrauchtest für Habermuß und Haberbrei?" Das war starker Tusch. Habermuß und Haberbrei sind gegenwärtig auf einem reichen Bauerntisch, was Kutteln und Krös auf einem Herrentisch, und mit Unrecht, Haberspeisen waren unserer Väter Speisen, sind sicher nahrhafter als

dünne Kaffeebrühe und bloße Kartoffel. Michel fühlte den Tusch, doch langsam ging er ihm in's Fleisch. Langsam drehte er sich um und sagte: „Wenn dein Vater Hühner nach Solothurn fährt, so sag ihm, er solle auf dem Knubel vorbeikommen, vielleicht daß noch was für ihn zu handeln wäre, wenn er Geld hat für ein Huhn oder zwei.“ „Mein Vater hat noch nie auf sieben Höfen herumspringen müssen um Geld, wenn er den Mauser hat zahlen sollen, wie es Andern begegnet sein soll,“ antwortete das Mädchen. „Wie lange ist es denn,“ antwortete Michel, „daß er den letzten Kreuzer wechseln ließ, um Schnaps zu kaufen?“ „He,“ sagte das Mädchen, „das war gerade am gleichen Tage, wo du deine letzten Eier an ein kreuzerig Weggli tauschtest, aus welchem dir deine Kindermutter den letzten Milchbrocken machte, der so grausam gut gewesen und dem du jetzt noch nachpläreſt.“ Dieser Schuß traf einigermaßen, Michel stellte daher den Witz ein, er sagte blos: „Selb lügst,“ wollte abbrechen und weiter. „Ich wollte mich doch schämen,“ sagte hartnäckig das Mädchen, „der Bauer auf dem Knubel sein wollen und nicht ein einziges Ei vermögen an der Ostern.“ Zornig sagte Michel: „Wer sagt, ich habe keine Eier?“ „He,“ antwortete das Mädchen, „hast welche, so zeig' sie, komm und düpf'!“ „Meinst'?“ sagte Michel. „Ich hätte viel zu thun, wenn ich mit allen Hagstüdene und allen Bauerntöchtern vom Gitzigrad und von Schattenhalb düpfen wollte. Wenn du düpft haben mußt, so frage hinter mir die Knechte, vielleicht daß einer mit dir macht, vielleicht auch nicht.“ Nach diesen Worten segelte Michel unaufhaltsam weiter vor seinem Gefolge her. Stolzer ist nie ein Sohn von Frankreich vor seinem Gefolge hergeritten, als Michel vor seinem Gefolge, dem Hunde und den drei Knechten einherschritt. Die Knechte neckten begreiflich das Mädchen.

Das Mädchen würdigte dieselben keiner Antwort, sah dem Michel nach mit stillschweigend zornigen Blicken, in welchen mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Wart du nur, dir will ich!"

Wie oben gesagt worden, war an diesem Tage noch ein Eieraufleset angestellt. Wir wissen nicht, ist diese Sitte blos bernerisch oder weiter herum verbreitet. Dieses Spiel hat gewöhnlich an Ostern oder Ostermontag statt. Die Bursche eines Dorfes oder eines Bezirks theilen sich in zwei Partien: der einen liegt ob, Eier aufzulesen, der andern zu laufen an einen bestimmten Ort und zurückzukehren, ehe die Eier aufgelesen sind. Begreiflich springt nicht die ganze Partie, sondern jede derselben wählt sich den bestgebauten, langathmigsten Burschen als Läufer aus. Nun wird der Ort bestimmt, wohin der Läufer einer Partie vom Platze weg, wo die Eier aufgelesen werden, zu laufen, einen Schoppen zu trinken und zurückzukehren hat. Dieser Ort ist zumeist eine halbe Stunde entfernt, doch näher und weiter nach der Lokalität. Im Verhältniß zu der bestimmten Entfernung werden nun 2—300 Eier in einer Entfernung von einem Fuß auseinander, zumeist in zwei Reihen neben einander auf die Erde gelegt. Der Läufer der zweiten Partie hat die Aufgabe, diese Eier eins nach dem andern aufzulesen und je eins nach dem andern in eine am obern Ende mit Spreue gefüllte Wanne hinzutragen. Doch ist es ihm vergönnt, sie in die Wanne zu werfen von so weit her er will und Einer aus seiner Partie kann auch die Wanne halten, drehen und vorstrecken, doch nicht näher gehen. Indessen ist dieses Werfen nicht immer fördernd und um so weniger, je mehr der Läufer erhitzt und gespannt, und somit im Werfen unsicherer wird, denn für jedes im Werfen oder sonst wie zerbrochene Ei wird ihm ein neues hingelegt, welches wie-

derum aufgelesen werden muß. Von der Wanne weg laufen beide mit einander ab, von der einen Partie wird der Aufleser beaufsichtigt, von der andern Partie sind einige im bestimmten Wirthshause, sehen zu, daß dem Läufer der Wein nicht entgegen getragen und von ihm ordentlich ausgetrunken werde. Darauf kommt es also an, wer mit seiner Aufgabe zuerst fertig und wieder bei der Wanne ist: fast immer gewinnt der, welcher die Eier auflieſt. Es ist eine lustige Art von Wettlauf, doch waltet ein eigener Unstern darüber, denn gewöhnlich endet dieses Spiel mit blutigen Köpfen oder doch mit Streit und Zank.

Jede ordentliche Sache hat eine Spitze, das Eierlesen deren sogar zwei. Auf dem Spiel steht eine Wette, bestehend in einer Uerti. Die verlierende Partie muß eine Zeche bezahlen, das bringt Aerger und Unmuth, und je mehr Wein dazu gegossen wird, desto mächtiger gähren beide Elemente. Dazu kommt noch, daß zumeist jeder Bursche ein Mädchen einladet, das Fest mit einem Ball eröffnet und beschlossen wird. Man ist auf dem Lande, in der jungen Welt nämlich, noch nicht so selbstsüchtig wie in der Stadt, so blasirt, huldigt so ganz dem Grundsatze: selber essen macht fett. Bei solchen Gelegenheiten haben die Burschen gerne ihre Mädchen bei sich, machen ihnen gern auch eine Freude und zwar gratis. Geiger und Mädchen sind aber wiederum zwei Elemente, welche nicht besonders zum Frieden dienen, wenn ohnehin das Blut kocht. Dieses sogenannte Eiermahl, wobei die Wirthin je nach ihrer Kunst Eier verbraucht, wird jedoch einstweilen noch nicht am heiligen Tage selbst, an Ostern gehalten, wenigstens in jener Zeit nicht, in welche unsere Erzählung fällt. Man war damals noch nicht so gebildet wie jetzt, stand noch nicht auf der heutigen Kulturstufe, ließ den Geiger nicht die heiligen Töne verquiken und

verquaken, hielt für nöthig, ruhige Punkte zu haben im Weltgetümmel, damit der Mensch zur Besinnung komme und sich zurecht finden könne, wo er sei, und ob er auf dem Kopf oder auf den Füßen stehe. Nun giebt es aber auch Zeiten und Regierungen, wo Alles darauf ankommt, daß männiglich sturm bleibe, nicht wisse, stehe es auf dem Kopfe oder auf den Füßen, da ist's dann freilich nöthig, daß man alle Töne losläßt Tag und Nacht, daß blasen und brüllen, klarinetten und kanoniren, geigen und gruchsen, posaunen und prasten, singen und springen muß, und zwar so scharf er es vermag, wenn er nicht verdächtig werden will, wer nur immer blasen und brüllen, klarinetten und kanoniren, geigen und gruchsen, posaunen und prasten, singen und springen kann, vom Säuglinge weg bis zum Greis. Das ist einer der wichtigsten Punkte in der demagogischen Staatskunst. Begreiflich gehen die rechten Staatskünstler mit dem Beispiel voran und zwar unnachahmlich. Es ist wohl möglich, daß man einmal in den Kirchen gegenüber der Kanzel eine Bühne errichtet für solche Künstler, welche der Teufel angestellt hat und als Hanswürste figuriren läßt, alles Heilige dem dummen Volke wegzubugsiren.

Mit Eiermahl, Tanz und obligater Prügelei mußte man warten, wenigstens bis Ostermontag, des Publikums wegen und nicht wegen der eigenen Religion. Unsere Staatsherren haben seit Langem im Sinn und Gemüthe gehabt und zu einem Ziele hin gearbeitet, an die Stelle der christlichen Religion die Staatsmoral zu placiren, deren endlich Resultat die Sitte ist, jedem Regenten, heiße er wie er wolle, höchstens sechs Wochen nach seiner Erhebung den Schuh in den Hintern zu geben und den Kopf in's erste beste Mistloch zu tauchen. Man ist noch nicht am Ziel, aber man nähert sich demselben mit sehr schnellen Schritten. Auch damals also

ließ man in Kirchberg Ostern Ostern sein und that, wozu man Lust hatte bis ans Geigen, und die Polizei hatte keinen Sinn für Ostern, war ihr auch nicht zuzumuthen, ja man giebt ihr Schuld, sie hätte Zwecke verfolgt, welche eben durchaus nicht österlich waren. Die Wirthshäuser waren überfüllt, es wurden es allgemach auch die Köpfe, und wenn es voll in den Köpfen wird, fängt es bekanntlich an in den Fingern zu spuken, und dann Ostern hin, Ostern her!

Michel auf dem Knubel gehörte zu keiner der Partien, er wohnte nicht in der Nähe, aber er sah solchen Dingen gern zu, und wenn er sich auch nicht ungern zeigte, wo viele Menschen zusammen kamen, so kann man es ihm nicht verübeln. Seine Vasallen hatten ihm einen großen Begriff von seiner Majestät beigebracht, ihm eingeredet, er sei mehr als Goliath, mehr als die sieben Haimonskinder alle miteinander. An solchen Orten sah er dann, wie die Leute ihn betrachteten, als wäre er eine fremdländische Kreatur, mit Erstaunen und mit Grauen, sah, wie Einer dem Andern die Ellbogen freundschaftlichst in die Nieren stieß, und hörte mit der größten Wonne: „Sieh, dort der Große, wo breit ist wie ein Tennsthor, das ist der junge Bauer auf dem Knubel, das ist ein Grüsel, mit Geld und Kraft mag den Keiner, der schwingt oben aus im Schweizerland.“ Michel war ein junger Laffe, that dümmer als er war, meinte, unter den Leuten müsse er so recht spienzeln, seinen Kübel im Maul, seinen Ring am Finger, und dazu ein Gesicht machen, als ob er nicht blos allen Pfeffer auf dem ganzen Erdboden gefressen hätte, sondern auch das Land, wo er wächst, mit allen Pfeffersträuchen dazu.

Darum eigentlich kam er mit Gefolge nach Kirchberg und weder des Düpfens noch des Eierauflesens wegen. Er

hatte zwar des allgemeinen Gebrauchs wegen auch Eier im Sack, und düpfte sogar und zwar selbst mit Mädchen. Aber sie mußten ihm bekannt sein und ihn ansprechen dafür, unbekannte Bauerntöchter vom Gitzigrad fertigte er über die Achsel ab. Ward er angesprochen, that er es wie eine Gnade, als ob er Sultan wäre, schritt dann fürbaß ebenso. Aus dem Weibervolke machte er sich durchaus nichts, tanzte er einmal und hielt das Mädchen zu Gast, so war es nur, um zu zeigen, der Bauer auf dem Knubel vermöge den Geiger zu bezahlen und eine Uerti obendrein. Wollte ihm ein Anderer das Mädchen abjagen, so konnte er eine vaterländische Prügelten anstellen, aber nicht des Mädchens wegen, sondern um zu zeigen, wie stark er sei. Wollte ihm aber Niemand das Mädchen abjagen, so ließ er es sonst laufen. Michel war so eine rechte wahrhaftige Lümmel-Majestät, aber eine gutmüthige. Als das Eierauflesen aus war, der Aufleser, welcher sehr geschickt im Werfen der Eier nach der Wanne gewesen war, gewonnen hatte, wälzte sich die Masse den Wirthshäusern zu, um abzusitzen und zu erwarmen. Michel that auch also, wälzte sich mächtig durch die Menge und pflanzte sich hinter einem Tische auf, als ob er hier den jüngsten Tag erwarten wolle. Zu seinen Füßen lag Bäri, der Hund, auf dem Vorstuhl saßen die Knechte, ließen sich wohl sein, denn Michel kargte nicht beim Traktiren. Das Wirthshaus, in welchem Michel war, füllte sich zum Ersticken und zwar mit allerlei Volk von verschiedenen Dörfern. Aus allen Ecken schrie man nach Wein, mit den Mädchen ward um die letzten Eier gerungen, was mit einer radikalen Plünderung endigte. Lärm und Spektakel waren groß. Man verstand sein eigen Wort kaum, und schwer war's sich durch's Getümmel zu drängen, schwerer als auf der Brücke. Dort nahm man's kaltblütig, hier war's, als sei Alles mit Büchsen-

pulver angefüllt, als schwirrten böse Geister in der Luft und bliesen die Menschen mit Zanksucht an. Warf man Streitende zur Thüre hinaus, kamen sie durch die Fenster wieder herein, und zehn Mal wilder als vorher. Löschte man Streit in der Stube, flammte er in den Gängen um so gewaltiger auf. Die Frühlingsluft spukte in den starken Gliedern, und zumeist thut dann der Mensch am wüstesten, wenn es sich am wenigsten ziemt. Michel saß vom Streite unberührt hinterm Tisch in guter Ruhe und rauchte einen Kübel Tabak dazu. Nur zuweilen knurrte Bäri, der Hund, oder einer der Knechte stand auf und trieb einen Knäuel Streitender, der sie belästigte, mit einem tüchtigen Stoß in's Fahrwasser des Streites hinaus. Hinter Knechten, Hund und Tisch saß Michel in der vollständigsten Sicherheit, hätte in allem Behagen genießen können, was ihn gelüstete. Wahrscheinlich stach ihn der Böse, es gramselte ihm in allen Gliedern: plötzlich mitten im wildesten Lärm schrie er nach seiner Uerti und wollte fort sammt Gefolge, welches vielleicht lieber länger gesessen wäre, indessen keine Einwendungen versuchte. Langsam, g'satzlich rückte Michel aus, drückte sich in's Gedränge, wollte durch Stube und Haus, wie er diesen Nachmittag über die Brücke gekommen. Aber jetzt war anderes Wetter. Damals war die Luft rein gewesen, jetzt flogen Gläser und Flaschen drin herum, als ob es Schneeflocken wären. „Will der schon heim?" hörte Michel eine Stimme fragen. „Für den ist's hohe Zeit, um diese Zeit müssen die Kinder in's Bett, längst wird ihm die Kindermutter sein Breili z'weg haben," antwortete eine andere Stimme. Zornig sah Michel sich nach dieser Stimme, welche er heute schon einmal gehört zu haben glaubte, um, da splitterte ihm ein Glas am Backen. Nun ging das Pauken los, Michel hielt sich berechtigt, auf den Wurf hin dreinzuschlagen, ganz gleich-

gültig, wen er traf, und hinter ihm her hielten die Knechte sich für ebenso berechtigt als der Meister. Michels Ring schien ein wahrhafter Zauberring zu sein, von ihm berührt, beugten sich die kühnsten Häupter und mancher fiel in tiefen Schlaf. Alles schlug nun auf Michel ein, und je mehr Schläge Michel kriegte, desto munterer schien er zu werden, es schien, als erwache er eigentlich erst jetzt so recht. Es wäre eine ordentliche Freude gewesen, ihm zuzusehen, wenn dabei nicht Augen, Nasen, Zähne rc. gefährdet gewesen wären. Michel brach sich Bahn mitten durch das wildeste Getümmel, schlug sich auf gesunden Beinen in's Freie. Draußen hielt er still, rüstete sich auf den Heimweg, zog seinen sorgfältig geborgenen Kübel aus der Tasche, brachte ihn in's Gleis, stopfte frisch, achtete sich der Steine und Scheite wenig, welche um ihn herumflogen. Eben hatte er Stein und Schwamm zur Hand genommen, den Kübel in's Maul gesteckt und wollte Feuer schlagen, da traf ein Scheit hauptsächlich die Pfeife, daß sie ihm aus dem Maule flog und die Zähne wackelten. „Bäri, faß!" rief er, und wie ein Pfeil schoß Bäri in die Nacht hinein, als ob er nur auf diesen Ruf gewartet hätte. Bäri war ein ganz vortrefflicher Hund mit Löwenkraft und Menschenverstand, daher auch wie ein Zwillingsbruder von Michel geliebt. Im größten Streit half Bäri seinem Meister nie ungeheißen, außer wenn derselbe fiel, dann hätten wir Niemanden, dem sein Leben lieb gewesen, rathen mögen, Michel anzurühren. Wurde er irgendwie getroffen oder geschlagen, dann hatte er das Recht ungeheißen zuzubeißen. Sagte aber Michel: „Bäri faß," oder, „Bäri nimm!" so faßte Bäri und nicht für Spaß und ließ nicht los, bis Michel sagte: „Bäri gang dänne," oder: „Bäri hintere." Bäri hörte auf der Welt kein Wort lieber als das: „Bäri faß." Wie es aus Michels Mund war, schoß er fort

wie ein Pfeil vom Bogen und ungesäumt lag am Boden, was Bäri fassen sollte. So geschah es auch jetzt. Laut fluchte es in der Nähe, dann hörte man einen dumpfen Fall, einen lauten Schrei, Bäri's zornig Knurren. „Geht und luegit," sagte Michel zu den Knechten, suchte kaltblütig seine Pfeife zusammen, richtete sie ein und ging langsam nach. Sie fanden Bäri schrittlings stehend über einer dunkeln Gestalt, die blanken Zähne knurrend dicht an deren Gesicht, und zorniger ward das Knurren und das Maul that sich über dem Gesichte zum Fassen auf, sobald die Gestalt einen Laut von sich geben wollte. Die Knechte fanden sich nicht berufen, den Menschen zu erlösen, auch sprangen sie denen nicht nach, welche sie in der Ferne laufen hörten. Zu g'wunderig sein in dunkler Nacht, kann unheimlich werden. Sie hatten ihr Gespött mit dem armen Teufel und wenn der reden wollte, sperrte Bäri das Maul auf, drückte ihm die Zähne in's Gesicht, doch ohne zu beißen. Eben eine bequeme Stellung ist dies nicht für einen Menschen, sie ist ungefähr die eines konservativen Freiburgers, mit dem Unterschiede, daß der Bäri, der auf dem Freiburger steht, mit dem Maule am Gesicht, keine Regierung ist, sondern ein Hund. Michel hielt von je Pressiren für ungesund, fand sich auch nicht bewogen, diesmal eine Ausnahme zu machen. Er kam langsam nach, und erst als seine Pfeife ordentlich brannte, sagte er: „hintere, Bäri, hintere."

Bäri meinte ebenfalls nicht, daß besondere Eile am Platze sei, langsam zog er das Bein zurück, ließ ab von den zärtlichen Berührungen, und entfernte sich mißmuthig von dem Menschen. Sobald dieser frei war, fluchte er schrecklich und begehrte mörderlich auf. Als er sich endlich erhoben hatte, sah man, daß es ein Landjäger war. „Du Knubel-Kalb, du verflucht's, habe ich dich endlich,

jetzt will ich dir's zeigen, du mußt mir dahin, wo du längst hingehört; morgen mache ich die Anzeige im Schloß, dein Hund muß zum Schinder, du unter die Rothen (Schweizer in französischen Diensten). Der Bonaparte ist die rechte Kindermutter für solche Kälber, der putzt ihnen die Nase. Der Bigelpeterli wird Freud haben, wenn er dich in die Lieferung bekommt." Die Schweiz mußte Napoleon laut Vertrag 4 Regimenter oder sechzehntausend Mann stellen und vollzählig erhalten. Napoleon verbrauchte rasch seine Soldaten, plagte daher seine sogenannten Verbündeten beständig mit Befehlen zur Ergänzung. Nun war die Freiwilligkeit nicht mehr sehr groß, seitdem man vernahm, wie heiß es in Spanien zugehe und wie kalt es in Rußland sei. Die Werbung ging daher sehr schläfrig und die Regierungen mußten zu allerlei künstlichen Mitteln die Zuflucht nehmen. Die schlausten Werber wurden angestellt, alle Listen ihnen erlaubt, bei allen Streichen durch die Finger gesehen und wen sie einmal hatten, den hatten sie, wenn sie wollten. Unter diesen Werbern blieb Bigelpeterli berüchtigt und wegen seinem Witz berühmt bis auf den heutigen Tag. Es geschah aber auch, daß man Bursche, welche wegen Schlägereien oder anderm Frevel in's Zuchthaus, oder in die Verbannung sollten, nach Frankreich spedirte, angeblich zwar mit ihrem Willen. Dieser modus procedendi wurde dann aber auch von Landjägern und Werbern zu schweren Brandschatzungen mißbraucht, wenn sie einmal einen Reichen in die Hände bekommen konnten. Auch sollen die Manieren der reichen Bauernsöhne nie so fein gewesen sein als dazumal. Es war, als Michel das begegnete, noch nicht die böste Zeit und doch erschrak er sehr. Er war tapfer auf den Straßen, aber vor dem Krieg hatte er einen heiligen Schrecken, er tauschte seinen Knubel nicht an ganz Rußland. Er wollte daher be-

gütigende Worte versuchen, der Hund habe ihn nicht gekannt und nicht gedacht, daß, wo mit Scheiten geworfen werde, ein Landjäger zugegen sei. Aber solchen Menschen manierlich zu kommen, ist gefährlich, sie werden gern um so gröber und unverschämter. Der Landjäger war vorher blos grob gewesen, jetzt ward er fürchterlich, that als ob er Michel Handschellen anlegen, und ihn noch in dieser Nacht nach Frankreich spediren wolle. Da trat Sami, Michels Lieblingsknecht und gleichsam sein Milchbruder, vor und sagte: „Nur sachte, und jetzt hast Zeit zu schweigen und dich zu streichen, du Unglücksmacher, sonst geht es mit dir dem Teufel zu; du hast den ganzen Streit angezettelt und immer wieder angeblasen, um Bußen zu ziehen oder zu brandschatzen: Anderer Unglück ist eure Ernte. Es sind Leute da, welche es reden werden, wo man will, wie du und dein Kamerad das ganze Spiel abgekartet haben. Hast du das Scheit nicht selbst geworfen, so warst du doch dabei, als es geworfen ward, und weißt, wer es gethan. Ist das nicht genug, so soll dir bewiesen werden, wie du dich kaufen lässest, kurz der schlechtest Lumpenhund bist, welcher in unserer Herren-Kutte herumläuft. Morgen gehe ich in's Schloß, zähl darauf, und zeige dem Oberamtmann an, welche Lausbuben und Unglücksmacher er zu Landjägern habe. Er ist ein stolzer Herr, aber kein Ungerechter, der wird mit solchem Pack sauber ausfahren, zähl darauf." Diese Sprache machte Eindruck auf den Landjäger, von wegen, derselbe kannte den Oberamtmann, wußte wohl, was er ihnen oft gesagt, und daß er nicht Spaß verstehe, am allerwenigsten von den Landjägern. Der Landjäger ließ die Milch hinunter und endlich kam ein Vergleich zu Stande, welcher ungefähr in den Worten enthalten ist: schweigst du mir, so schweig ich dir. So geht es gewöhnlich. Eine Floh, welche uns gebissen, jagt man bis man

sie hat, dann zerdrückt man sie; menschliches Ungeziefer aber schüttelt man blos von sich ab, läßt es laufen, ja hat noch Freude daran, wenn es von uns weg nach Andern springt und beißt. Können jetzt auch luegen, wie sie es abschütteln, denkt man. Mit dieser Selbstsucht richtet man unsäglichen Schaden an, erhält die Macht der Schlechten, mehrt deren Trotz und Uebermuth, denn sie haben ja nichts zu fürchten, als an einem oder andern Orte vergeblich anzuspringen und abgeschüttelt zu werden. Müßten sie das Zertreten fürchten, es wäre anders. Wie Mancher wohl wurde durch diesen Spitzbuben von Landjäger später noch unglücklich, der sein Wesen sicherlich forttrieb, nur vorsichtiger und schlauer. Nun unserm Michel war es nicht zuzumuthen, des allgemeinen Bestens wegen freiwillig einen Gang in's Schloß zu thun, dem Oberamtmann unter die Augen zu stehen und eine Anzeige zu riskiren. Versetzen doch Solche, welche was ganz Anderes vorstellen wollen, als unser Michel, keinen Fuß, wenn es gilt, Schaden zu wenden vom ganzen Vaterlande, geschweige denn, daß sie das Maul aufthäten und Die verzeigten und offenbar machten, welche es in's Verderben führen. Im schönen Bewußtsein, viel verrichtet zu haben, zog Michel mit seinem Gefolge unangefochten heim. An vier solche Bursche und einen Hund traut man sich auf offener Straße und freiem Felde nicht so leicht. Die angetrunkenen Knechte im Siegesübermuth hätten gern noch ein zur Seite liegendes Dorf besucht, wo Kampf und Blut nicht gefehlt hätten. Aber Michel wollte nicht, nicht weil er sich fürchtete, aber er meinte nicht, daß Alles an einem Tag gethan werden müsse, er war mit dem an diesen Ostern Vollbrachten vollständig befriedigt. Es sei morgen auch noch ein Tag, sagte er. Michel hatte einige Löcher im Kopf, Beulen am Leibe, aber er achtete sie so wenig als Bremsenstiche, hatte

sie vergessen als er heim kam, legte sich zu Bette, ohne nach ihnen gesehen zu haben.

Am andern Tag schlief Michel bis hoch am Himmel die Sonne stand. Endlich begann es zu tagen vor seinen Augen; aber Michel pflegte nicht eines Satzes aus dem Bette zu springen, selbst wenn unter ihm das Bett gebrannt, so hätte er sich noch gedreht, gestreckt, einige Mal gegähnt, dann erst hätte er das Bett verlassen, in einem Satze vielleicht, oder vielleicht auch langsamer. Als nun Michel mit etwelchem Geräusch seine Vorübungen zum Aufstehen mit Gähnen und Strecken machte, öffnete sich die Thüre und eine ältliche Frau trat in's Stübchen. Aber so wie sie einen Blick auf das Bett gethan, schrie sie laut auf und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Ach du meine Güte, Micheli, mein Micheli (ein beiläufig über zwei Centner schwerer Micheli), wie siehst du aus, wie haben sie dich aber zugerichtet.“ „Was ist, Anni?“ fragte Michel und hob das Haupt aus dem Kissen. Da erst schrie Anni recht: „Mein Gott, mein Gott, lebst oder bist todt? bist du denn nicht sicher, wenn du von Hause gehst? O wärst daheim geblieben, ich hielt dir so dringlich an, wollte die Küchli zwei Mal backen und Nidle stoße, aber es mußte nicht sein, es mußte erzwängt sein und jetzt kommst du so mir heim! Und wo waren die Knechte, was thaten Sami und Bäri? was nützen die Alle, wenn du so z'weg kommst?“ „Was ist aparts, daß du so machst?“ fragte Michel verwundert.

„Bist denn so sturm im Kopf, daß du nichts weißt? Es ist sich aber nicht zu wundern, man muß sich nur wundern, daß du noch lebst. Sieh selbst,“ sagte die Frau, nahm ein Spiegelchen von der Wand und hielt es ihm vor. Da wäre doch Michel beinahe vor sich selbst erschrocken. Er sah aus wie ein alter Märtyrer, gepeitscht, halbgeschunden

und halb von den Hunden gefressen, voll Blut und Striemen. Das blutgetränkte Haar hing ihm über das dicke Gesicht hinunter, das blutige Hemd klebte ihm am Leibe, daß man es für den blutigen geschundenen Leib selbst hätte halten können. Noch andere Leute als Anni wären über ihn erschrocken, denn man hätte wirklich meinen sollen, es sei nur eine Wunde. „Das ist wüster als bös," sagte Michel zu Anni, welche sich geberdete wie eine gedungene hebräische Klagefrau. „Hol' Wasser, mach' das Blut ab und gieb ein frisches Hemd, so ist z'Sach richtig." Anni, welche von vielen Berichten her einige Sachkenntniß in solchen Fällen hatte, fragte, ob es nicht besser sei, ehe es wasche, zu Männern zu schicken, um Zeugen zu haben, wie er ausgesehen, und zu einem Arzt, um ihn zu verbinden, damit man den Mördern und Schindhunden, welche ihn so zugerichtet, den Meister zeigen könne? Aber Michel meinte, es wäre gut, es wäre heute Niemand übler z'weg als er, und wollte nicht, Anni mußte sich bequemen, laues Wasser zu holen, um seinem Micheli sein Köpfli zu waschen. Je eifriger es wusch, desto eifriger redete und jammerte es dazu. Als das Werk vollbracht war, sah Michel wieder ganz ordentlich aus, daß Anni es fast ungern hatte, und that als ob es Michel lieber halb todt gesehen, um dann nach Herzenslust über ihn weinen und klagen, über die Thäter schimpfen und lästern zu können. Um desto brünstiger wandte es nun sein Mitleid Michels Kleidern zu. Er hatte natürlich am Ostertag all' sein Bestes angezogen, da war Nichts mehr sauber, das Eine zerrissen, das Andere mit Blut getränkt und dieses eingetrocknet. Er komme noch um all' seine Sachen, jammerte Anni, wenn er sich seine Sache so wenig achte, so kostbare Kleider und alle dahin. Hätte er ihns gestern geweckt, daß es das Blut noch feucht hätte auswaschen können, so wollte es nichts sagen, jetzt möge

er zusehen, wie es werde. Wenn es ihm nicht eingefallen, so hätte es Sami in Sinn kommen sollen, dem stünde es wohl an der Witzigere zu sein, sei er doch sieben Wochen und drei Tage älter als Michel. Aber wenn er nicht besser thue, müsse der ihm aus dem Hause. Bei allen Lumpengeschichten sei er der Erste und der Letzte und vielleicht der Urheber. Zu gut dazu sei er nicht. Sami war Anni's leiblicher Sohn, und Anni war Michels Kindermagd gewesen, jetzt die ihm um die Nase geriebene Kindermutter. Michels Mutter war nämlich gestorben, als derselbe noch in den Windeln war, darauf vertrat Anni Mutterstelle an ihm und zwar so, daß ihr fast gleich alter Sohn Sami gegen Michel immer den Kürzern ziehen mußte, Michel ihr immer der Liebere schien. Im Grunde des Herzens war er es aber nicht, aber bei Michel kam zu der Liebe die Treue der Pflicht. Michels Mutter hatte auf dem Sterbebett zu Anni gesagt: „Gält, Du luegst immer zu ihm, und luegst, daß er nit unterdrückt wird, wenn es hier eine Aenderig (Stiefmutter) geben sollte?" Das hatte Anni versprochen und hielt es. Aber Michels Vater dachte nicht mehr an's Heirathen. Er war ein Mann von wenig Worten und einförmigem Thun, eine neue Frau zu suchen und sie zu dressiren, oder sich in neu eingezügelte Gewohnheiten zu fügen, wäre ihm in Tod zuwider gewesen. Er war brav, so weit er es verstand, hatte den üblichen Glauben, daß ein Gott sei und man durch Christum selig werde, während er eigentlich zwei Mächten diente, dem Gelde und der Kraft, das waren ihm die höchsten Worte auf Erden.

Die größte Freude hatte er an seinem Micheli, in dessen Person sollten ihm die beiden Worte verehlicht werden. Der Micheli brachte bereits Tatzen auf die Welt wie ein junger Bär. Anni mästete ihn als wäre er ein junges Kalb, bei welchem die Mastung die Hauptsache ist. Es hatte seine

größte Freude am Erfolg seiner Erziehung, als dem Micheli die Glieder aufschwollen wie einem jungen Ochsen, und dachte nicht daran, daß das das größte Wunder sei, daß Micheli nicht an dieser Erziehung starb, sondern sie aushielt und sogar gesund. Vom 8. Jahr an mußte er alle Frühjahre eine Kur machen, aber nicht so mit dünnem Wasser, welches nach Eisen oder Schwefel riecht und nichts kann als durchziehen, sondern mit Roßmilch. „Stark wie ein Roß," sagt man, wenn man den höchsten Grad von menschlicher Stärke bezeichnen will, und stark wie ein Roß werde, wer brav Roßmilch trinke. Und wie man Rosse, welche man stark und ausdauernd haben will, frei laufen läßt, spät einspannt, erst wenn die Knochen hart geworden, so wurde Michel zu keiner Arbeit streng gehalten, er konnte etwas machen oder nichts, dazu und davon, wie er wollte. Er wurde auch stark, das freute den Vater sehr, für's Geld wolle er schon sorgen, dachte derselbe. Als Michel zum ersten Male einen Mütt Korn aufnahm aus freier Hand, ein Mäß Roggen über den Daumen ausleerte, den schwersten Knecht am Rockkragen in den Zähnen durch die Tenne trug, ward es als häusliches Fest gefeiert, und das ganze Hofgesinde pries Micheli's Kraft und Herrlichkeit acht Tage lang. Michel war wirklich sehr stark und von einer Beschaffenheit, daß man fast hätte glauben sollen, er könne sich eisern machen. Man konnte mit Zaunstöcken auf ihn schlagen, er bog sich darunter so wenig, als er sich viel daraus machte. Es war ein großes Glück, daß er bei solcher Erziehung sehr gutmüthig und sehr behaglich war. Er beleidigte Niemand muthwillig, hatte nicht Freude daran, irgend einen armen Teufel zu peinigen, nur mußte ihm Niemand den Streit auf den Leib bringen, er wußte ihn nicht zu vermeiden, er war zu jung dazu. Es muß Einer erst so recht gefeckt und gewogen sein, wenn er

mitten unter neidischen oder zanksüchtigen Leuten keinen Streit mehr kriegen soll. Michel war es wohl daheim, eine Pfeife Tabak, ein ruhiger Sitz, ein gutes Stück Brot oder Fleisch und ein Schluck Milch dazu waren ihm die liebsten Sachen. Er hatte nicht die unstäte Natur einer Wespe, welche von einer Pinte zur andern fahren muß, wie eine Wespe von einer Fensterscheibe zur andern, er war am liebsten daheim, und es bedurfte ein ordentliches Aufrütteln, wenn er ausziehen sollte. Und wo ist eigentlich ein rechter Bauer am schönsten als eben daheim, sei es hinter dem Pflug oder auf der Bank vor dem Hause? Nun gab es aber viele Bauernsöhne, welche ebenfalls stark sein wollten, und reich genug waren, ihre Kraft zu erproben. Die wuchsen an Michel und hetzten Andere an ihn, und bis man an Michels Kraft glaubte, kostete es viel Blut und Geld. Aber das war gerade das Geld, welches Michels Vater am allerwenigsten reute. Als er das erste Mal 200 Thaler Schmerzengeld zahlen mußte, hatte er größere Freude daran, als wenn er 2000 Thaler geerbt hätte. Wenn Michel von Natur nicht so friedfertig gewesen, so hätte des Vaters Art, wie er Prügeleien aufnahm, ihn dazu bringen können, den ganzen Knubelhof zu verklopfen. Gar manches Knechtlein und manch' armer Bauernsohn ließ von Michel sich gerne prügeln, um ein tüchtig Schmerzengeld zu erpressen, welches Michels Vater ohne viel Federlesens und ohne zu prozediren zahlte. Derselbe genoß indessen diese Freude nicht lange, sondern starb als eben Michel das Alter erreicht hatte, wo er sein Gut selbst verwalten konnte. Michel war nun ein reicher Mann, eine der besten Partien des Landes, um sich gehörig auszudrücken. Der Knubelhof gehörte unter die schönen Höfe: reich an Weide und Wald, Wasser und Wiesen, Baumgarten und Ackerland, kurz einer von den Höfen, auf welchen

ein rechter Bauer ein Edelmann und eine rechte Bäuerin eine kleine Königin ist. Zu dem Hofe erbte Michel viel Geld, baares und angelegtes, und Hülle und Fülle in Spycher und Kasten, in Ställen und Keller und Kammern. Zu einem guten Bauer, der die Sachen nicht erst erwerben muß, sondern sie blos zu erhalten braucht, hatte er gute Anlagen. Begreiflich muß man einen sehr großen Unterschied machen zwischen erwerben und erhalten. Mancher ist trefflich zum Erwerben, aber behalten kann er's nicht, Mancher könnte behalten, wenn er was hätte, aber zum Erwerb taugt er nicht. Michel konnte alle Arbeiten, und leicht ging's ihm von der Hand, aber er meinte nicht, daß er Alles allein machen müsse, er arbeitete blos der Ehre, nicht der Lust wegen. Michel verstand sich auf Kühe und Pferde ziemlich, aber Handelsgeist hatte er nicht, er kaufte und verkaufte, was der allgemeine Gebrauch mit sich brachte. Der Vater hatte ihn von früher Jugend an auf alle Märkte mitgenommen, angeblich, damit er den Handel kennen lerne, eigentlich aber um wohl zu leben an der Bewunderung, welche man allenthalben dem reichen Knubelbauer um seines schönen Bubens willen spendete. Neben diesen Eigenschaften war Michel gar nicht verthunlich, und den größten Theil der Zeit brachte er daheim zu, da liebte er allerdings gute Nidle, guten Anken, guten Käs, ein schön Stücklein Fleisch, Speck und Schinken, Küchli, einen guten Schluck Kirschwasser und Tabak. Von dem hatte er aber keinen Verstand, wenn ihm das Pfund vier Batzen kosten sollte, so kratzte er sich in den Haaren. Schöne beschlagene Pfeifen liebte er, und schwere große Uhren, mit diesen händelte er einigermaßen, und das mochte ihm im Jahr vielleicht einige Thaler kosten. Nun freilich kostete ihn das Wirthshaus etwas, weil er meist mit Gefolge darin erschien, indessen geschah es bei weitem nicht alle Sonntage.

Was ihn am meisten kostete, waren Schlägereien und die damit verbundenen Brandschatzungen. Indessen ein Bauer, der seine 2000 Thaler Einkünfte hat, mag schon etwas ertragen, selbst wenn er aus einer Art Uebermuth Niemand Geld abfordert, 12—15 Zinse von den Kapitalien ausstehen läßt, obgleich nach dem 10. Zins das Gesetz die Verjährung erklärt, wenn der Schuldner davon Gebrauch machen will.

Anni, seine Kindermutter, war auf dem Knubel nicht die Majestät, aber das Faktotum, führte die Haushaltung treu als ob es die eigene wäre, und mit Einsicht und Verstand dazu. Es ließ nichts zu Schanden gehen, übte Gutthaten, wie es dem Hofe wohl anstand, aber nicht zur Erhebung der eigenen Person, wie der ungerechte Haushalter im Evangelium, und pflegte seinen Micheli noch immer als ob er ein Wickelkind wäre. Es war überhaupt eine eigenthümliche Haushaltung, wie schwerlich mehr eine im ganzen Lande zu finden ist. Michel war der Angel, um welchen sich Alles drehte, der große Bauer, der Gewaltige, und doch eigentlich das Kind, welches Alle als Kind behandelten, verhätschelten, jedoch mit Respekt. Der Knubelhof war so eine Art Schlaraffenland, von Allen gesucht, von Niemand freiwillig verlassen. Michel gönnte es seinen Leuten, Speise und Trank waren gut und im Ueberfluß, die Löhne nicht besser als an andern Orten, aber auf einige Thaler extra kam es Michel nicht an, wenn man es ihm zu treffen wußte. Mit der Arbeit brauchte sich Niemand zu überthun, in Wind und Wetter sprengte Michel seine Leute wenig herum, jedenfalls nie aus Bosheit, wie es hie und da zu geschehen pflegt, sondern nur wenn Noth vorhanden war. Er hatte Leute genug und nicht halb zu wenig, Keiner war gezwungen für Zwei zu schaffen, wenn er nicht pfuschen und im Rückstand bleiben wollte, Jeder konnte gut und bequem machen,

was ihm oblag. Darum sah der Knubelhof auch schöner aus als so viele andere, wo mit den Händen gekargt wird und die Zeit immer zu kurz ist für die wenigen Leute und die viele Arbeit, denn Michel plagte der Geiz nicht, sein Lebenszweck war nicht noch reicher zu werden, des Jahres so und so viel tausend Gulden vorzuschlagen, sondern er wollte auf dem schönsten Hofe der berühmteste und stärkste Bauer sein. Wenn nun ein sogenanntes großes Werch anging, Heuet, Ernte rc., wo die Leute sich gegenseitig aufpassen, wann angefangen und was täglich geschafft wird, und Jeder der Beste sein will, dann wollte Michel sich auch zeigen, dann trat er an seines Volkes Spitze, und dreingeschlagen mußte werden, daß Funken stoben, damit allenthalben es heiße: „Seht, wie es bei Michel geht; der ist aber los, wenn er will mag ihn Keiner, er ist fertig, wenn die Andern kaum angefangen haben." Sein Volk gönnte ihm auch diese Freude, schaffte sich fast die Seele aus dem Leibe, und nicht zu seinem Schaden, denn je größere Freude Michel hatte, desto offener war seine Hand und desto freigebiger war er mit Speise und Trank, und war der Sturm vorbei, so hatten es die Arbeiter um so besser, er ließ sie ordentlich verschnaufen. So hatte Michel auch sehr selten über Untreue zu klagen. Der Wächter fehlte nicht, Anni hatte die Augen offen, man hätte meinen sollen, wie ein Hase, Tag und Nacht. Anni war nicht mit den aufrührerischen Augen betrachtet als eine Dienstmagd, welche eine unrechtmäßige Gewalt sich angemaßt, sondern als Hausmutter, wie Anni es auch wirklich war. Und wenn Anni auch immer sagte, meine Schweine, mein Flachs, unsere Kühe u. s. w., so hatte es doch reine Hände, ein sauber Gewissen, sah treuer zu Michels Sache, als manche Mutter zum Vermögen ihres Sohnes, Anni hatte also nicht Ursache Jemanden durch die Finger zu sehen, es konnte Niemand zu

ihm sagen: Schweigst du mir, so schweig ich dir. Da also Niemand droben gerne fortwollte, so nahm Jedes sich sehr in Acht, daß es nicht fort mußte. Es gab ein ordentlich Aufsehen, wenn ein Knecht oder eine Magd vom Knubel ging. Es kam daher wie der Landsturm, daß man zehn Höfe mit den Aspiranten um eine einzige Stelle hätte versehen können, es ging wie in einem hungerigen Lande um eine Staatsstelle, oder, wie wenn die Tauben ziehen auf einem vereinzelten Erbsacker. So lebte Michel in vollem Behagen und Genügen, in weiter Runde war er sicher der einzige Mensch, der keine Wünsche hatte, deren Erfüllung nicht in seiner Macht stand. Und wenn er schon, wie jetzt, Löcher am Kopf und Beulen am Leibe hatte, störte dies sein Behagen nicht im mindesten, im Gegentheil, er genoß das frohe Selbstgefühl, Andere hätten noch viel größere Löcher und noch viel mächtigere Beulen. Als er frisch gewaschen aufgestanden war, setzte er sich mit gutem Appetit an's Frühstück und ließ sich's wohl sein, trotz einem Engländer. Sein Frühstück glich aber auch einem englischen, bestand nicht blos aus dünnem Kaffee und hartem Brot, Käs und Butter waren auch da, sammt Eiertätsch und Erdäpfelrösti. „Und wenn du durch den Morgen hungrig wirst, so ist Schinken und sonst noch Fleisch im Kuchischaft,“ sagte Anni. „Ich hätte es auch aufstellen können, aber ich wußte nicht, ob es dir recht sei, du wirst mir so wunderlich, es ist dir gar nichts mehr zu treffen, es erleidet mir so dabei zu sein.“ — „Wird öppe nit sein, oder was mache ich Wunderliches?“ sagte Michel, der an solche Vorwürfe gewöhnt schien, kaltblütig. „Da mag ich dir auftragen, was ich will, und anwenden wie ich will, du sagst nie mehr, daß es dich gut dünke, und daß es dir recht sei. Das muß einem gmühen, selb glaub.“ Anni gehörte zu der großen Klasse der Köchinen,

welche nicht zufrieden ist, wenn man zeigt, daß die Speisen gut sind, indem man tapfer davon ißt, sondern die auch will, daß man rühmt, wie gut sie seien. Michel pressirte nicht mit dem Essen, mußte auch zwischendurch Anni Rechenschaft ablegen, wie er gestern den Tag verbraucht. Anni war mit dem Bericht durchaus nicht zufrieden. „Aber Micheli, Micheli," sagte es, „denkst du denn nie daran, daß du auch ein Mensch bist und todtgeschlagen werden könntest, und wer erbt dann den Hof? Und noch dazu an einem so wichtigen Tage, an der heiligen Oster, denk', wenn du da in der schweren Sünd' ungesinnet hättest sterben müssen! Denkt doch das junge Volk nie, was es für ein Tag ist. An dir dünkt es mich nichts anders, du hast den Verstand noch nicht, bist noch zu jung dazu. Aber Sami sollte ihn haben, der Lümmel wäre alt genug dazu. Wenn er nicht anders thut, muß er mir weg. Ich will nicht, wenn es ein Unglück giebt, daß alle Leute es mir vorhalten, mein Bub sei Schuld daran." Michel redete dem Sami z'best, erzählte, wie er es dem Landjäger gemacht, und wie man den noch jetzt verklagen könnte, wenn man wollte. Aber darin fand Anni keinen Trost, sondern Stoff zu neuem Jammer. „Was, jetzt noch den Landjäger trappen, das ist ärger, als wenn ihr dem Landvogt Schelm gesagt. Der vergißt euch das nicht, der ruht nicht, bis er dich unglücklich gemacht hat, bis er dich fort hat nach Frankreich in den Krieg. Denkst du denn auch gar nicht, wie es dir wäre, wenn du den Hof mit dem Rücken ansehen und in den Krieg müßtest, wo sie mit Kanonen schießen und expreß auf die Leute, und keinem Menschen borgen, sei er wer er wolle? Micheli, gingest gerne? und gehen mußt, wenn es so fort geht!" Das machte Michel wirklich bedenklich, denn einstweilen begehrte er nicht, ein Kriegsheld zu werden. Er dachte wohl daran,

im Nothfall vermöchte er Einen zu kaufen. Aber er wußte auch Fälle, wo Haß dahinter war, oder man einen Menschen forthaben oder strafen wollte, daß man keinen Stellvertreter annehmen wollte.

Wie oben gesagt, schickte man besonders gern Schläger und Händelsüchtige hin. Dort, kalkulirte man, könnten sie ihre Lust am Besten büßen, drein schlagen nach Herzenslust und sogar pflichtgemäß. Michel sagte: Den Krieg fürchte er nicht, es würde ihm gar nichts machen, zu gehen, wenn er wäre wie andere Leute. Aber er habe oft gehört, im Kriege käme ungefähr die Hälfte mit dem Leben davon, und jetzt unterm Napoleon nicht einmal. Nun sei er so dick als zwei deren Hungerleider, welche sich gewöhnlich anwerben ließen, da wüßte er ja im Voraus, daß er das Leben nicht davon brächte, denn thäte es nicht den einen halben Theil treffen, so nähme es doch den andern. Und wenn man das voraus wüßte, wäre es ja dumm, wenn man ginge. Allweg lachte, wer diesen Kalkul hörte. Anni verschwatzte sich selten, und nie so lange noch was abzuwaschen war. Sobald Michel fertig war mit Essen, trug es ab und machte sich ans Waschen. Michel aber griff nach seiner Pfeife und machte seine übliche Runde ums Haus und in den Ställen. Dies ist eine Uebung, welche kein Bauer, auch wenn er nicht mehr selbst arbeitet, je versäumen sollte. Es ist denn doch des Herrn Auge, welches die Ordnung erhalten soll. Michel hatte sonst sehr große Freude an diesen Ställen und mit Recht, denn schönere Pferde, stattlichere Kühe sah man selten, aber diesmal sah er wenig von diesen Schönheiten, es lag ihm zu dick vor den Augen. Es kam ihm immer in Sinn, wenn der Landjäger ihn doch verklagen würde, wenn er dies Alles verlassen müßte. Dann kam ihm großer Aerger an über sein Wüstthun und starke Entschlüsse, alle Aus-

flüge zu unterlassen und auf seinem Knubel zu bleiben, da könne er machen, was er wolle, und fechte ihn hier Jemand an, so habe er das Recht ihn todtzuschlagen. So studirte Michel tief, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, so tief, daß er das Horn, mit welchem man die Leute auf dem weiten Hof herum zusammen- und zum Essen rief, fast überhört hätte. Der Hunger plagte ihn zwar nicht, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen nahm er doch seinen Platz oben am Tische ein, hinter dem Tisch pflanzte sich das Mannevolk auf, auf dem Vorstuhl saßen die leichten Truppen, das Weibervolk nämlich, welches frei ab und zu gehen mußte. Drei große Milchkacheln voll ganzer Milch, d. h. die Nidle (Sahne) nicht abgestreift, standen auf dem Tische. Ein besonderer Napf stand neben Michel, gefüllt mit purer Nidle, so gut und dick, als Anni sie z'weg bringen konnte. So hätte es Michel von Kindesbeinen an gehabt, sagte Anni, und es wüßte nicht, warum er es als Bauer schlechter haben solle, als er es als Kind gehabt. Solche Nidle ist bekanntlich eben nicht gegen den Durst, daher Michel sehr oft seinen Löffel über den Napf weg in die große Milchkachel steckte. Das nahm ihm aber Anni allemal übel. Es sehe wohl, sagte es, er schätze je länger je weniger, was es an ihm thue. Es selbst versuchte nie etwas von der Nidle, was Michel überließ, wanderte in den Ankenkübel. Es hätte schrecklich schlecht gelebt, wenn es seine Milch an die Nidle hätte tauschen sollen, aber Micheli sollte Nidle brauchen. Das sei nur Bosheit und ihm z' Trotz. Sie sei ihm als Kind gut gewesen und hätte so wohl angeschlagen, so wüßte es gar nicht, warum er sie jetzt nicht mehr brauchen wolle. Sobald man gebetet hatte, brachten die Knechte das Gespräch auf die gestrigen Heldenthaten, sie thaten zwei Würfe mit einem Stein, einen nach dem Wohl-

gefallen des Meisters und einen nach der Huld der Jungfrauen, welche auf dem Vorstuhl saßen. Homer machte es wohl etwas fließender, wenn er von Achill oder Ajax sprach, als diese Knechte, da sie die Thaten ihres Meisters priesen, aber größer stellte er seine Helden nicht dar, als diese Knechte den ihren. Zu Hunderten seien die Dörfler da unten an ihn geschossen wie Bremsen an ein Roß, aber Michel habe sich nicht umgesehen, habe seine Streiche geführt wie vom Himmel herab, und wen er nur angerührt, habe sich gestreckt, so lang er gewesen. Er hätte nicht gebraucht nachzubessern, und was beim ersten Mal sich nicht gegeben, zum zweiten und dritten Mal zu versuchen. Wunder thäte es sie nicht nehmen, wenn sie jetzt noch dort lägen, wo sie hingefallen. Was der Meister nicht niedergeschlagen, das hätten sie gebürstet, daß die Haut sammt den Haaren davon gefahren. Jeder wollte Streiche aufgefangen haben, welche dem Meister gegolten, niedergeschlagen haben, wer ihn im Rücken angegriffen. Jeder hatte Heldenthaten begangen, darüber zankten sie, aber darin waren sie einig, daß sie alle gegen den Meister nichts gewesen, der sei durch Alles durchgefahren, wie ein Ochse durch einen Bohnenplatz. Auch Sami's und Bäri's wurde mit Ehren gedacht, der Landjäger ausgescholten, berathen, wie man es ihm das nächste Mal machen wolle. Es wurde erzählt, was das vor dem Meister einen Respekt gegeben, wie sie mitten im Streit und Schlagen gehört: wie der Knubelbauer sei doch Keiner, selb sei wahr. Das sei doch dumm, daß man den nicht ruhig lasse, er thäte ja Niemanden was zu leid, aber wer sich an ihn wage, komme entweder weg wie ein Hund oder liege am Boden wie ein Kalb. Kurz sie redeten schön, vertrieben dem Meister die Grillen, füllten ihn wieder mit Selbstbewußtsein, wie man mit Gas einen Luftballon füllt, daß nicht blos keine Wolke

mehr auf seiner Seele lag, sondern daß ihn dünkte, er sei zunächst an der Sonne und glänze selbst wie die Sonne. Anni redete beständig drein, vernütigte Alles, wollte abbrechen, aber man hatte heute keine Ohren für ihns, man sah zu deutlich, wie es dem Meister wohl that und wie gern es die Jungfrauen hörten. Man spann den Faden fort, da hob Anni, als es den letzten Löffel niedergelegt sah, rasch die Tafel auf, raffte einiges Geräthe zusammen und befahl den Mägden, das Uebrige nachzubringen. Diese mußten gehorchen, so gut als englische Damen, wenn die Hausfrau sich erhebt und in das Theezimmer schreitet. Ob gern oder ungern, was sein muß, muß sein, sowohl auf dem Knubel als in Engeland. Aber wie in Engeland die Herren, blieben hier die Knechte sitzen, denn der Meister blieb ebenfalls sitzen, und die Knechte spannen fort an ihren homerischen Gesängen und dem Meister schwoll das Herz mehr und mehr, kühn leuchteten seine Augen und auf die Zunge wälzten sich, ungefähr wie man ein Zuckerfaß aus dem Keller schrotet, die Worte: „Z' arbeiten trägt heute nichts ab, z' arbeiten ist nicht viel, wie wär's, wenn wir heute wieder nach Kirchberg gingen, luegten, ob die noch da lägen, wo sie gestern gelegen, und dann luegten, wie es am Eiermahl geht, es soll heute sein? Es wäre zu probiren, ob man auch tanzen dürfte, oder ob nur die Kirchberger Prinzen das Recht dazu hätten?" Doch ehe noch diese Worte hinauf bis auf die Lippen geschrotet waren, was bei Michel immer etwas Zeit brauchte, streckte eine Magd die Nase zur Thüre herein und rief: „Michel, söllest use cho, sind Zwei da, wollen mit dir reden!" „Kennst sie?" fragte Michel. „Habe sie nie gesehen," sagte die Magd, „aber Allem an sind sie unten aus den Dörfern." Die Knechte sahen einander an, als ob sie sich gegenseitig fragen wollten, ob sie wüßten, was die wohl

wollten? Natürlich ward die Tafel nun auch vom männlichen Geschlechte aufgehoben. Im Herausgehen sagte Sami zu Michel: „Sie mögen an dich bringen, was sie wollen, so laß dich nicht erschrecken, mach' nit öppe d' Narr!“ Draußen standen Zwei, auch Michel kannte sie nicht. Sie fragten Michel: ob er der Knubelbauer sei, sie hätten ein Wort mit ihm zu sprechen. Michel hieß sie in die Stube kommen. Ho, sagten sie, sie hälfen da ein wenig nebenaus gehen, sie hätten mit ihm Etwas im Vertrauen zu reden. Wer nämlich recht vorsichtig sein will, redet vertrauliche Worte am liebsten im Freien, wo keine Wand ist, an welche ein Ohr sich legen und hinter welcher man das daran gelegte Ohr nicht sehen kann.

Wahrscheinlich hatten sie sich bereits den passendsten Platz auserlesen, wie, wenn man angreifen will, man sich erst das Terrain besichtigt. Sie gingen neben dem Hause einem kleinen Hügelchen zu, wo höchstens nur eine Maus im Loche unbemerkt horchen konnte. Dort sagte der Eine: „Es wird dir z' Sinn cho, warum wir da sind. Du weißt, wie du gestern in Kirchberg gethan, jetzt liegen in Kirchberg Zwei in der Leistung (liegen bleiben im Wirthshaus auf Rechnung des Schlägers). Sie sind bös z'weg, so Gott will, stehen sie wieder auf, aber gewiß ist es nicht. Jedenfalls werden sie zeitlebens ein Näggis (Schaden, böse Folgen) davon tragen. Uebrigens brauchst du uns nicht zu glauben, da ist das Doktorzeugniß, da lies, wenn d' kannst. Der Doktor hatte es gleich anzeigen wollen; wenn solches permittirt sei und nicht handlich gestraft werde, sei ja Niemand seines Lebens sicher, hat er gesagt. Wenn es der Oberamtmann vernehme, würde der wohl dem Knubelbauer das Handwerk legen ein für alle Male. Aber wir haben dir nicht z' Bösem wollen, unglücklich zu machen, begehren wir dich nicht, du

wirst wissen, wie man jetzt mit Schlägern und Händelmachern abfährt. Es sind zwei arme Bursche, welche ihr Brot verdienen müssen, so schien uns, wenn du ein Namhaftes thun würdest, so könnte man schweigen und stille sein bei der Sache. Wie meinst?" Da machte Michel ein dumm Gesicht und hatte beide Hände in den Westentaschen, wie es damals Mode war, später fuhr man damit in die Hosensäcke, gegenwärtig in die Rocktaschen, denn Etwas muß der Mensch haben, wohin er mit den Händen fahren kann. Hat er nichts, so hat er auch keine Haltung, und das ist fatal. Und wenn er auch Etwas hat, darein er fahren kann, so schützt es ihn doch nicht immer vor Verlegenheit, das erfuhr Michel jetzt. „Was duecht dich, was willst? red'," sagte der, welcher bis dahin geschwiegen, „wir haben weit heim, es pressirt uns." Da sagte Michel endlich: Etwas sei gegangen, selb sei wahr; aber es hätten noch viele Andere geschlagen als er, die Bursche könnten von Andern geschlagen sein, so gut als von ihm, selb sei doch vorerst zu untersuchen, ehe er eintrete. „Die Sache ist ausgemacht, untersuchen mangelt sich da nicht," sagte der eine der Anschicksmänner, „wie man den Roßeisen gleich ansieht, welcher Schmied sie gemacht hat, so kennt man alsbald die Köpfe, welche der Knubelbauer beschlagen hat. Daneben wie du willst. Es war uns um dich, und willst nicht, so hast gehabt, anhalten wollen wir dir nicht. Wir können auf dem Heimwege gleich beim Schloß vorbei die Anzeige machen und das Doktorzeugniß abgeben." „He, einen Tag oder zwei Bedenkzeit, daß man sich öppe besinne cha, wird doch wohl zu haben sein," sagte Michel. Dazu hätten sie keinen Auftrag, sagten sie. Unterdessen könnte die Sache von einer andern Seite angezeigt werden, dann sei sie aus ihren Händen. Mach' aus, so ist es ausgemacht. Daneben zwingen wollten

sie ihn nicht. Er solle ihnen nur, wenn er schreiben könne, ein Zeugniß machen, daß sie dagewesen seien. Das hätte Michel zu einer andern Zeit vielleicht gethan, denn er konnte sich gar nicht erinnern, Jemand so gedroschen zu haben, daß er in der Leistung liegen mußte, und seine Knechte konnten es auch kaum gethan haben. Sie hatten sich bei Niemand besonders aufgehalten, nur so gleichsam im ununterbrochenen Vorrücken aus dem Wege geschlagen, was darauf gewesen, und Schweizerköpfe mögen mehr als einen Schlag ertragen, und werden sie auch sturm geschlagen, hat es nicht viel zu sagen, und fällt auch Einer hin, steht er zumeist alsbald wieder auf. Aber die Umstände, die Geschichte mit dem Landjäger, Bigelpeterli und Napoleon und der Teufel, den Anni ihm im Gütterli gezeigt, hatten Michel Angst gemacht, er fürchtete sich vor einer Untersuchung. Michel suchte diese Angst freilich zu verbergen, so gut er konnte, aber er hatte noch zu wenig Brot gegessen, um die zwei Anschicksmänner zu täuschen. Ein Bauer merkt es dem andern auf der Stelle an, ob er fest ist im Gemüth oder erschrocken. Man hört hundert Mal: „Diese Kuh habe ich wohlfeil, aber sie war feil. Ich merkte es dem Mannli gleich an, daß ihm Angst war, sie zu verkaufen, weil er Geld haben mußte. Da hielt ich nieder, und schüttelte dazu die Thaler im Hosensack, bis er mir sie gab. Was nützen d' Vörthel, wenn man sie nicht braucht." Die Männer wandten sich zum Gehen, thaten so gleichgültig und sicher, daß es Michel immer katzängster wurde, er sie in die Stube kommen hieß, ihnen dort Kirschenwasser aufstellte, es endlich mit ihnen z' Todt und Amen ausmachte. Aber es kostete Michel ein schweres Geld, und mit schweren Seufzern gab er es. Michel liebte, wie gesagt, das Geld nicht vorzugsweise, dachte eigentlich wenig daran, aber ein solcher Lümmel war er doch nicht, daß er es unbeschwert so mir

nichts dir nichts zum Fenster auswarf oder verschlenggete, wie man zu sagen pflegt. Aber z' Krieg, z' Krieg wollte er nicht, den Knubelhof konnte er nicht mit nehmen und was halfen ihm Bäri und Schlagring im Krieg gegen Dragoner und Kanonen. Als die Männer das Geld hatten, pressirten sie fort und strichen sich mit so langen Schritten, daß Michel dachte: die fürchten, ich könnte reuig werden, denen hätte ich es anders machen können! Aber es war eben jetzt eine ausgemachte Sache. Er seufzte über das schwere Sündengeld, und dachte, das sei am Ende doch keine Sache, welche sein müßte, in Zukunft könne man sich davor hüten. Die Lust ans Eiermahl zu gehen, wo es sicherlich wieder Schläge gab, war ihm durchaus vergangen, sein Selbstbewußtsein hatte gar keinen Flug mehr. Schwermüthig trappete er ums Haus herum und siehe da, plötzlich standen wieder zwei Männer vor ihm, und wieder waren es zwei sogenannte Anschicksmänner. In Wynigen liege Einer krank in der Leistung, den Michel in Kirchberg geschlagen. Derselbe habe es zwingen wollen, heim zu gehen, aber in Wynigen müssen liegen bleiben. Er sei so z'weg, daß sie nicht wüßten, ob sie ihn noch lebendig antreffen würden, wenn sie heim kämen. Wenn er ausmachen wolle, wohl und gut, sonst könne man es auch anders machen. Diese zweite Hiobspost fuhr Michel ins Gebein, trieb ihm das Blut ins Haupt. „Glaubt ihr denn, der Knubelbauer sei nur da, um sich brandschatzen zu lassen? Da könnte mir jeder Schelm im Lande kommen und sagen: »Michel, hast mich geschlagen, gieb Geld!« Das ist mir ganz das Gleiche, wie wenn mir Einer auf der Straße sagt: »Blut oder Geld.« Jetzt macht, dieweil eure Beine noch ganz sind, daß ihr mir vom Hause wegkommt.“ Aber diese Männer waren weder erschrockenen Herzens noch auf den Kopf gefallen. Sie liefen nicht alsbald davon, sondern

sie ließen scharfe Worte fallen, welche Michel ins Herz schnitten. Sie redeten vom Krieg, sagten, Michel schicke sich wohl dahin, aber ungewohnt werde es ihm denn doch sein, wenn er von Allem fort müsse und die Kindermutter mitzunehmen, schicke sich doch nicht wohl. Nun, wie man's mache, hätte man's! An einem andern Orte könne man auch sein, warum nicht, wenn man das Leben hätte, und sei man todt, da mangle man nichts mehr, dann sei es an einem Orte wie am andern. „He nun, so dann, so adieu wohl, und es wäre dir zu wünschen, daß du nie reuig würdest.“ Kurz, sie redeten, stachen, hieben, mürbten Michel, daß sie endlich statt mit einem Abschlag, mit einem schönen Schübel Geld ablaufen konnten.

Das that Michel mehr als weh, er dachte, das werde gehen wie bei Hiob, bis er fertig sei, und hinterher komme doch der — Landjäger und nähme ihn. Er ging ins Bett, da ließe man ihn doch ruhig schlafen, dachte er, aber seine Gedanken irrten ihn am Schlaf. Michel war nicht dumm, aber unerfahren, fast wie ein Kind, und erschrockenen Herzens in gewissen Dingen, so furchtlos er in andern war. Der Muth und die Furcht wohnen in den meisten Herzen friedlich beisammen, der gleiche Mensch kann Löwe oder Hase sein, je nachdem die Gefahr ist, die an ihn kommt, und je nachdem das Element ist, aus welchem sie kommt. Es kann Einer ein Utüfel gegen das Feuer sein, vor dem Wasser aber springt er, so weit er kann. Michel sah wohl, er war gemolken worden, nicht blos wie eine Kuh von einem Melker, sondern wie ein Staat, an dessen Euter jedes Kalb im Lande sein durstiges Maul hängt. Neben diesem Aerger tauchte ein zweiter auf. Gestern zwei Mal, ein Mal auf der Brücke und ein Mal im Wirthshause, und heute wieder, hatte man ihm die Kindermutter, Bröckeli, Breili um die Nase gerieben.

Für ein Kind schien man ihn nicht blos zu halten, sondern im Publikum zu verschreien, zu verlachen und weit umher, sonst hätte man es ihm nicht in Kirchberg vorgehalten. Das ist für Einen, welcher meint, er sei hoch berühmt so weit sein Name genannt werde, eine fatale Entdeckung, und das Fatalste, daß er, als er anfing darüber nachzudenken, selbst finden mußte, Etwas sei an der Sache. Anni war seine Kindermutter auf den Dupf wie vor zwanzig Jahren. Anni band ihm noch immer die Schuhe, band ihm das Halstuch, zog ihm den Hemdenkragen z'weg, ja kämmte ihm das Haar hinten schön über den Kragen und vorne über die Stirn herab, kochte ihm Eiertätschli, stellte ihm Nidle z'weg, buk seine Küchelschnitte doppelt, trug Kümmernisse um ihn im Herzen und zu Tage, wie um ein fünfjährig Bübchen. Das wurmte ihn sehr, aber guter Rath, wie helfen, fiel ihm über Nacht nicht ein. Darum war er am folgenden Tage sehr übler Laune, wie man es immer ist, wenn man entweder sich bewußt ist, dumm gethan zu haben in der Vergangenheit, oder witzig thun möchte in der Zukunft und nicht weiß wie? Er war wunderlich, Anni konnte es ihm nicht treffen, ja er schnauzte es sogar. Darüber weinte und grollte Anni. Das sei sein Lohn, sagte es, daß es sein Schuhwisch sein solle und Alles entgelten, was er dumm anstelle. Es vermöge sich dessen ja doch nichts, daß er vorgestern den Lümmel gemacht und Alle geprügelt, gestern den Löhl und von Allen sich hinwiederum habe brandschatzen lassen. So wolle es nicht dabei sein, sondern aufpacken und gehen, für ein Plätzlein ruhig zu sterben, werde der liebe Gott wohl sorgen. Er wisse, wie es es gemeint habe und wie man es ihm jetzt mache. Dieses Grollen that Michel wieder weh, denn er hatte ein weich Herz und Anni lieb, aber er hatte eben wieder die Manieren nicht, mit welchen man grollendes Weiber-

volk versöhnt. Sie sind ziemlich bekannt und nicht schwer zu lernen, wenn man nicht durchaus ein Stock ist, aber es muß halt doch Alles gelernt sein auf der Welt, bis an die gehörigen Ausnahmen, unter welche begreiflich das Regieren gehört, von dem man neuerdings wieder die Entdeckung gemacht, daß es keine Kunst, sondern eine Naturanlage sei, deren Organ aber nicht am Schädel, sondern im Maule sitzt. Als im trüben Grollen der Morgen verflossen war und über Mittag das Wetter nicht heiterer wurde, ging Michel ins Stübli und wollte ein Rühigs (Mittagsschläfchen) nehmen. Kaum hatte er sich gelegt, klopft es draußen hart. Hoch auf fuhr Michel und sagte: „Ist aber so ein — da.“ Da fragte eine grobe Stimme: „Habt ihr nichts Feißes (Fettes)?“ Solche Stimmen sind, wenn auch nicht die letzten Posaunen, welche aus dem Grabe wecken, so doch Instrumente, welche jeden Bauer aus dem Schlafe sprengen, besonders wenn er was Feißes hat oder die Stimme bekannt tönt. „Du sollest hinaus kommen,“ rief eine Stimme zur Thüre hinein, „es ist ein Bernmetzger da.“ Michel ging, kannte aber den Metzger nicht, war störrisch ohnehin und gab ablehnenden Bescheid. Er hätte doch vernommen da unten, er hätte ein besonders fettes Milchkalb, wie man lange keins gesehen das Land auf, das Land ab, es wiege über zwei Centner. Er möchte es wenigstens sehen, sie würden doch vielleicht des Handels einig, wenn es nicht schon verheißen sei, sagte der Metzger. „Nun,“ sagte Michel, „das Kalb kann ich dir zeigen,“ ging mit Schritten, wie er sie lange nicht gemacht, in die Stube, holte hinter dem Zeithäusli, wo die Stöcke gewöhnlich verwahrt stehen, einen Dornenstock und fuhr mit flammendem Gesichte auf den Metzger los und schrie: „Siehst jetzt das Milchkalb, gschaus recht!“ Der Metzger sagte erschrocken: „Nit, nit, ich habe

nichts Böses gemeint, man hat mir es so angegeben, mich herauf geschickt!“ Aber Michel hörte keine Einsprache des Mezgers, sondern schlug unbarmherzig auf ihn los. Da versuchte des Mezgers Hund was zur Sache zu sagen, aber da war Bäri bei der Hand, gab bündig Bescheid, daß Metzger und Hund nichts Besseres wußten, als ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie stoben übers Feld, durch Korn und Bohnen aus Leibeskräften. Michel konnte nicht viel daran machen, des Metzgers Beine waren um etwas leichter, aber Bäri wohl, der überschoß den armen Metzgerhund, daß er das Rad schlug wie ein Hase, den man in den Kopf geschossen. Der Lärm hatte die ganze Mannschaft auf die Beine gebracht, welche sich über die Execution fast todt lachen wollte, nur Anni schlug unter der Küchenthüre die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte über die heutige Welt, die seit Adams Zeiten nie so schlecht gewesen, solche Frechheit hätte es doch nicht gedacht zu erleben. Es nehme ihns nur Wunder, daß der liebe Gott so lange Geduld hätte, daß er nicht vierzig Tage und vierzig Nächte nicht blos Wasser, sondern Pulver regnen lasse und am einundvierzigsten den Blitz drein schlagen. Das gäbe eine rechte Aufräumeten, den wüsten Leuten müßte man es gönnen, sie wüßten dann einmal, wer Meister, und die Brävern hätten es besser und wieder Platz auf der Welt. Als Metzger und Hund verstoben waren, und Jedes wieder an seine Arbeit gegangen, polterte Michel in die Stube hinein, wo Anni im Saamzeug kramte, da es die Zeit war, wo rechte Weiber das Gartenfieber haben. Er polterte in der Stube herum, sein Zorn wuchs, statt sich zu verflüchtigen. Anni wollte ihn bedauern, ihm zusprechen: „Micheli, sei nit böse,“ sagte es, „das sind wüste Leute, mußt dich denen nicht achten.“ Aber dieser Zuspruch war Oel ins Feuer. So

wolle er nicht mehr dabei sein, sagte er, aller Leute Narr im Spiel wolle er nicht sein, so erleide ihm das Leben. Am Besten sei's, er gehe in Krieg, da bleibe er an einem Orte dahinten, wo er Niemand zum Gespött mehr sei. Hier könnten ihn die Leute doch nicht in Ruhe lassen, wenn er auch keinem sterblichen Menschen was zu leide thue. Begreiflich rechnete Michel die Löcher, welche er den Leuten in die Köpfe schlug, für nichts, denn sie thaten ihm nicht weh. So rechnen bekanntlich die Leute, was ihnen nicht weh thut, ist kein Weh, und was ihnen nicht Leid verursacht, keine Beleidigung. Nun kehrte sich das Wetter, und daß Michel sterben wollte, drehte Anni das Herz um. „So red' mir nicht," sagte es. „Könntest dich versündigen, ich stehe es nicht aus und hast nicht Ursache. Wenn schon Brandschatzer dagewesen sind und so ein Metzgerkalb, so macht das die Sache nicht aus. Wenn du daheim bleibst, so kommen die Brandschatzer nicht mehr, und den Andern wird es wohl erleiden, wenn du mit ihnen ausfährst, wie du es dem gemacht hast. Von einem solchen Hof weg und so jung, denk', Micheli, so einen giebt es auf Erden und im Himmel nicht. Die Hühner legen 14 Tage früher als an allen andern Orten, und wenn ich in die Stadt gehe, so fragen mir die vornehmsten Herrenfrauen nach und geben mir gern einen halben Kreuzer mehr für das Pfund Anken: es sei keiner so süß wie der Knubelanken, sagen sie immer. Und redest dann von Krieg und sterben, nein, Micheli, selb ist dir nicht Ernst. Red' nur nicht mehr so, könntest dich doch verfehlen, wenn es unser Herrgott für Ernst nehmen würde, er ist manchmal viel exakter als man meint." „Nun," sagte Micheli und schlug mit der Faust auf den Tisch wie ein trotzig Kind, „wenn ich nicht sterben soll, so will ich heirathen, selb will ich dann, das muß mir sein." Da stand nun Anni, alle

Löcher im Gesicht angelweit aufgesperrt, nicht blos wie Frau Loth, als sie hinter sich sah in Sodoms und Gomorrha's Flammenmeer, sondern als ob es sehe den Blitz vom Himmel fahren in das Pulver hinein, welches es vierzig Tage geregnet, als ob es bereits sehe, wie die Menschen als gebratene Gänse gen Himmel führen. Es hatte ihm den Athem gestellt, die Sprache fand es nicht. Endlich begann es zu schnopsen als ob es eine halbe Stunde unter Wasser gelegen, und schnopsete immer: „Heirathen, heirathen, ach, ach heirathen, ach, ach, ach Gott und alle Güte!" Das Wort hatte es getroffen wie ein gewaltiger elektrischer Schlag und war ihm in alle Glieder gefahren. Von dem Gedanken, daß Micheli je heirathen könne, war es so weit entfernt, als vom Morgen der Abend ist. Mütter denken schon an das Heirathen der Söhne, wenn sie ihnen zum ersten Mal die Brust reichen, halten Musterung unter den Töchtern des Landes, ob wohl eine würdig des Glückes sei, bei ihr Söhnisweib zu werden. Hat Eine eine Sohnsfrau, so kann sie möglicherweise Großmutter werden und dies betrachten Weiber in einem gewissen Alter als ein Avancement, welches mit gewissen Berechtigungen verbunden ist. Kindermütter aber haben es ganz anders, natürlich. Sie denken zwar nicht daran, Sonne, Mond und Sterne zu stellen, wie Josua es gethan, indessen, was sie als Kind empfangen, möchten sie doch als das gleiche Kind behalten in alle Ewigkeit, denn ist es mit dem Kinde aus, ist es auch aus mit der Mutterschaft. Es ist also nicht blos Eigennutz dabei, sondern wirkliche mütterliche Liebe, welche nicht um das Kind kommen will. „Du mein Gott," ächzte Anni endlich im Zusammenhang, „jetzt gar noch heirathen, jetzt ist mir nicht mehr zu helfen! Du, Micheli, mein Micheli, heirathen, was habe ich dir zu leid gethan, daß du mir das anthun willst? Thust

du mir das zu leid, dann ist es aus mit mir, dann bin ich fertig! Nun, mir ist es gleich, aber wer sieht dann zu dir, kocht dir, was du liebst, bettet dir, wie du gerne liegst, sorgt für weiße Hemden, plättet dir die Strümpfe und nimmt es an mit Geduld, wenn du wüst thust? Du kannst mich erbarmen, Micheli, aber du wirst dich wohl noch anders besinnen."

„He," sagte Micheli, „wenn ich schon heirathe, kannst du die Sache gleich machen, es sagt ja Niemand, daß du fort sollest. Was du nicht machen magst, nimmt dir die Junge ab." „Ja, abnehmen, da bleiben, z' Sach' machen, ja wohl, das käme schön, da sieht man, was du für ein Kind bist. Du guter Micheli, du weißt nicht, was das Weibervolk ist heutzutage und wie die heutigen Meitscheni sind," jammerte Anni. „Die können nichts und mögen nichts als den Narren machen, Rothen saufen, vor dem Haus hocken, z' Märit laufen und fressen, was Geld kostet. Mögen Niemand leiden, wissen nichts, machen nichts und hassen und verfolgen Alle, wo ihnen z' Sach machen müssen, und gönnen Niemand das lautere Wasser. Aufgestrüßt sind sie von Kindsbeinen an, wie die Pfauen, und weiß dir doch Keine mehr, wo man den Hühnern die Eier greift. Stumphosen trägt dir Keine mehr, da müssen dir ganze Strümpfe mit Fürfüßen sein Jahr aus Jahr ein, denk', Micheli, dann ist es auseiertätschlet, und Milch kannst aus Tannzapfen drücken. Eier und Milch werden dir gebraucht, daß du gar nichts davon weißt, du armes Tröpfli. Dem soll ich zusehen, nichts dazu sagen, selb stünde ich nicht aus, und wenn ich mich auch noch leiden wollte bei einem Brösmeli Brot und einem Tröpfli blauer Milch und es abverdienen mit Kuder spinnen und Wolle rupfen. Aber sehen, wie du ermagerst und dir die Kleidleni am Lybli ume schlottern, wie

des Großvaters Kutte an einem Bohnenstecken, nein, Micheli, nein, das will ich nicht sehen, das drückte mir das Herz ab." „Thu nicht so," sagte Michel, „ich habe einstweilen ja noch keine, und sooli bös wird z' Sach' nit sy. Es läuft ja doch mancher junge Mann herum mit einem Kopf wie ein Käskeßi und einem Bauch wie ein Landfaß. Es wird doch wohl ein Weibervölchli zu finden sein, ein freynes und arbeitsames, welches weiß, warum es da ist, und luegt, daß ich nicht ermagere, und dich ästimirt." „Was Tüfel frage ich dem G'ästimir nach und was mangelst du Jemanden, der zu dir luegt? Habe ich bis dahin nicht zu dir geluegt, eine Mutter hätte es nit besser können. Oder sag, wo habe ich gefehlt? Habe ich gestohlen, verschleipft, den Faule gemacht?" begehrte Anni auf. „Nit, nit, Anni," sagte Michel, „aber es ist ja so der allgemeine Brauch, daß man heirathet, und aparti tödt hets niemere, und so hets mi dücht, ih chäm damit mängem ab und chäm us dr junge Burscht." „O Micheli, du gutes Tröpfli ($2\frac{1}{2}$ centnerigs), du bist dazu noch viel z' dumm, es ist sich aber nicht viel zu verwundern, so jung, wie du noch bist," entgegnete Anni. „O du weißt nicht, wie das heutige Weibervolk ist, und weißt nicht, wie bös die Welt ist, und wie nirgends mehr Glauben ist, und Niemand mehr thut, wie es der Brauch ist. In zehn Jahren hast du vielleicht den rechten Verstand und vielleicht auch nicht, aber bis dahin bessert unser Herrgott die Welt, dräßsirt und rangschirt sie anders. Dann kannst du es in Gottes Namen probiren, wenns zwängen willst, aber zähle darauf, du wirst mir einmal reuig." „Jetzt schweig mir mit dem Gstürm," sagte Michel, „wenn du mich nicht tödten willst. Los, Anni, selb ging doch wohl lang, ich ständ es auch nicht aus, es thäte ein Unglück geben, wenn ich mir die Kindermutter sollte vorhalten lassen, wenn ich mein Lebtag

ein Kalb sein sollte.“ Nun gab es erst recht Feuer und Jammer bei Anni, als es hörte, wie man seinem Micheli die Kindermutter vorhielt. Das sei doch unerhört, daß man so eine alte Frau so verbrülle in der Welt, und thue es keinem Kindlein was zu leide, und betet und g'arbeitet hätte es sein Lebtag, es wäre gut, es thäte es Niemand minder. Es wolle wetten, das käme von Dirnen her, welche ihm es nicht gönnen möchten, daß Michel ihns lieb habe, die gern selbst Kindermutter wären auf dem Knubel. Es wisse wohl, das Weibervolk sei immer gewesen, wie es gewesen von Eva her. Es nehme ihns nur Wunder, daß der liebe Gott nicht gleich die Eva abgeschafft, als er gesehen, wie sie gerathen, und eine andere gemacht. Aber nicht aus Mannefleisch, da sei es kein Wunder, wenn sie bubig würden. Aber so schlecht, wie jetzt, sei doch das Weibervolk nie gewesen, zu seiner Zeit hätte man sich doch geschämt, einem so unter die Nase zu stehen und so nöthlich zu thun. Es möchte die Täschen nur kennen, welche das gethan, denen wollte es sagen, was sie wären. „Wärst du aber was werth gewesen, so hättest es ihnen gemacht wie dem Metzger, oder Sami, oder Bäri an sie hingereiset, sie hätten dir dein Lebtag die Kindermutter nicht mehr vorgehalten. O hättest mich lieb, du hättest das gemacht, aber ich sehe wohl, du verschämst dich meiner, ich bin dir auch im Weg, und das ist jetzt mein Lohn und mein Dank, daß ich meine besten Jahre hier verbraucht, Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, und für Alles gesorgt, als ob es meine Sache wäre. Ach, wenn ich nur schon weg wäre und sechs Schuh unter der Erde. Wer weiß, was für Elend ich noch erleben muß.“ Und in völlige Trostlosigkeit versank Anni, daß Michel schweigen mußte und trösten, es sei ja noch keine gemachte Sache, und nicht, daß es sein müßte, wenn es ihm so zuwider sei, könne man es ja unterwegs lassen.

Michel sprach im Ernste so, aber der Gedanke an's Heirathen war einmal da und er ward seiner nicht mehr los. Es giebt Gedanken, welche stärker sind als alle Michel, Platz nehmen, wo sie wollen, und da bleiben, man mag sie wollen oder nicht. Solche Gedanken vertreibt man nur mit andern Gedanken, aber eben hatte Michel keine andern; oder was er dachte so nebenbei, stärkte nur diesen Gedanken. Er versagte sich aus Furcht vor bösen Folgen seine Hauptfreude, die Schlägereien. Kinder tauschen aber ein Spielzeug nur gegen ein ander Spielzeug; wenn sie vom Ballspiel ablassen, ergreifen sie mit um so größerer Hitze das Stöckeln, von dem bringt sie weder Schulmeister noch Haselstecken ab. Michel mußte immer an die Stimme in Kirchberg, und an den Metzger denken, und das Ende von Allem war immer: heirathen wäre doch gut, und e Frau sött zueche, was will ich sonst und was habe ich für Freude auf der Welt? Sami kam in eine schwere Stellung, denn Michel und Anni machten ihm Mittheilungen, indessen war er der Stellung gewachsen. Anni sagte zu ihm: „Du warst ein Lumpenbub und Nichtsnutz von je, und wirst einer bleiben in alle Ewigkeit, du machst mir nichts als Verdruß und hast in Gottes Namen keine Freude, als irgend ein Lumpenwerk anzustellen oder sonst was Dummes. Du hast ihm das Weiben in Kopf gethan und Niemand anders, und denkst nicht, was du für ein Unglück angerichtet hast, und wie es dem armen Micheli ergehen wird, nein, daran denkst du nicht. Hoffentlich geht es dir zuerst an die Beine, und das Erste, was eine junge Frau macht, wenn sie auf den Knubel kommt, ist, daß sie dich fortjagt, und kommt es ihr nicht in Sinn, so gebe ich es ihr an. Dann kannst einen andern Platz suchen, wie du hier einen hast. Thue Micheli die Flausen wieder aus dem Kopfe, welche du ihm hinein gemacht, sonst sieh zu wie es

dir ergeht. Es wird dir eingetrieben werden, zähl darauf!" Dann kam Michel zu Sami und sagte: „Was dücht di, Sami, wär wybe nit gut? Du weißt, wie es mir in Kirchberg ging, wie man mir da die Kindermutter vorhielt und wie man mich sonst ausspielt an allen Orten, und weißt wie man mir aufpaßt und mich unglücklich machen möchte." Da dachte ich, eine Frau wäre gut, da könnte ich daheim bleiben und doch Freude haben. Anni ist alt, wenn es dahinten bleiben sollte, wären wir bös dran, wer sollte die Sache machen? Jetzt hingegen könnte es eine Frau b'richten, daß die dann wüßte, wie es gehen sollte, wie man es gerne hat und wie es der Brauch ist. Könnte es ihr zeigen, wie man den Hühnern die Eier greift, wie man die Milchkacheln brüht, und was sonst noch Wichtiges vorkommt in einem Bauernwesen. Da sage ich Anni, ich möchte wybe; so thut es wüst und sagt, es wolle ihns tödte. Selb will ich auch nicht, aber es dücht mih, es sött ihm nit sööli mache, und es sött Verstand brauche, so kann's doch nicht immer bleiben. Red mit der Mutter u säg, sie söll Verstand brauche, es werd se nit tödte, wenn ih scho wybe, und sie könne dann ja die Junge b'richten, wie sie es haben wolle. Sami war so zwischen zwei Feuer, es ward ihm nicht Angst dabei, Sami war nicht dumm, er kalkulirte: Michel muß heirathen, selb ist natürlich, thät er's nicht, wär's ja dumm! Die Mutter ist übernächtig (kann über Nacht sterben), stirbt sie, kommt eine Magd an's Brett und macht z'Sach, und der Tüfel weiß, wie dann die thut, und was ihr in Kopf schießt, wenn sie das Heft in die Hand kriegt. Jetzt Eine nehmen, ist z'Best, die dressirt dann die Mutter, was der Brauch ist, und wie es Michel liebt, und daß Alle wohl dabei sind und es akkurat geht wie jetzt, wo Niemand zu klagen hat. Aber wohl auslesen muß man, die Katze nicht im Sack kaufen,

darum ist das Beste, man nehme die Sache zur Hand und helfe Michel Eine suchen, wehren hülfe doch nichts, und dann könnte man nicht ihm zu Einer helfen, welche Allen beliebt. Es muß kein Geizhund sein, welche einer Floh den Schmutz ausdrückt, wenn sie eine Suppe machen will. Ein Schlärpli wollen wir auch nicht, welches am Morgen sterben will, wenn es auf muß, den ganzen Tag nichts thut, als um's Haus herum gränne, welche die Sonne nicht ertragen mag und den Regen nicht, wo man ein apart Druckli muß machen lassen, um sie im Lande herumzuführen. Auch so einen Ausbund und Meisterkäs wollen wir nicht, welcher Alles besser weiß und Alles neu will, dem man keine Hacke recht in der Hand hat, und kein Rübli schabt, wie es ihm anständig ist. Da möcht der Tüfel daby sy, wenn man Mist zetten soll und die Bäuerin kommt, nimmt einem die Gabel aus der Hand und zeigt wie man Mist zetten müsse, und konnte noch über kein Spänchen springen, als man es schon hundert Mal gemacht. Auch eine Werchader mag ich nicht. So Eine, wo meint, es solle nie Feierabend sein, und nach Mitternacht aufruft, den ganzen Tag brüllet, bald vor dem Hause, bald hinter dem Hause und gar noch vormähen will, oder den Pflug halten, wo meint, man solle für Drei werchen und für e Halbe fresse. Nei nadisch, so Eine wollen wir auch nicht, und Michel kriegte bald genug. Aber eben darum muß man nicht wüst thun, sondern anerbieten, man wolle helfen suchen, so eine eben Rechte, welche es Allen gönnt, und etwas anrührt, weiß, was Werchen ist, aber Verstand braucht und nit vergißt, daß morgen auch noch ein Tag ist, daß, wie man nicht Alles in einem Tage essen mag, man auch nicht Alles in einem Tage werchen mag.

Nachdem also Sami seinen Plan entworfen hatte, trotz dem Radetzky, führte er seine Truppen in's Feld. Er sagte

zu Michel: „Du hast recht, g'wybet muß sy. Es wär lätz, wenn der Hof in fremde Hände käme, die Verwandten würden doch lachen und aufpassen wie die Aehrenleser, bis der Bauer mit dem Wagen von dem Acker ist. Und wenn die Mutter stirbt, wer soll z'Sach machen und zu Allem sehen? Aber du weißt wie das Weibervolk ist, nüt nutz heut zu Tag. Der Kuhhandel ist e b'schissner Handel, aber mit dem Weibervolk wird man noch zehn Mal ärger angeschmiert, und dann ist's bös, man kann nicht ändern. Darum muß man Vorsicht brauchen, und wohl luegen, daß man die Rechte kriegt, Eine, welche zu Allem luegt und es Allen gönnt, und b'sungerbar dir, von wegen, du bist dich dessen gewöhnt von Kindesbeinen an. Es giebt deren, welche den ganzen Tag die Kaffeekanne auf dem Feuer haben, aber dem Mann kein Tröpfli geben, und vernehmen sie, daß er einen Schoppen getrunken, oder gar guten Kameraden eine Halbe gezahlt, tröhlen sie sich am Boden herum, bis sie nicht mehr wissen, was oben und was unten ist. Lueg, du weißt gar nit, wie es git. Aber wenn man Vorsicht braucht und sich Mühe giebt, wird doch wohl Eine zu finden sein, welche kein Hund ist und doch auch kein Uflath. Auf's Geld brauchst aparti nicht zu sehen und mit der Hübschi ist es so, sie ist wohl gut, aber man muß sich gar manchmal anders gewöhnen, bis sie alte Weiber sind, und aussehen wie zweijährige Aepfel." Das dünkte Michel sehr verständig und er fand großen Trost in diesen Worten. Mit der Mutter mußte Sami andere Worte brauchen, da hatte er einen harten Stand. „Mutter," sagte er, „denk', Michel ist über fünfundzwanzig und du bist alt, kannst über Nacht dahinten bleiben, wer soll dann die Sache machen und zu Michel luegen? Drum sieh ihm für Eine, welche es gut meint und dem Hofe wohl ansteht, für eine kurzweilige und doch manierliche, wo dann da ist, wenn du

stirbst, und z'Sach gleich in die Finger nimmt, wie du sie b'richtet hast." Jä, jetzt ging das Wetter schön los. „So," sagte Anni, „meinst, ich sollte über Nacht sterben, bei einer Jungen sei es kurzweiliger. Du bist doch dr wüstest Kerli unter der Sonne, der Mutter das Sterben zu gönnen, du bist gerade wie dein Vater, darum brach er auch beide Beine unter einer Buche, und mußte so früh davon. Ich mußte auch pläreu, als ich mit ihm zur Kirche ging, aber seither mußte ich oft denken, wie wohl es mir gegangen, daß unser Herrgott ihm so früh davon half. Mach' nicht, daß es dir auch so geht. Ja wolle, der Mutter z'sage, sie sollte über Nacht sterben, ist das schon erhört worden!" „Mutter, verkehre mir die Worte nicht," sagte Sami, „du weißt wohl, was ich gesagt, und wie ich es gemeint. Aber was ist das gemacht von einer Mutter, wenn sie es ihrem Mann gönnt, daß er beide Beine gebrochen, und ihrem einzigen Sohne anwünscht, daß es ihm auch so gehen möge!" „Lue, wie du lügst," zankte Anni, „von dem habe ich kein Wort gesagt, schämst dich nicht, der Mutter die Worte zu verdrehen? Und verdient es denn eigentlich Einer, der an der heiligen Oster dem Narrenwerk nachläuft und sogar Menschenblut vergießt, besser? Und wär's Schade um solche Beine, welche noch dazu andern vorlaufen auf den Wegen des Teufels?" „Mutter," sagte Sami zornig, „du bist eine wüste Frau, und weißt nicht was du redest." Anni's Antwort kann man sich denken. Kurz, Sami, der nicht absetzen wollte, hatte fünf Tage zu thun, ehe er seine Mutter blos dahin brachte, daß sie ihm seine Worte nicht verkehrte und zornig wieder an den Kopf warf, sondern sie in stillem Grollen auffing, kaute, verschluckte und darüber nachdachte. Sami hätte vielleicht fünf Wochen oder fünf Monate Zeit dazu gebraucht, aber in dem Maaße, als Michel den Gedanken an's Heirathen sich ein-

bürgerte in seinem Kopfe, in dem Maaße drängte er Sami an Anni hin. Es sei ihm lieb und werth als wie eine Mutter, aber die Kindermutter wolle er sich nicht mehr vorhalten lassen, und das höre nicht auf, bis eine Frau auf dem Knubel sei, wolle Anni das nicht, so gehe er z'Krieg. Die Anhänglichkeit war nicht verwischt, aber der Stolz erregt, der die Liebe nicht verzehrt hatte, aber doch die alte Stellung altershalb unhaltbar fand. Sami begriff dieses und redete der Mutter fernere fünf Tage zu, bis sie endlich nicht blos nachdachte, sondern sagte: „Nu, wenn du's zwängen willst, so zwäng's, aber wenn es nicht gut kommt, so gebe mich Niemand schuld, es ist dann zu hoffen, daß es an dir vergolten werde." Nun, mit dieser Antwort ließ sich schon was machen, sie war bereits einlässig, sie beruhigte Michel, und brachte Anni dahin, daß es den Gegenstand selbst in Anregung brachte, als einige Tage Niemand etwas darüber zu ihm sagte. Das ist immer das beste Mittel, über einen einmal angeregten Gegenstand zum Reden und Eintreten zu bringen, wenn man wieder davon schweigt. Der Gwunder, was jetzt gehe, vielleicht gar etwas hinter ihrem Rücken, thut sicher die Zunge in Gang bringen. „Und was hast dann für eine im Gring?" schnellte einmal Anni Michel an, als es bei ihm vorüber fuhr, und eröffnete so die ferneren Unterhandlungen. „Keine aparti," sagte Michel. „Begreif, ich möchte nicht so die Erste die Beste nur des allgemeinen Gebrauchs wegen; eine Gute, die sich b'richten läßt, und es mir und dir und Allen gönnt."

Diese Worte waren wie Balsam auf Anni's Gemüth. „Du armes Tröpfli du, davon verstehst du nichts und kennst die Welt nicht, weißt nicht, was heut zu Tage die Meitscheni für Schlangen sind. Wenn man meint, man habe einen Engel an der Hand, hat man die wüsteste Kröte

am Hals." „He," sagte Michel, „man muß recht luege, gut nachfragen, sich wohl b'sinne, dann wird es doch kaum fehlen können." „O Micheli, dr g'scheidtst Händler wird mit Kühen betrogen, wie viel hundert Mal leichter nicht ein junger Löffel mit einem Meitschi. Die, wo am meisten dyri däri machen, am schönsten untern gucken können, grad die sind Utüfle, und thun als ob des Teufels Großmutter ihre nächste Base sei." „He, das ist nit so schlimm," sagte Michel, „nicht halb so bös. Jetzt grad, von des Bauern im Guggeli Töchtern eine, es sind ihrer manche, haben bös, es wäre eine froh zu kommen und für di d' Sach zu machen, es sind brave Menscher und auf das Geld brauche ich nicht zu sehen." Potz Türk und Blau, wie es da los ging, und so während der ganzen Inspektion bei jedem Mädchen, welche Sami oder Michel vorführten, in der ganzen Runde fand keines Gnade. Wenn am Mädchen selbst nicht so viel auszusetzen war, daß ihm seine Verwerfung unzweifelhaft schien, oder Sami oder Michel einwendende Gesichter — zu Worten kam es selten — machten, so machte Anni es wie ein Metzger, wenn das Fleisch auf der Wage zu wenig zieht: derselbe legt Knochen, sogenanntes Ausgewicht bei, Etwas, welches den Ausschlag giebt. Solchen Mädchen legte Anni auch Ausgewicht bei, einen Urgroßvater, welcher im Zuchthaus, eine Großmutter, welche im Schwingstuhl oder in der Trülle gewesen, eine Mutter, welche dem Teufel von dem Karren gefallen, einen Vater, der einen Eid gethan, von welchem man glaubte, er sei falsch gewesen, Vatersbrüder, welche gröbelige Gräule seien, eine Schwester, welche ein unehlich Kind gehabt, einen Bruder, der geschieden sei u. s. w., u. s. w. Wo aber gar nichts Anzubringendes offen auf der Hand lag, was freilich nicht oft vorkam, da sagte Anni, gerade das scheue es am allermeisten. An allen Orten sei Etwas, und wo man nichts wisse, da

seien die Leute nur schlauer als die Andern, und hätten um so größere Ursache es zu verbergen, es sei gewöhnlich zehn Mal schlimmer als das, was alle Leute wüßten.

Michel wurde ganz traurig, schlug auf den Tisch und fragte: „So soll ich denn Keine haben?“ „Warum nicht,“ sagte Anni, „ja freilich, aber nicht die erste Beste, gut luege und sich wohl b'sinne, hast ja selbst gesagt. Ihr habt sie da um's Haus herum zusammen gelesen, und das gefällt mir nicht; nur Keine aus der Nähe, sonst bist plaget alle Tage bis in's Grab. Du hast Niemand nöthig, welcher dir z'weg hilft mit Zug und Geld, Holz und Leuten, da ist ein Schwäher in der Nähe, der helfen kann, komod. Nimmst du aber Eine aus der Nähe, hast du das ganze Pack beständig vor der Thüre. Hat der Schwäher was nöthig, schickt er zum Tochtermann, oder kommt und nimmt es ungefragt, und Niemand sagt dir danke Gott dafür. Hat die Mutter was nöthig, Geld, Anken, Schnitz, Fleisch, kurzum was es ist, muß es die Tochter geben und z'Sach wird dir verschleift, du weißt nicht wie. Küchelt man einmal und kriegt es das Pack in die Nase, so kommt die ganze Haushaltung mit Hund und Katze, frißt, daß sie sich binden müssen, und denken, es thuts ihm wohl. Röstet man Kaffee, so ist ein Kind da mit einem Teller und sagt, Mutter habe keinen Gerösteten, man solle ihr doch leihen, sobald sie röste, wolle sie ihn wiedergeben. Aber der muß gute Augen haben, der eine Bohne wiedersieht. Macht der Mann mal der Frau ein sauer Gesicht, läuft sie zur Mutter, weiß sie etwas nicht, läuft sie zur Mutter, soll sie was thun, das ihr zuwider ist, läuft sie zur Mutter, die kommt daher, ist gesotten und gebraten hier, und der Hof ist der ihre, z'Sach ist ihre und du hast so wenig mehr zu befehlen, als der Thürlistock vor dem Hause. Selb wirst nicht wollen.“ „Selb nit,“ sagte Micheli, „aber was machen?“

„Mi muß luege," sagte Anni, „gut nachfragen, wenn du es doch willst g'habt ha, man hat Gelegenheit genug dazu, es giebt immer Leute, welche man fragen kann." Es war Anni selbst nach und nach Ernst mit der Sache geworden, seine Gedanken hatten eine Wendung gemacht. Es giebt Köpfe, deren Gedankengang einer verrosteten Thüre gleicht. Wo diese steht, da steht sie, bringt man sie mit aller Gewalt einen Ruck weiter, so steht sie da wieder, bis eine neue Gewaltthat sie noch weiter bringt. Zuweilen jedoch, durch die eigene Schwere gedrückt, fällt sie in's alte Rostloch zurück, aus dem man sie erst mit so großer Mühe gehoben. Nun hatte Anni bis dahin immer nur an seinen Micheli gedacht, gedacht, es gehe ihm so gut, besser nütze nichts, jede Veränderung brächte ihm nur Böseres, besonders eine Frau, so eine junge, wüste, tüfelsüchtige, wie man sie heut zu Tag habe, und die obendrein nichts verstände als zu brauchen, was ihr unter die Finger komme, das hielte Micheli nicht aus, es müßte ihn tödten.

Nun aber hatte Sami ihm gesagt, es könnte ihns tödten und zwar über Nacht; so wenig es an Michels Alter dachte, und sah, wie er zum Mann geworden, eben so wenig dachte es daran, wie ihm die Jahre zuwuchsen und es eine alte Frau geworden. Und wenn es nun über Nacht starb, wer sah dann zu Micheli, wer half ihm eine Frau suchen, wer dressirte und rangschirte sie, wenn sie einmal da war, bis sie ein manierlich Mönschli ward? Es kriegte ordentlich Hitz zur Sach und streckte seine zahlreichen Fühlfäden aus in alle Lande. Anni stand weit umher, bei vielen sogenannten untergebenen Leuten in größerm Verkehr und Ansehen, als gar manche Bäuerin. Es war zwar nur Kindermutter, aber zugleich auch Verwalterin eines der schönsten Höfe, mit

uneingeschränkten Vollmachten, und hatte Geld in den Händen, gerade so viel als ihm beliebte. Den kleinen Handel mit Eiern, Anken, Hühnern, Milch u. s. w. betrieb es allein, nahm das Geld ein, schaffte an, was nöthig war, was es übrig hatte, gab es Michel, und Michel nahm was Anni gab in unbedingtem Vertrauen. So gut in diesem Punkt hat's selten eine Bäuerin, geschweige denn eine Herrenfrau. Hühner- und Kachelträger, Tauben- und Garnhändler, Besenbinder, Scherenschleifer, Weckenweiber und Lumpensammler, Ankenhändler, Kesselflicker, Kachelhefter, Schweinborsten- und Federnsammler, Metzger, Müller, Hausirer mit Halstüchern, Schmöck- und Karmeliterwasser, Arwangenbalsam und Tannzapfenöl und andern guten Dingen mehr, gingen beständig ab und zu. So ein rechter Bauernhof ist eine unerschöpfliche Fundgrube von unzählbaren Herrlichkeiten, und wahrscheinlich eine viel nachhaltigere als die Goldgrube von Californien. Zu diesen allen kamen noch Bettler und Uebernächtler. Viel der obengenannten Herrschaften sammt den Bettlern übernachten so oft sie können in Bauerhäusern und auf Höfen. Aber es wandern noch viele Leute durch's Land, welche gern Geld sparen, auf den Höfen um ein Nachtlager bitten. Sind sie einmal so an einem Orte über Nacht gewesen, so betrachten sie sich als Bekannte, als eingeführt, gleichsam als berechtigt Gastfreundschaft zu fordern; kehren sie ein andermal wieder, sagt Einer ganz getrost: „Gott wilche, bin auch wieder da, könnte ich wieder übernacht sein?" Die Uebernächtler hat man bald im warmen Stall, zuweilen auch in einem Bette, denn selbst hier ist Rangunterschied. Mit dem Nachtlager ist zumeist aber auch Abendessen und Frühstück verbunden.

Diese große Gastfreiheit kostet, hat indessen auch ihre Vortheile. Wenn ein Uebernächtler, sei er von welcher Sorte

er wolle, nicht ganz dumm ist, so sucht er die erhaltene Wohlthat zu vergelten, indem er seinen Gastgebern kurze Zeit macht. Auf einsamen Höfen schleicht oft die Zeit gar langsam und einförmig dahin, besonders in langen Abenden dem Mannevolk, welches nicht spinnt, keine Stubenarbeit hat, (wenn das morndrige Frühstück gerüstet ist,) und dazu nicht lesen mag. Da ist so ein Mensch, der aus der Fremde, oder nur aus einer andern Landesgegend kommt und was zu erzählen weiß, gar sehr willkommen. Die Dorfgeschichten vom Pfarrer, Schulmeister, Doktor, Gemeinderath &c. werden ausgetauscht, und wenn der Mensch aus der Fremde was zu erzählen weiß, ob wahr oder gelogen, so lebt die ganze Haushaltung wohl daran. Am Morgen heißt es dann, wir haben hinecht einen Uebernächtler gehabt, e tusigs e kurzwylige, der konnte b'richten, man konnte nicht genug hören, er war aber auch weit umher, einmal auch in Frankreich und ein andermal in Aargau. Das ist eine Seite. Die andere Seite ist die, daß man durch diese Leute allerlei Botschaften kann verrichten, Bescheid, Bestellungen machen lassen. Solche Leute stellen gar zu oft die Liebesboten vor. Man würde es ihnen gar nicht ansehen. Am komodsten kann die Hausfrau ein vertrautes Wort mit solch einem Menschen reden, wenn sie ihn zum Frühstück ruft, nachdem die Andern abgegessen haben, da ist die Stube leer und die Mittheilungen unbehorcht. Anni hatte also reiche Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen über alle Bauerntöchter im Unterland und Oberland, im ganzen Vaterland. Aber da stieß es wieder auf Schwierigkeiten, an welche es gar nicht gedacht. Aus triftigen Gründen, wie wir gesehen, wollte es keine Frau aus der Nähe, aber wiederum war ihm kein anderer Landestheil anständig, um darin eine Frau zu suchen, gegen jeden hatte es Vorurtheile. Im Unterlande waren sie ihm

zu grob und unreinlich, im Mittellande zu langsam und hochmüthig, um Bern herum Dienstagsschleipfe und Märitpyggern, im Oberland zu faul und hoffärtig, da war guter Rath theuer. Eine Unzahl von Mädchen, womit man ganz Neuseeland sammt Californien hätte versehen können, fielen auf diese Weise aus und wurden gar nicht berücksichtigt. Eine andere Menge Mädchen, welche so gleichsam weder im Oberland noch Unterland, sondern auf zulässigem neutralem Gebiete wohnten, wurden von den Berichterstattern, welche Anni's Anforderungen nicht kannten, mit Rühmen ganz verpfuscht, sie wurden dargestellt, daß es Anni die Haare zu Berge stellte. Von Einer sagte man: das sei Eine, das gebe eine rechte Bäuerin, die koche ganz allein, und es dünke einen mit nichts, sie brauche gar nichts. Eier und Anken und deren Zeug könne die verkaufen wie nirgends, nur aus dieser Sache löse sie ein Sündengeld. Michel sei glücklich, wenn er die kriege, da könne er darauf zählen, daß ihm kein Brösmeli neben aus gehe und er ein schrecklich reicher Mann werde. Dann hieß es wieder: dort wäre eine Rechte, das gröbste Mannevolk thue ihr nicht die Schuhriemen auf, die scheue Alles nicht, in's Wüsteste gehe sie voran, sei am Morgen zuerst und wecke die Knechte, am Abend zuletzt, wenn Alles nieder sei, sehe sie noch zu Feuer und Licht, mache die Haushaltung allein, jage früh am Morgen auf das Feld hinaus, gehe dann auch noch nach, ja führe den Pflug, dem besten Bauern z'Trotz. Das sei Eine, die könnte ausschwingen am Ostermontag zu Bern, oder an der Lüdern Kilbi. Oder aber man redete von Einer: das sei doch das styfst und freynst Meitschi, das man weit und breit antreffe, das würde hier dem Hofe doch tustigs wohl anstehen. Es komme immer daher wie aus einem Drückli, und sei doch ganz gemein, möge sich mit den ärmsten Leuten g'mühen, könne mit

einer alten Frau b'richten ganze Stunden lang, es habe immer das schönste Maienzeug weit und breit. Man sagt sogar, es könne Neuis auf dem Klavier machen, und tanzen dazu b'sungerbar schön. Daneben rührt es nicht viel an, meint nicht, es müsse die Finger in Allem haben und die Nase noch dazu. Es darf den Leuten Etwas anvertrauen, und wie sie es machen, ist es ihm recht. Ja, die Leute haben es b'sunderbar gut dort, wenn die Sache schon ihre wäre, sie könnten es nicht besser haben, rühmen sie. Begreiflich kam man mit solchem Ruhm bei Anni übel an. Anni war eine Justemilieuianerin, es wollte weder Eine, die Alles machte, noch Eine, die Nichts machte, weder Eine, die Alles verkaufte, noch Eine, die Nichts verkaufte. Auf diese Weise zog sich die Sache in die Länge, es wollte sich Anni bei seiner Wunderlichkeit gar nichts anziehen, was ihm anständig gewesen wäre. Endlich verlor Sami die Geduld und sagte: „Mutter, so geht dies bis z'Niemerlistag, du mußt anders dran, beim bloßen B'richten giebt es keinen Käs, du findst Keine, wo Alles ist, wie es dich dücht, daß es sein sollte. Vernimmst ein anständig Mensch von braven Leuten her, so muß man zusammen. Michel muß es selbst sehen, man muß ihm Bescheid machen, daß es an ein g'namtes Ort komme. Lue, Mutter, du bist nicht der liebe Gott, und kannst es z'weg karten, wie du es in deinem alten Kopf hast, du mußt dem lieben Gott auch etwas überlassen, er hat es sonst ungern. Dücht es Michel, das Meitschi gefalle ihm, so kann man anhängen und luegen; dücht es ihn, er möge es nicht, so läßt man's fahren." „Gerade so," sagte Anni, „wird man angeschmiert, zähl drauf, Bub. Daß du doch immer witziger sein willst als d' Mutter. Hinter Wein und Bratis kann jede Gränne ein süßes Maul machen. Wenn man Einem den Hals brav salbt, so ist es keine Kunst

holdselig und glatt zu reden, daß man meinen sollte, es pfeife ein Engel vom Himmel herab. Du mußt ein Meitschi sehen am Morgen, wenn es aus dem Gaden (Kammer) kommt, am Sautrog, wenn es ihn ausputzt und das Fressen drein schüttet, am Tisch, wie es die Erdäpfel schindet und ißt, und was es für ein Maul dazu macht, ob es zum Schein ißt und auf das Hinterstübli hoffet, oder aus Hunger; am Sonntag, wenn es z'Predig geht, und meinethalb auch im Wirthshaus, wenn die Buben, einer am Fürtuch, einer am Kittel hanget, und einer es bei der Hand schreißt. Lue, Sami, dann weißt, was es Meitschi ist, und was es cha!" „Ja Mutter, wenn's so ist, so machet euch auf die Beine und gucket den Meitscheni nach am Sautrog und im Wirthshaus, und hocket nicht da bei euern alten Weibern hinter dem Ofen, b'richten ist noch lange nicht g'schauen." „Du bist ein Löhl," sagte Anni, „treibst das Gespött mit der Mutter, und das ist schlecht von dir, daß du es nur weißt." „Mutter, nit böse sein, aber z'Sach ist doch so. Wer will das Meitschi auf die Art, wie du sagst, g'schaun, wo man keine Bekanntschaft hat, und aus der Nähe willst ja keine. Mit der Bekanntschaft muß doch angefangen sein, und so mir Nichts dir Nichts d' Nachts einem Meitschi die Fenster einschlagen und brüllen, wott yche, bi dr Knubelbur, selb wär doch wohl grob. Aber zähl druf, Mutter, das recht Gesicht, wo es daheim macht, kann man einem Meitschi auch hinter Wein und Bratis füre mache, wenn man es recht anfängt. Die Hauptsach ist die, daß man merke, ob ein Meitschi aufrichtig sei und gutmeinend, einem z'Sach gönnt, und Verstand hat und z'brauche weiß. B'richte, wie man z'Sach will, kann man jeden Menschen, wo Verstand hat, das Gutmeinen aber kann man Niemand einschütten, wie einer Kuh einen Trank; wenn das fehlt, so fehlts und z'Sach hat g'fehlt!"

„Wie meinst denn,“ fragte Anni, „daß man so Einer das Gesicht fecken und das rechte füre mache söll, wenn du doch witziger sein willst als die andern Leute?“

„He,“ sagte Sami, „da ist nichts leichter als dies. Michel muß recht wüst thun, fluchen und sonst donnern, das Fleisch an den Wänden herumtreiben und saufen wie eine Kuh bei verbranntem Emd. Da kann man gleich sehen, was die erleiden mag, ob sie es ihm gönnt, oder ob es eine Taubsüchtige ist und meint, es solle Alles gehen nach ihrem Gring.“ Dagegen erhob sich Michel und zwar mit mehr Anstand als mancher Rathsherr, d. h. mit Verstand. Selb sei ihm doch nicht anständig, so den Unflath zu machen; wenn das Meitschi in einen Grausen käme, so wäre er ja Schuld daran, wenn es aber seine Freude hätte am Wüstthun, so wüßte man erst noch nicht, wie man das auszulegen hätte. Es dünke ihn, es zeigte sich am besten, ob es geduldig sei und ihm Freude gönne, wenn er und Sami sagten, es düche sie, sie möchten ein wenig kegeln, wenn es nichts dawider habe und wenn es sage, meinetwegen, 1 bis 2 Stunden mit einander machten, und das Meitschi sitzen ließen allein. Wäre es dann noch freundlich und manierlich, so könnte man ja sehen, daß es gutmeinend sei. Michel wäre diese Probe natürlich sehr anständig gewesen, er liebte das Kegeln sehr, dabei konnte er seine große Kraft zeigen, und zwei Stunden kegeln gingen ihm leichter als zwei Minuten mit einem Meitschi reden. „Ja wolle, ja, so muß man es machen, wenn man wissen will, was ein Meitschi für ein Herz hat. Ich bin eine Alte, aber wenn ich noch jung wäre, und ließe mich bescheiden hie hin oder dort hin, und der, welcher mich kommen heißen, ließe mich sitzen und kegelte, ich wartete nicht eine halbe Stunde, ich thäte den Weg unter die Füße nehmen und liefe heim. Warum nicht gar da zwei Stunden in der

Einsamkeit sitzen, die Zähne tröcknen und sich auslachen lassen, das wäre ja mehr als am Halseisen stehen. Ihm düchte es, wenn es Michel wäre, so thäte es anständig, aber vergeuden mit Aufwarten thäte es nicht, sondern die Sache so wohlfeil als möglich machen, dawider kann kein Meitschi was haben, sondern es könne denken, es kriege keinen verthunlichen Mann und komme nicht um seine Sache. Ich ließe es bei einer halben Sechsbatzigen, für 6 Kreuzer Brot und einem Schnifeli Käs bewenden. Das ist für die Nothdurft, wenn sie Michel kriegte, wäre das auch für d'Freud' viel genug. Wenn sie darein stimmte und bei der Sache vergnügt und z'frieden wäre, so hülf ich da anfangen Bekanntschaft machen und z'Sach besser untersuchen." „Aber Mutter, das wäre ja gethan, ein Besenbinder und Schwefelhölzler macht es stölzer; was müßt so Eine denken, was Michel wär' und was Michel hätte? Anständig ist anständig! Warum nicht Kaffee und Erdäpfelröste oder langes Kraut und blaue Milch," sagte Sami, „das wäre eine lustige Aufwart, möchte nicht dabei sein, da kannst dann selbst mit, Mutter, auf deinen alten Beinen."

Sami war der Unvermeidliche, den Michel immer mitnahm, wenn er drei Schritte aus der Dorfmark ging. Er war eine Art Dolmetsch bei allen Angelegenheiten, bei Lustbarkeiten und beim Kuhhandel, daß er ihn auch auf dem Weibersuchet begleiten mußte, verstand sich ganz von selbst, so daß es durchaus nicht als Anmaßung auszulegen ist, wenn Sami annahm, er werde dabei sein müssen. Er unterlag nicht Selbsttäuschungen, wie sie so manchem Vaterlandsfreund über's Haupt gewachsen sind. Michel hatte weder Aehnlichkeit mit Demosthenes noch mit Cicero, vielmehr mit einem morgenländischen Sultan, der blos Geberden macht und neben sich seinen Dolmetsch hat. Michel war

stolz wie Einer, und wieder schüchtern oder unbeholfen, es wohnen manchmal gar seltsame Dinge neben einander. Es ist kein Narrenwerk, eine ordentliche Weiberprobe zu ersinnen, das erfuhren die Drei; sie ist noch viel schwerer als eine Milchprobe für die Käsbauern, welche Stich hält. Wer so Eine erfinden thäte, könnte in Zeiten, wo nicht Geldmangel ist und die Leute zu heirathen vermögen, in aller Kürze ein steinreicher Mann werden. Nun, den Drei muß man es nachreden, sie ließen sich durch den ersten mißrathenen Versuch nicht abschrecken, sie sannen und sannen, wie schwer ihnen auch das Sinnen ging, bis sie die Rechte gefunden zu haben glaubten und alle Drei in dem Glauben einig waren, wenn die nicht gut sei, so nütze alles Sinnen nichts, es gebe Keine mehr. Nun pressirte es Anni selbst, die Probe zu probiren, von wegen, sagte es, Suchen sei nicht Finden, man könne vielleicht ein dutzend Mal probiren, ehe man zur Rechten komme. Sobald Anni auf diesem Punkte angelangt war, war das Anstellen derartiger Conferenzen sehr leicht, sie sind eine Landessitte und eine sehr naturgemäße. Man bescheidet ein Mädchen, von welchem man gehört, mit welchem man Bekanntschaft machen möchte, weil sich da eine Heirath zu schicken scheint, an einen dritten Ort, redet mit einander, g'schaut sich gegenseitig, und gefällt man sich nicht oder wird sonst des Handels nicht einig, so geht man kaltblütig und ohne alle Consequenz auseinander.

Diese Conferenzen werden zuweilen durch Verwandte, viel öfter aber durch eigene Liebesboten vermittelt, Schwefelhölzler, Kachelhefter, Schwammweiber, ehe die Zündhölzchen das solide Feuerzeug verdrängten, alte Mägde, und sehr oft durch eigentliche Weiberhändler, von welchen merkwürdigen Gewerbsleuten an einem andern Orte weitläufiger die Rede sein wird. Es findet es also kein Mensch unanständig, wenn

Bauerntöchter, und selbst Reiche und Vornehme, einer solchen Einladung Folge leisten. Nur muß der Ruf von einem rechten Bauernburschen kommen, käme er von einem Musterreuter z. B. und ginge sie, und es käme aus, ja dann wäre es schon ganz was Anderes. In Städten sagt man, wenn davon die Rede ist, eine Tochter hätte Lust zu heirathen, pfi tusig! Wie mag die doch, die muß nicht Alles sein, wenn man Ursache hat, ihr so was nachzureden, d. h. sie hätte Lust zu heirathen. Pfi tusig! Es ist ungefähr so wie in England, wo in anständiger Gesellschaft kein Mensch das Wort Hosen aussprechen darf, und wo man doch seltsame Augen machen würde, wenn nicht alle Mannsbilder sich gehörig mit Hosen versehen hätten. Nun, auch auf dem Lande sagen 16—17jährige Mädchen, wenn man ihnen vom Heirathen spricht: pfi Tüfel, wer möcht'! Es sei einer der ärger Uflath als der ander, es gruse ihnen, wenn sie einen nur von weitem sehen müßten. Aber denen kommt es schon anders und zwar ohne Wallisbad, ganz naturgemäß. Steht die Zahl Zwanzig im Rücken, da ändern sich die Redensarten, und nach und nach heißt es wohl: Warum nicht, wenn ich es gut machen könnte, wäre ich ja ein Narr, wenn ich es nicht thäte, aber er müßte mir gefallen, e Freyne und e Hübsche sy. So Einen von der Gasse, e Fötzel oder e alte Gritti, selb nit, lieber ledig sterben. Indessen nach und nach werden die Ausnahmen geringer und die Anforderungen milder, denn sein Lebtag nur Gotte oder Base sein, wird mit der Zeit doch ungemein langweilig. Es ist daher keiner Bauerntochter zu verargen, wenn sie in eben rechtem Alter gern Bäuerin werden möchte. Erstlich kann eine Bauerntochter Nichts naturgemäßer werden als eine Bäuerin, aber zweitens auch nichts Schöneres. So eine rechte Bäuerin mit offenem Herzen und offener Hand, klarem Verstand,

festem Willen und Uebung in allen Dingen, ist eine wahre Majestät, eine Enkelin der Königin Bertha, welche vom Volk betrachtet wird mit Furcht und Liebe und gläubigem Vertrauen, daß sie helfen werde in jeder Noth; Werdenden und Sterbenden eine wahrhaftige Helferin.

So eine Bäuerin ist ganz was anders als eine Königin, welche nichts Anderes kann, als den König angrännen und die Hofdamen schnauzen. Ja sie ist ganz was Anderes als nur so eine Base oder Gotte, deren Schicksal viel Aehnlichkeit hat mit dem einer Gans, mit dem Unterschied jedoch, daß man eine Gans nur zwei Mal rupft im Jahre, die Base oder Gotte aber das ganze Jahr durch gerupft wird. So eine Bäuerin tritt in einen Kreis, in welchem die Mittel ihres wahren Lebenszweckes liegen. Wenn nun Hochgebildete und sogenannte Fortschrittler sich die Beine unten ablaufen, um schlechte Rathsherren zu werden, und man dies republikanisch, schön und edel findet, so ist es sicher noch republikanischer, schöner und edler und vaterlandsliebender, wenn Mädchen ebenfalls ihre Beine in Bewegung setzen und zwar nicht um schlechte Rathsherren, sondern um gute Bäuerinnen zu werden. Anni hatte ein Schwammfraueli, welches es mit besonderer Vorliebe herbergete. Dasselbe hatte den allerbesten Schwamm, wie Anni sagte, den es auf der Welt gebe, aber das Fraueli kannte Anni und konnte es ihm treffen und b'richten wie Keine. Das war gar lange nicht da gewesen, kam einmal an einem heißen Sommernachmittage, als Alles auf dem Felde war und Anni ganz allein gaumete, schachmatt auf den Knubel. Der Engel Gabriel hätte Anni in seiner Einsamkeit nicht willkommener erscheinen können, als das alte Schwammfraueli. Es erzählte ihm Alles, was es auf dem Herzen hatte, wie Micheli das Wybe in Kopf geschossen, es

wisse nicht warum, und wie es sich gegen ihn verfehlt, es glaube immer, Sami, der Lumpenbub, habe es ihm eingegeben. Es habe in Gottesnamen nachgegeben, von wegen es sei nicht mehr ganz jung, sondern übernächtig, wie Sami, der Unflath, ihm vorgehalten, da möchte es sich doch nicht ein Gewissen machen, wenn es gestorben sei, und Micheli Niemand hätte, der zu ihm luege und ihm z' Sach' mach', jetzt sollte es ihm Eine suchen, das sei ihm ein Tüfelwerk, es könne nirgends Eine finden, welche nur halbweg gut sei. Ehedem sei es doch nicht so gewesen, aber jetzt sei in Gottesnamen Nichts mehr, es schicke sich Alles und besser für das Zuchthaus als für ein Bauernhaus. „Ich glaube, ich wüßte dir was, das sich nicht übel schickte, begreiflich ist nie Alles an einem Orte beisammen, selb mußt nie meinen," sagte das Weib. „Z' Bure auf dem Hühnersädel, das sind rechte Leute auf die alte Mode, die beten und arbeiten, haben Gott und den Nächsten lieb, haben Sorg' zum Geld, halten nichts auf Hoffart und gönnen doch sich und Andern, was recht und billig. Sie haben Arbeit und Sachen genug, gerade wie es am besten ist, sind nicht überkindet, es sind ihrer viere, zwei Buben und zwei Meitli. Die wissen, was Folgen und Arbeiten ist, da widerredet keins Vater oder Mutter, und sind nicht verbybbäpelet (verweichlicht), daß sie beim ersten sauren Luft am Rücken liegen, die mögen Regen und Sonnenschein ertragen und sind doch gut gegen die armen Leute. Sie sind aber auch vom rechten Schlag, Bube und Meitli, haben Posturen wie Flüh, und Gringe wie Sonneblume, nit so spitzi bleiche Nähyerngringli, wo ein an nichts besser mahnen, als an ermagerte Gufeknöpf', die stünden jedem Bauernhof wohl an." Man sieht es dieser Rede an, daß das Fraueli Anni besser kannte als die Andern. Gerade solche möchte es, sagte Anni, die seien wie gemacht für hieher, wenn Alles

so sei, und nit Schyn dahinter sei, selb müsse man probiren. Sobald Michel heim kam, wurde er neben aus genommen, der Fund ihm mitgetheilt und so süß ausgestrichen, wie Honig aufs Brot, daß Michel die Füße unter dem Tische nicht mehr stille halten konnte. Des andern Morgens früh mußte das Fraueli ablaufen, dem Hühnersädel zu, welcher glücklicherweise weder im Oberland, noch im Mittelland, noch um Bern herum lag, sondern auf neutralem Gebiete, etwa drei Stunden vom Knubel. Als das Fraueli wieder kam, hatte es viel zu b'richten. Anfangs hätten sie wunderlich gethan und nicht gewußt, wollten sie, oder wollten sie nicht. Aber es hätte ihnen b'richtet, wie es hier sei und wie Michel sei, und dazu sei noch ein Schafhändler gekommen, der habe seine Sache bestätigt, und gesagt, wie das ein Wesen sei und wie Eine glücklich sei, wenn sie da zuche chön. Da seien die Mädchen ganz anders geworden, hätten ihr aufgewartet, wenn sie eine vornehme Base gewesen wäre, sie hätten nicht mehr an die Sache thun können, und Vater und Mutter hätten auch angestrengt, und so hätten sie abgeredet, daß man am nächsten Sonntag über acht Tage, wenn es schön Wetter sei, sonst am nächsten Sonntag, wo es schön Wetter sei, beim Baßgeigenthürli zusammen kommen wolle, es sei dort eine gute Wirthschaft und doch nicht z'mitts in den Leuten. Es hätte sie Wunder genommen, welches von ihnen er lieber wolle, Bäbi oder Eisi. Es hätte das aber nicht gewußt und gedacht, Michel könne selber luegen und jetzt kämen Beide. „Welche meinst, daß sich besser schickte," fragte Anni. „Weiß meiner Treu nicht," sagte das Fraueli, „Eisi ist um öppis töller am Gring, Babi um öppis bräver am Lyb. Es ist gerade, wie wenn man zwischen zwei zweipfündigen Broten auslesen soll, man nimmt eins ums andere in die Finger und z'letzt g'fallen einem beide so wohl,

daß man beide möchte. Es wird Michel sein, wie dem Esel zwischen zwei Heuhaufen.“ So lautete der Bericht, der große Bewegung brachte in das sonst so gleichförmige Knubelleben. Schneider und Schuhmacher mußten plötzlich herbei. Michels beste Kleidung war seit Ostern nicht mehr standesgemäß und Sami hatte keine reputirlichen Schuhe. Michel ging es kurios, es wäre ihm jetzt lieber gewesen, er wüßte von Allem nichts. Es hatte etwas äußerst Unheimliches für ihn, so an etwas Unbekanntes hinzugehen, so an eine Gschaui. Er hätte sich für sein Leben gern hinter sich draus gemacht, und schwer Geld gegeben, es hätte siebenzehn Sonntage hintereinander wie mit Melchtern vom Himmel herabgegossen. Aber Anni trieb, Sami machte Muth und sagte: es werde ihn Keine fressen, wenigstens an einem Tage nicht, so daß er immer Zeit zur Flucht hätte. Am ersten bestimmten Sonntage war der Himmel blank, das Wetter prächtig. Bauer und Bäuerin wissen, was man für Arbeit mit einem Thiere hat, welches man zu Markte bringen, oder gar auf eine Gschaui, eine sogenannte Zeichung, welche mit Preisaustheilungen verbunden ist, stellen will. Wie man da riebeln, striegeln, bürsten, waschen, reiben, kämmen, ja flechten (Roßschweife) muß, bis Alles blank wie ein Spiegel ist und glatt wie ein Aal. Bauer und Bäuerin werden daher begreifen, was es bei einem Menschen, der kein Thier ist, sondern viel mehr, für Aufwand von Zeit, Kraft, Geschick, Wasser, Seife, sammt Striegel und Bürste braucht, um ihn so recht schön und glänzend zu einer Gschaui herzurichten. Wie es auf dem Hühnersädel zuging, wissen wir nicht. Aber wir glauben uns berechtigt, vorauszusetzen, daß sie Alles aufgeboten und nichts gespart, was in ihrem Verstand und ihren Mitteln lag. Alles nach dem Grundsatze: Helf, was helfen mag! Auf dem Knubelhof hatte Anni gewaltig

mit seinem Micheli zu thun, um Sami kümmerte es sich nicht. „Kannst selber sehen, deiner wird sich Niemand öppe viel achte," hatte es ihm gesagt. An Micheli wendete Anni in Schweiß und Angst all seine Mühe und Kunst, mit Waschen Bürsten und Kämmen. Es weiß kein Mensch, wie oft es ihm das Haar schön glatt vorne über die Stirne und hinten über den Rockkragen hinabzog, den Hemdekragen schön herauf über die Ohren zupfte. Das Halstuch band es um mit all seiner Macht, daß Michel plötzlich eine auffallende Aehnlichkeit mit dem gewesenen Lällenkönig von Basel bekam; knorzete ihm dann mit großer Anstrengung einen Lätsch z'weg, von dem es meinte, es sei der schönste, der je gewesen; steckte ihm das schönste Nastuch in die Tasche und ließ wohlweislich einen Zipfel hervorgucken, damit alle Welt sehe, daß Michel wirklich eins hätte; verwandte zwei Stunden auf Instruktionen und lief ihm noch zwei Mal nach, dieselben zu ergänzen. So zogen sie in der schönsten Mittagshitze stattlich von dannen, von Bäri in weiten Sprüngen umgaukelt, bis er ausgetobt, wo er dann sittig wie ein Kammerdiener seinem Herrn nachschritt. Es war ein grimmig heißer Tag, Michel schwitzte jämmerlich, daran war Anni schuld. Ob dem Riblen und Rüsten war Michel hungrig geworden, hatte tapfer Bohnen und Speck gegessen. Damit er auf dem Wege nicht durstig werde, brachte ihm Anni eine große Kachel mit guter Milch, die hatte er ausgetrunken. Darauf brachte es ihm die neue Kutte und die mußte er anziehen. Jeder Fötzel könne ohne Kutte laufen, aber in einer neuen Kutte, mitten im Sommer, dafür müßte es schon Jemand sein, sagte es. Michel rauchte wie ein Schmelzofen; wär es Winter gewesen, man hätte ihn von Ferne am Rauche erkannt, wie man auf dem Zürichsee an der schwarzen Rauchsäule immer weiß, wo das Dampfschiff

ist. Das Baßgeigenthürli war ungefähr zwei Stunden vom Knubel weg, und wie man zu sagen pflegt, sehr romantisch gelegen, d. h. in einem schwarzen Tannenwald, nicht in einem eigentlichen Loche, aber wenn es in einem wirklichen Loch gewesen, wäre der Unterschied nicht groß gewesen. Es war eine alte Wirthschaft und an einem Sonntag zuweilen viel Gäste dort, doch nicht wegen Romantischem, sondern weil man ein trinkbares Glas Wein fand, ein reinlich Essen, und billig beides. Das Kegelries (Kegelbahn) lag der Seite zu, woher Michel kam. Wie einem alten Husarenroß, wenn es die Trompete hört, zuckte Michel z'weg und kam fast in Sprung, als er Kugelrollen und Kegelgepolter in die Ohren kriegte. Das waren Töne, welche ihn aus dem Grabe gerufen hätten, und schon manche Woche hatte er sie nicht gehört. Man denke! Man hätte gar nicht denken sollen, wenn man Michel im Zustand der Ruhe sah, daß er einer solchen Bewegung fähig, so rasch auf seinen dicken Beinen sei. Er glich darin einem Elephanten, welche bekanntlich, obschon sie schwer und scheinbar plump sind, denn doch rascher laufen können, als es oft den Jägern lieb ist. Er dachte nicht etwa: Mädchen hin Mädchen her! sondern er dachte gar nicht an sie, steuerte dem Kegeln zu, als wenn er extra deswegen gekommen wäre. Er war mitten im Spiel, ehe er an die Mädchen dachte, und wenn er hinter sich sagen hörte: „Potz, lueget doch, wie der Knubelbauer Schmalz im Arme hat," so waren ihm dies Töne, über welchen er die ganze Welt vergaß. Sami war besonnener, hatte den Zweck, um weßwillen sie da waren, nicht ganz aus den Augen verloren, bemerkte Mädchenköpfe, welche zuweilen an einem Fenster des Wirthshauses erschienen und verschwanden, zog daraus den Schluß, die Bestellten seien bereits da. Er dachte, sie vorläufig und incognito in Augenschein zu nehmen, könne nicht schaden,

that es und setzte sich zu einem halben Schoppen in ihre Nähe. Sie saßen hinter einem Schoppen und gefielen Sami b'sunderbar wohl, töllere Meitli hätte er nicht bald gesehen und die bräver daher kämen, dachte er, er glaube fast, man könnte Eine nehmen ohne Bedenken. Es waren stattliche Mädchen, währschaft gebaut, mit großen breiten Köpfen, starken Armen, sauber, aber nicht zu hoffärtig und nicht nach der neuesten Mode, kurz, so vom rechten Bauernschlag. Wahrscheinlich hatten sie Michel der Beschreibung nach erkannt, oder, ehe Sami kam, Erkundigungen eingezogen. Sami sah, daß sie Michel beobachteten. Bald Eine, bald die Andere streckte den Kopf ans Fenster. „Macht er noch?" fragte die Eine. „Glaubs," sagte die Andere, „er steht am gleichen Orte, wie ein Oelgötz." „Mir erleidets," sagte die Eine. „Mir auch," antwortete die Andere. „Wär doch nicht gerne dr Narr im Spiel!" bemerkte Eine. „Ich auch nicht," sagte die Andere. „Weißt was, geh unter die Thüre, wenn er dich sieht, vielleicht kommt er dann." „Geh du," sagte die Andere, „ich mag nicht; was frag ich doch so einem Löhl nach! Wenn er nicht bald kommt, so hulf ich weiters." „Ho, öppe lang möchte ich auch nicht warten, aber z'hert pressire auch nicht," sagte die Andere. Sami wollte sich mit ihnen in ein Gespräch einlassen, so gleichsam ihnen die Langeweile vertreiben, aber sie fertigten ihn kurz ab, sie mußten sich hüten, mit Jemanden sich einzulassen, ehe der Rechte kam, damit der seinen Platz nicht schon eingenommen finde, fuhren mit ihren Glossen fort, als ob Sami nicht da sei, welche sehr zart wurden, als Eine unter die Thüre sich gestellt, die Andere zum Fenster aus die Wirkung beobachtet und Michel der gleiche Oelgötz geblieben war.

Die Stimmung wurde so gefährlich, daß Sami es gerathen fand, den Versuch zu machen, Michel vom Kegeln

weg in die Stube zu bringen. „Komm doch," sagte Sami, „sie wollen fort, sie warten schon mehr als zwei Stunden." „Ja," sagte Michel, „gleich, sobald ich fertig bin. Sollen nicht längi Zyti haben." Sami, der wohl wußte, daß Michel, so lange Jemand mit ihm kegelte, nicht fertig wurde, so lange noch ein Stern am Himmel scheine, ließ sich nicht abfertigen. Michel mußte vom Kegeln lassen, wodurch seine Stimmung ebensowenig holdselig ward, als die eines Kindes, welchem man ein liebes Spielzeug aus den Händen reißt. Anni hatte ihm eingeschärft, daß er eine apartige Stube verlange, damit nicht alle Leute sehen könnten, wie er ihnen aufwarten lasse und was sie zusammen zu b'richten hätten. Aber an das dachte Michel jetzt nicht, er dachte blos daran, was das für ein verfluchter Zwang sei, daß er jetzt in die Stube müsse, er wollte, er hätte von Allem nichts gehört, könnte kegeln nach Belieben, zu dem war er noch verlegen. Was sollte er sagen und wie thun? Es ist nichts, was so dumm macht, als Verlegenheit, und darauf gründete sich hauptsächlich die Berühmtheit des berühmten Talleyrand, daß er nie verlegen ward, daher alle Zeit die passende Miene und das rechte Wort bei der Hand hatte. Michel stolperte zum Tische, wo die Mädchen erwartungsvoll wieder saßen, setzte sich ohne alle Umstände und einleitende Redensarten zum Tische, als sei er eben erst da weggegangen. Er sagte nicht einmal: mit Verlaub, es macht heiß heute, ihr werdet auch brav geschwitzt haben? Er rief nach einem Maaß Wein und sagte zu den Mädchen: „Es wird euch düchen, ihr möchtet auch was essen?" O sie hätten da nichts zu befehlen, sagte Bäbi, sie düch's, sie möchten ein Wenig an Schatten. „Ihr werdet doch vom Hühnersädel sein?" fragte Michel halb erschrocken. „Wo wollten wir sonst her sein?" fragte Eisi. Das Gespräch stockte oft, Michel war in Gedanken beim Kegeln

und die Meitschi dachten, wie sie es ihm hinreichend z'schmöcken geben könnten, daß sie auch an einem Orte daheim seien und seine Grobheit nicht für Höflichkeit hielten. Sie thaten zimpfer, wußten lange nicht, sollten sie sich von Michel einschenken lassen, und als eingeschenkt war, thaten sie, als ob sie den Wein nicht trinken könnten. Sami bot Allem auf und wollte den Artigen spielen. Aber weil die Mädchen nicht recht wußten, wer er sei, ob ebenbürtig oder nicht, Ansprüche zu machen hätte auf die, welche den Knubelbauer nicht wollte, so benahmen sie sich vorsichtig, nahmen so wenig als möglich Notiz von ihm.

Michel war zu keinen Zeiten ein Redner, war ein Faden abgebrochen, fand er einen neuen nicht. Die Mädchen waren sprützig, kurz, spannen an keinem fort; man kann sich denken, wie belebt das Gespräch war. Michel redete mit Sami, wie er es denen draußen im Kegeln gemacht, trank fleißig und beim dritten Glas sagte er: „seh G'sundheit, treichit doch, sust suffene allein!" Endlich kam Essen, etwas Kraut, Rind- und was von Schweinefleisch. Die Wirthin sagte, sie hätten noch schönen Braten und Schinken, wenn er begehre, und mit Dessert könne sie auch aufwarten, sie hätte b'sunderbar schöne Tattere (Kuchen) im Ofen. Michel sagte, sie solle nur bringen, was sie hätte. Ihretwegen solle er nicht Kosten haben, sagte Bäbi, sie begehrten nichts, pressirten heim, hätten weit und kuhlet werde es haben. „Wirthin, bring," sagte Michel, „wenn d' Meitschi nit mögen, nimmts ein Anderer, und wegen den Kosten plagt euch nicht, der, welcher die zahlt, hat immer noch Etwas, wenn er die schon gezahlt hat. Jetzt, wenn es angehen muß, werde ich wohl hören müssen mit tubacken." Sprachs, steckte die Pfeife in Sack, zog das Rindfleisch an sich, hieb eine schöne fette Ecke runter, warf sie Bäri dar, nahm ein ähnliches Stück

für sich, schnellte den Rest Sami auf's Teller: „Nimm, was d' magst, und gieb's weiter!" Sami thats, und was Eisi, welche Sami zunächst saß, auf's Teller kam, und mit Bäbi zu theilen war, hätte Niemanden mehr großes Bauchweh gemacht. Mit dem Schweinefleisch beachtete Michel die gleiche Rangordnung, erst er, dann Bäri, auf Bäri kam Sami, auf Sami Eisi, auf Eisi Bäbi, das konnte haben, was überblieb. Nur mit dem Kraut ging's anders. „Mag nicht," sagte Michel, „hab' deren auch daheim im Garten. Bäri nimmt auch nicht, Sami, wotsch du?" „Bi nit Liebhaber," sagte Sami. „So näht dir, was dr meut, es wot sust niemere," sagte Michel und schob den Mädchen das Kraut vor ihre Teller, sich zu bedienen nach Belieben. Potz, was die für Augen machten und Köpfe kriegten wie gesottene Krebse. „Essit, z'Sach ist recht, und man muß sie brauchen, wenn man sie hat. Macht euch nicht eigelig (Complimente machen)," sagte Michel, als er sah, daß die Mädchen Glotzaugen machten und das Essen darob vergaßen. Seine Sache war wohl recht, aber was für die Mädchen abgefallen war, war eben nicht zu rühmen. Die ganze Rede klang ihnen wie Hohn, was sie doch eigentlich nicht war. Michel hatte nur eine Redensart gebraucht, welche ihm geläufig war, da er sie daheim an seinem Tische oft anwendete. „Häb nit Kummer," sagte Eisi, „mr hey o nit Ursach." Darauf nahm es eine Gabel voll Kraut, schob das Teller Bäbi hin. Bäbi nahm auch und sagte: „He ja, man kann so unverschämt sein und nehmen, weiß man doch, daß man es Niemanden vor dem Maul weg ißt." „Deretwegen habe nicht Kummer," sagte Michel, „nimm so viel du magst. Habe das Kraut nie geliebet und Bäri auch nicht; ich und er haben es gleich." „Mit Schyn ist's nicht bös bei dir Hund sein, wenn du und er es gleich haben," sagte Eisi. „He," sagte Michel, „es

kommt noch darauf an, was es für ein Hund ist. Selb ist wahr, ich und Bäri könnens mit einander, er hat aber auch mehr Verstand als mancher Mensch.“ Und nun ward Michel beredt, denn wenn er auf das Kapitel von Bäri kam, so fehlten ihm weder Stoff noch Worte. Unterdessen war man mit der ersten Auflage fertig geworden bis an's Kraut, zu welchem Niemand große Lust zeigte.

Michel schenkte tapfer ein, besonders sich und Sami, die Mädchen redeten immer strenger vom Heimgehen, die Wirthsleute drehten auf übliche Weise mit dem Auftragen. Lange Pausen zwischen den verschiedenen Gerichten sind ein Zeichen, daß der Wirth seinen Gästen das Essen gönnt, von wegen je langsamer man ißt und je längere Zeit man am Essen sitzt, desto mehr kann man vertragen. Es ist ganz das Gegentheil von den modernen Wirthschaften, wo die Hotelbuben den Gästen die Teller erst zuwerfen, wie man Hunden Beine darwirft, und, ehe dieselben ausgezittert, wieder unter den Händen wegreißen, wie die wilde Jagd um den Tisch fahren und abzuräumen anfangen, ehe man den Sessel warm gesessen, ehe man sich besinnen kann, hat man eigentlich gegessen oder eigentlich nicht gegessen. Die Pausen werden bei jener patriarchalischen gutmeinenden Weise mit Trinken ausgefüllt, was natürlich des Wirthes Schaden nicht ist. Endlich rückten Wirth und Wirthin an mit einem schönen Stück Nierbraten, der ganz prächtig dampfte und roch, so daß ein ganz verklärter Schein sich auf den verstimmten Gesichtern der Mädchen zeigte, ferner mit Salat, Schinken und Tattere. Sie entschuldigten sich, daß es ein wenig lange gegangen, aber sie hätten gedacht, junge Leute hätten nicht bald Langeweile bei einander, es werde ihnen jetzt nur um so besser schmecken. „Mr wey luege,“ sagte Michel, steckte seine Pfeife, die natürlich den Zwischenraum verkürzen mußte, in die Tasche,

zog die Schüssel an sich, hieb ein wackeres Stück mit der halben Niere herunter und sagte: „Lueg, Bäri, wie dücht dich das?“ und Bäri that sein großes Maul auf und lebte sichtbarlich wohl daran. Das zweitbeste Stück hieb Michel runter für sich und wandte sich mit dem Reste Sami zu. Mit zornfunkelnden Augen hatten die Mädchen dem Spiel zugesehen, und als Sami Bäbi den Rest, den er um ein Beträchtliches beschrotet hatte, auf den Teller legte, stand dasselbe auf und sagte, es begehre Nichts davon, sie sollten das für den Hund sparen, oder wenn der es nicht möge, selbsten fressen, und ging der Thüre zu, Eisi auf und nach. Michel war ganz verblüfft und fand das Wort nicht. Sami rief: „Numme hübschli, nit so prüßisch, es ist Alles i guter Meinig.“ „Wenn du dr Löhl machen willst, so mach' ihn, aber d' Narre im Spiel sy mer lang gnuegsi, könnt jetzt den Hund dafür haben, wenn ihr wollt,“ sagte Eisi, und verschwunden waren die beiden zornigen Schönen. „Das sind Feurige,“ sagte Sami, „die brennen ohne Schwefelholz, daneben wären sie brav genug gewesen, hätten tolle Bäuerinnen gegeben. Aber gäb wie Eine brav ist, wenn sie ein Faß Büchsenpulver im Leib hat, so ist ein uchumlig Drbysy. Es ist gut, hat sich das noch zu rechter Zeit erzeigt, hintendrein ist es zu spät, wie man sagt.“ „Ja,“ sagte Michel, „es wird so sein. Daneben gefielen sie mir nicht übel, und z'wider ist mir, wenn man wieder von vornen anfangen muß.“ „Was Tüfels habt ihr mit euren Meitschene?“ rief die Wirthin. „Die fahren die Straß aus, als hätte man sie aus einer Kanone geschossen, und täubbeleten durch den Gang wie Hurnussen, wenn man in's Nest gegufelt!“ „Nichts,“ sagte Sami, „kein ungut Wort hat man ihnen gegeben. Sie thun wie ertaubet Katzen, weil man dem Hund auch Fleisch gegeben, sie haben es ihm nicht gönnen mögen.“ „Mit Schyn

vor den Meitschene," sagte die Wirthin. „Es wär' noch manches Andere nicht gerne dem Hund nachgekommen. Es giebt in der Welt gar viele Gebräuche; wer sich nicht darauf versteht, kann übel fehlen. Hier ist der Brauch, daß die Leute vor den Hunden kommen, bei euch wird es der ander Weg sein; darum sollte man einander b'richten, so könnte man einander verstehen. Es giebt kurios Sachen in der Welt." Das kam Michel in's Haupt, er sagte, sie seien Menschen wie andere und hätten nichts Apartiges an sich. Aber wer zahle, der befehle, und könne machen, was ihm anständig sei, so wird der Brauch sein, so weit er gehört. „He ja," sagte die Wirthin, „so wird es sein. Jeder kann thun, was er will, dann kann ihn auch Jeder halten für was er will." Der Michel machte große Augen zu dieser Rede und sagte: „He nun, so dann, wenn man Niemanden schuldig ist, so kann einem das doch graglych sein, heyge d' Lüt uf eim, was si wey. Was sind wir schuldig, Wirthin?" „Hab' ich euch bös gemacht?" sagte die Wirthin; „es wär' mir leid. Aber es ist mir doch noch so, wie ich gesagt. Öppe höflich ist das nicht; wär' ich Meitschi gewesen, ich wäre auch gegangen oder hätte vielleicht noch was anders gemacht. Nehmts nicht für ungut, aber so junge Bursche muß man b'richten, und wenn sie den Verstand nicht haben, ihnen denselben machen." „Häb nit Müh," sagte Sami; „aus dieser Aufwart lösest nicht viel, was man nicht befohlen hat, das zahlt man nicht." „Dir habe ich noch Nichts gefordert," sagte die Wirthin, deren geübtes Auge gleich Sami's Stand erkannt. „Gäb wie leicht ich was forderte, könnte es dir zu viel sein. Und dann ist's nicht, daß ich Nichts umsonst zu geben vermag. Ich habe schon Manchem aufgewartet; erst sagte er mir wüst, und nach einem halb Dutzend Jahren dankte er mir dafür. Es könnte dir auch so gehen, und geht es dir nicht so, so

ist's mir leid für dich, und unterdessen nehme ich kein Blatt vor's Maul, und rede meinem Verstand nach. Daneben ist eure Sache 47 Batzen." So lief Michels erste G'schaui ab. Anni erschrak darüber sehr; indessen tröstete es sich damit, daß Alles in der Welt gelernt werden müsse und Meitleni genug seien, welche man ansehen könne. Wenn nur das Verbrüllen nicht wäre, sagte es. Solche Sachen kämen, es wisse kein Mensch, wie weit, besonders da die Wirthin das Maul darein gehängt und andere Gäste mehr in der Stube werden gewesen sein. Richtig, noch in derselben Woche kam das Schwammfraueli daher, that spröde und sagte: „Nein doch, was du mir für eine Sache angerichtet und für einen Verdruß gemacht hast, ich kanns gar nicht sagen. Ich wußte nicht, ob ich wieder zum Hause kommen wolle oder nicht; so ist es mir doch mein Lebtag nie gegangen, nein wäger nicht. Aber so geht es Einem, wenn man ein gutes Herz hat und den Leuten begehrt z'weg z'helfe." Nun erzählte es, wie es voll Freude auf den Hühnersädel gegangen, in Hoffnung auf eine gute Aufwart und schönes Trinkgeld, denn eher hätte es an den Tod gedacht, als daran, daß dies fehlen könnte. Aber wohl, da sei sie anders b'richtet worden, daß sie dem lieben Gott danken konnte, als sie mit dem Leben davon kam. Die Mädchen seien auf sie eingestürzt, als ob sie sie zerreißen wollten, und läng Stück hätte sie aus dem Geschrei nichts machen können. Endlich habe sie vernommen, wie ihretwegen die Mädchen eine Schande hätten ausstehen müssen, wie sie noch nie erhört worden. Den Hund hätte man gehalten als sei er ein Meitschi, und sie als wären sie Hunde. Aber sie hätten das gleich gemerkt, daß Etwas gehen sollte: der dicke große Löhl hätte sie zwei Stunden warten lassen, ehe er in die Stube gekommen, um ihnen seine Verachtung zu zeigen, daß sie schmöcken möchten, was

er auf ihnen hielte. Aber sie hätten feinere Nasen als das Kalb glaube, er hätte nicht halb so anzuwenden gebraucht, sie hätten die Nase voll genug gehabt, aber sie wüßten wohl, woher das käme; er hätte ein altes Kindermeitli bei sich, der sei es grusam z'wider, wenn er heirathe. Es werde denken, das Stehle höre dann auf, sie könne die Gans nicht mehr rupfen und den Kindern Vermögen sammeln, wenn eine Frau zur Sache sehe. Wenn sie noch einmal zu Michel kämen, dem wollten sie die Glare (Augen) aufthun, daß er sich verwundere. Nun war's an Anni, aufzubegehren, zu schreien und wirklich zu heulen; denn Untreue hatte ihm noch Niemand vorgeworfen, und den Vorwurf verdiente auch wirklich Niemand weniger als es. Wenig fehlte, es hätte sich alsbald nach dem Hühnersädel aufgemacht, um den Verläumderinnen in die Haare zu fahren, wobei es aber übel weggekommen wäre. Das Schwammfraueli begütigte Anni, sagte, wie es das Gegentheil gesagt; aber wie Michel und Sami es auch darnach getrieben, daß doch kein ehrbar Meitschi, von rechten Leuten her, das hätte annehmen können. Unser Lebtag sei es doch der Brauch, daß, wenn man Meitschi bestelle, man zu ihnen gehe, sie nicht einen ganzen halben Tag warten und im Trocknen sitzen lasse. Jedes rechte Meitschi müsse daraus ersehen, daß man das Gespött mit ihm treibe, und selb hätte Keines gerne, man könne es ihm auch nicht zumuthen. Nach und nach begriff Anni, daß der Fehler auch auf Seite der Bursche sei; aber mit solchen, welche gesagt, es stehle, wollte es auf keine Weise mehr zu thun haben; das sei allweg schlechtes Zeug, sagte Anni; sie dächten sonst nicht einmal solche Sachen, geschweige daß sie davon redeten. Auch meinte das Fraueli, sie hätten den Kopf gemacht, es möchte es nicht wagen, ihnen eine Bestellung zu bringen, es hülfe an einem andern Orte probiren.

Das war eben auch Anni's Meinung, und es pressirte um so mehr mit ihrer Ausführung, seit es gehört, was die Mädchen gesagt. Die Lausmeitscheni müßten doch noch erfahren, zu ihrer eigenen Schande, was sie für Verläumderinnen und Ehrabschneiderinnen seien. Salomo sage, ein Dieb sei ein schändlich Ding, aber ein Verläumder sei noch viel schändlicher. Das Fraueli entschuldigte seine Hühnersädlerinnen bestmöglichst, war aber vollkommen bereit, Hand zu bieten zu was Neuem. Anni's Zutrauen zu ihr hatte einen sehr merklichen Stoß bekommen. Die Frau hatte zum ersten Mal nicht die gleiche Meinung wie es, und vertheidigte Leute, welche es für die schlechtesten hielt, die auf dem Erdboden herumliefen. Man muß nämlich nicht glauben, nur Könige und Aristokraten könnten Widerspruch nicht ertragen und namentlich nicht dulden, daß man über den Werth von Personen ein ander Urtheil habe, rühme, wen sie hassen, und umgedrehet. Durchaus im gleichen Spital krank sind Demokraten, alte Weiber und rothe Republikaner; denn dieser Fehler ist weder ein königlicher noch ein aristokratischer, sondern er liegt in unserer sündigen Natur, und je sündlicher dieselbe ist, desto absoluter und leidenschaftlicher gestaltet sich dieser Fehler und tritt in die Welt hinaus. Und sehr merkwürdig ist, wie, je roher die Menschen werden, je ungebildeter und beschränkter, die verschiedene Werthung der Menschen weit empfindlicher, giftiger empfunden und gerügt wird, als Verschiedenheit in Meinungen und Ansichten. Darin liegt kein Compliment für unsere Zeit im Allgemeinen und den Kanton Bern insbesondere, und kein Zeugniß von humaner, umsichtiger Bildung und für den so gerühmten entschiedenen Fortschritt. Da ist ja das Unding so weit getrieben, daß die Masse der Feiglinge kaum mit Jemanden zu reden wagt, mit ihm nicht hundert Schritte zu gehen wagt, den die Mäch-

tigen, d. h. welche Pöstlein auszutheilen, Gnaden zu spenden haben, geächtet, geschweige daß man ihn in Schutz zu nehmen, gegen die ausgesprochene Acht zu vertheidigen wagte. So miserabel ist der Zeitgeist. Warum sollte man es also dem armen Anni verargen, wenn es Verdacht faßte gegen das Schwammfraueli, weil es die Hühnersädel-Töchter vertheidigte? Doch brach Anni nicht ganz, sondern hörte auf neue Vorschläge, und fand sich namentlich durch einen angesprochen. Im Sternengaden sei ein Mädchen, gerade wie gemacht für hieher; es nehme das Fraueli Wunder, daß ihm dies nicht gleich in Sinn gekommen, das werde sich in Alles schicken und gerade sein, wie man es haben wolle. Dasselbe habe eine handliche Stiefmutter und einen Trupp Stiefgeschwister, ziemlich viel Muttergut, und sollte doch nirgends sein, das Wüstest machen, und wenn es es gemacht, sei es doch nicht recht; es werde plaget, es sei ein Graus. Es hätte ihm schon manchmal geklagt, es hätte müssen mit ihm pläre, so hätt's es duret. Deppe z'feißist sei es nicht, aber z'Meitschi hätte bös, man glaube es nicht. Wenn es an bessere Kost käme und vom Verdruß weg, so lasse es sich z'weg und werde von den Brävsten Eine. Arbeiten könne und thue es gerne; aber es meine, wenn es mache, was ihm möglich sei, sollte man dann mit ihm auch zufrieden sein. Das gefiel Anni; so Eine sei sicher am besten zu halten, und thue viel besser, als wenn sie es vorher zu gut gehabt. Das sei, nicht zusammengezählt und eure Ehre vorbehalten, ganz wie mit dem Vieh. Es heiße nicht umsonst, mit Küherschweinen, Müllerrossen und Wirthstöchtern müsse man sehen, wie man es mache. Es hülfe da probiren, wenn Michel wolle. Michel sagte, es sei ihm recht, nur damit das Gestürm bald aufhöre. Z'wider sei es ihm, der Sach so nachzulaufen und dr Löhl z'machen, aber es werde sein müssen.

So mir nichts dir nichts zum Hause zu gehen, wo man dann schon halbers gefangen sei, z'Sach mög Einem gefallen oder nicht, selb möchte er doch auch nicht. Die Botschaft ward ausgerichtet, und das Fraueli brachte die Nachricht, den und den Sonntag werde das Meitschi in's Lausbad kommen, wenn es entrinnen könne. Nicht weit dort weg wohne ihm die Gotte (Pathe), die wolle es z'Wort haben, damit man ihns gehen lasse. Aber das hätte Mühe gekostet, bis es ein vertraut Wort mit dem Meitschi hätte reden können. Da hätte die Alte aufgepaßt, wie eine Katze vor dem Mauseloch, und wo sie nicht selbst hätte sein können, da hätte sie eins von ihren kleinen Ufläthen hingestellt. Es sei sich nicht zu verwundern, wenn sie ihm vor dem Heirathen zu sein suchten; es sei ihnen wegen Muttergut und gehe ihnen nebenbei für eine Magd, und dazu hielten sie es so schlechtlich in den Kleidern, daß sie es vor Gott und Menschen nicht verantworten könnten. Denen sei es jedoch schlau genug gewesen, habe dem Meitschi es können zu verstehen geben, daß es ihm im Wäldchen warte. Darauf habe sie Abschied genommen, sei einen ganz andern Weg fortgegangen und zuletzt doch mit ihm zusammengekommen, wo sie die Sache hätten abreden können. Da hätte ihm das Meitschi Sachen erzählt, es hätte ihm bald die Haare polzgerad aufgestellt. — Das Sternengaden zog sich gegen Thun hinauf, gehörte ebenfalls weder zum Oberland noch zum Unterland, war auch nicht um Bern herum; war also auch in dieser Beziehung Anni ganz anständig. Das Lusbädli lag in gleicher Richtung ungefähr drei Stunden weit vom Knubel. Anni war viel daran gelegen, daß die Sache sich mache. Es gab seinen beiden Jünglingen strenge Instruktionen. „Machit z'Sach nit z'gut, öppe luege wie es es G'müth het, selb ist recht, aber z'Sach übertrybe, treyt o nüt ab, mi chas zwänge, daß die Freynste brülle, wie wenn me se am Messer hätt'.

Und das Kegeln laßt mir sein; das ist denn gerade für gleich anfangs den Kübel auszuleeren. Es wäre mir z'wider, wenns wieder nüt wär, man würde verbrüllet, so weit der Himmel blau ist." „Brüllen sie doch," sagte Michel; „was frage ich dem nach. Habe schon Manchen z'brüllen g'macht; mir thats nicht weh, aber ihm wohl. Sagen doch die Leute, was sie wollen, ich bin deswegen doch Michel auf dem Knubel und bleibe ihn einstweilen noch; mit Brüllen bringen mich die Leute noch lange nicht runter." — Am genannten Sonntag, nachdem Anni auf die Toilette von Michel unsägliche Mühe gewandt, liefen also die beiden Jünglinge ab und Bäri frohlockend mit. Diesmal war es nicht so heiß und sie hatten sich früh auf den Weg gemacht; schlenderten in behaglichem Schritt ihres Wegs dahin. Auf dem Wege trug Jemand Michel eine Kuh an, ein Ausbund von Schönheit und Güte, und nur eine Viertelstunde abseits stehe sie. Michel ward hitzig, lief der Kuh zu; aber die Viertelstunde war eine gute halbe Stunde lang, der Bauer nicht gleich daheim. Die Kuh gefiel ihm sehr, er wartete, er märtete, er kaufte; das gab eine Säumniß von gut zwei Stunden. So war es nicht sehr früh, als Michel in's Lusbädli kam; Käthi, das Meitschi, schon lange da und mit ihm die fragliche Gotte. Käthi war ein langes, mageres Käthi mit gelber Haut und dunklen Augen; die Base eine kleine handliche Frau, welcher die Worte vom Maul gingen wie das Wasser vom Brunnen. Sie saß mit Käthi vor dem Hause und redete Michel und Sami, welche wieder rauchend dahergerudert kamen, an, ob sie etwa vom Knubel kämen? Sami antwortete und redete etwas von Verirren. „Das ist schon mehr begegnet, wenn man den Weg noch nie gegangen," antwortete die Gotte. „Wir wußten nicht, was das bedeuten solle, daß wir so warten mußten, ob z'Sach nit gut sei verrichtet worden, oder es sonst Etwas

gegeben, Jemand dem Meitschi z'böst g'redt oder sust was Tüfels. Wir wollen, denk, hinein; die Wirthin hat wohl ein Stübli, wo wir ruhig sein können." Und als sie in einem saßen und die Wirthin fragte: „Womit kann ich aufwarten, was soll ich bringen?" sagte die Base zu Michel: „Befiehl du, du wirst wohl auch zahlen wollen, dem an kann man gleich sehen, wie du einer bist, e Hundshärrige oder öppe e Mönsch, wo es Andern auch gönnt und nicht meint, er wolle Alles alleine." Die Frau war Michel eine große Erleichterung; sie machte zu Allem vorab den Verstand, ersparte ihm das Denken und manche Verlegenheit. Während man auf das Essen bei einem Glase Wein wartete, sagte die Gotte: „Nun, da wären wir, und jetzt wird es um z'Sach z'thue sy; ehe man es richtig macht, muß man doch ein Wort reden. Luegit, das ist's Meitli; schon hundert Mal hätte es heirathen können, wenn es ihm Angst darum gewesen wäre; von wegen es hat Verfallnigs, und was es noch bekommt, wenn es gut thut, das ist noch viel mehr. Vom Vater ein Schönes, dann bin ich auch noch da, und hocke nicht auf dem Blutte. Und wenn es etwa einen Burschen heirathet, der mir recht ist, zügelte ich zu ihnen, und meine Sache könnten sie schon bei Lebzeiten nutzen. Dann ist dies ein Meitschi, wie es sie nicht häufig giebt im Land. Es kann Alles und ist ihm nichts zu wüst; an's bös haben ist es gewöhnt, z'gut haben wird ihm dest werther sein. Wege de Hübschi ist öppe nit viel z'säge; drnebe ist es toll g'wachse. Aber wart nur, wenn das einmal an gute Speis kommt und zur Ruhe, wie es sich gehört, so giebt das von den brävsten Bäuerinnen eine im ganzen Emmethal. Was hat man so von einem angestrichenen Ditti (Puppe), wo von der Hochzeit weg alle Tage abschießt und wüstet bis man es in's Grab legt? Da ist's doch vernünftiger, man nehme Eine, wenn auch nicht

die Schönste, von der man denken kann, aus der gebe es noch was, und z'letzt noch e hungs e Schöni, wo zum Speck kommt, und wenn sie unter einer Thüre steht, nicht die ganze Haushaltung neben ihr Platz hat. Nein, sieh, wenn du das Meitschi kriegst, giebst du ein Bauer, b'sunderbar wenn ich mit komme, und mein' nit etwa, dr Gottswille. Ich bin auch schon dabei gewesen, und weiß, was zu machen ist auf so einem Höflein; zähl drauf, 100 Kronen will ich dir nützen, du merkst es nicht. Nit, das Meitschi ist abg'richtet, wie nicht bald eins, aber z'Sach lernt sich doch nicht eines Tages." So sang die Alte ein Loblied über das andere, und hatte Zeit dazu, indem man im Lausbädli, eben nicht eingerichtet auf solche Gäste, nicht mit besonderer Schnelligkeit bedient ward, und diesmal aus Grundsatz, damit die Leute die Sache richtig machen könnten, vielleicht noch ein Mal so lange drehte als bei ordinärer Gastig. Käthi kam nicht viel zu Worten; doch sagte es, es sei dann nicht, daß es heirathen müsse und einen Jeden nehmen wolle, wenn es es nicht besser machen könne. Aus dem Regen wolle es nicht unter das Dachtrauf. Es sei ihm gerathen worden, sein Muttergut herauszubegehren; der Vater sei es schuldig, mit dem könnte es sein, wo es wollte. Aber es möchte den Vater nicht ertäuben, der sei ohnehin ein geschlagener Mann, und wisse längs Stück nicht wie sich kehren. Nit, daß er nicht bei schönem Vermögen sei, aber die Stiefmutter habe den Bösen im Leib, treibe ihn immer zum Landkaufen an und wisse nicht, was sparen sei. Sie sei im Stande, sieben Mal im Tag Kaffee zu machen; aus Eier und Butter löse sie keinen Kreuzer; mit den Schweinen mache sie auch nichts, wenn es dieselben füttern dürfte, 50 Kronen im Jahr sollten ihm nicht fehlen. Aber es habe nichts zu befehlen und sollte doch Alles machen. Bis dahin habe es eine Flachsern haben

dürfen, und immer Flachs gehabt, die Leute seien still gestanden dabei. Wenn sie dann der Stiefmutter ihren gesehen, hätten sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: ist das doch möglich auf dem gleichen Herd! Aber es wisse die guten Zeichen und spare die Mühe nicht; es wisse noch Manches, und wenn es an einen Ort käme, wo es was zu befehlen hätte, es wollte zeigen, daß es die Augen z'mitts im Kopfe habe, und nicht erst heute erwachet sei. Michel sagte nicht viel; er dachte der Kuh nach, welche er gekauft, und was der Melker sagen werde, wenn man ihm so ung'sinnet eine in den Stall bringe, und zwischen welche hinein er sie binden werde. Selbst in den Ställen und bei den Kühen ist eine Rangordnung; die schönsten kommen vornen in Stall, die wüstesten und leichtesten hinten. Bei den Menschen ist's oft verkehrt; man stellt das Gesindel voran, und verwundert sich hintendrein, wenn man das ganze Volk, welches das Gesindel vorangestellt, für Gesindel hält, nach dem natürlichen Grundsatz, daß der Mensch naturgemäß lieber die bessere Seite zeigt als die schlechtere. — Sami führte von der männlichen Seite das Gespräch, und rühmte den Knubel, was da für Land sei, und was man für Sachen mache, und wenn der Mist nicht wäre und das Jäten nicht, so könnte man Flachs pflanzen für Frankreich und Engeland. Wenn da eine rechte Bäurin sei, so hätte sie mehr zu bedeuten als ein Landvogt. Ihm wäre es ein Ausgemachtes, ob er Knubelbauer sein wolle für sein Lebtag oder Landvogt für ein paar Jahre, wo er die ersten Jahre den Narr machen müsse, und wenn er wieder wäre wie ein anderer Mensch und Etwas an der Sache begriffen hätte, davon müßte. Die Zeit rutschte ziemlich rasch, da sie mit ziemlichem Weine gesalbet ward; wie lange die Lusbädli-Wirthin kochte, merkte man kaum, so kurze Zeit hatten Alle. Endlich schien es zu rücken.

Ein Tischtuch wurde ausgebreitet; nach einer Viertelstunde kamen Messer und Gabeln, endlich auch Teller, und jetzt werde das Essen nachrücken mit Macht, hofften Alle. Da kam aber blos die Wirthin und sagte mit eingesetzten Armen, sie habe fragen wollen, ob sie Grünes liebten auf der Suppe? Von wegen die Einen liebten es, und die Andern liebten es nicht, und da sei es besser, man frage erst, ehe man Mühe habe und es doch nicht recht mache. Michel war hungrig, und rascher als sonst, sagte er, sie solle nur drein machen, was gut sei, und z'Sach bringe, es b'lange ihn. Auf der Stelle, sagte die Wirthin; sie müsse aber doch noch sagen, wie es ihr einmal gegangen sei mit dem Grünen. Nun fing sie eine lange Geschichte an von einem Herrn und einer Suppe, wo sie das Grüne alles beim Stäubeli habe wieder herausfischen müssen, und er sie dann doch nicht gegessen, weil sie die böse Kust davon schon habe. Seither frage sie allemal zuerst; von wegen mit dem Fischen möge sie nichts zu thun haben. Wahrscheinlich erzählte sie auch allemal die Geschichte dazu. Erst als sie auserzählt und die gehörige Portion dazu gelacht hatte, ging sie in's Grüne dem Grünen nach, und behaglich mußte es ihr sein in demselben, denn lange ging's, ehe sie aus demselben wiederkehrte und die Suppe brachte, mit Grünem wohl versehen. Nach der Suppe kam Voressen: Hirn an einer gelben Saffransauce und saure Leber. Michel hielt dem Bäri die saure Leber dar. Dieser verzog mißfällig die Nase und drehte verächtlich den Kopf. „Magst nicht?" sagte Michel; „he nun, so nimmt's Jemand anders," und streckte der Gotte die Leber dar, nahm aus der Schüssel mit Hirn ein schön Stück, hielt's an der Gabel dem Bäri dar, welcher es mit Behagen in würdiger Gelassenheit versorgte. „Wirst meinen," sagte die Base, „was der Hund nicht möge, sei gut für uns? Du wirst auch noch

anders müssen dressirt werden, zähl darauf. Im Welschland wirst nicht gewesen sein, wirst nicht drein wollen; mangelst es auch nicht, man kann es dir hier auch sagen, was üblich und bräuchlich ist." Es gebe an jedem Orte andere Bräuche, habe er gehört, sagte Sami; und es frage sich, wer den Andern z'b'richten hätte, der, welcher frisch an einen Ort käme, oder der, welcher dort seßhaft sei? Von wegen ein Brauch sei wie der andere; es frage sich nur, welcher der Brauch sei, der sei der beste. „Du bist ein Sturm," sagte die Gotte; „du wirst auch noch anders müssen b'richtet sein, sehe ich. Es ist kurios; es dünkt mich immer, wenn ich von daheim wegkomme, sei die Welt ganz anders, und die Leute so grob und unmanierlich, daß es gar keine Art habe. Erst dem Hund darzuhalten und dann mir zu geben, das het e kei Gattig. Wart aber nur, du wirst wohl noch z'b'richten sein." „Weiß nit," sagte Michel, „bin wohl alte, und ich vermag zu machen, was mir g'fällt." „Kannst dann sehn," sagte die Gotte; „es hat Mancher den Löhl gemacht, aber wohl die Frau hat ihn anders b'richtet, und hinten drein war er sich froh dessen. Lue, Käthi weiß, was in's Mäß mag, und öppe recht und bräuchlich ist, dem mußt folgen, und wenn ich dann zu euch komme, will ich auch helfen, was mir möglich ist. Du mußt dich lassen b'richten; du weißt noch nicht, zu was für einer schönen Sache du kommst; du thust es nicht umsonst, zähl darauf. Nit, Donner, nit!" schrie sie plötzlich auf; „da, das Kraut gieb ihm, Kabis kann der Uflath fressen, aber nit die schönsten Bissen Fleisch vorab; das hat doch uf my Seel kei Gattig!" Es war nämlich Rindfleisch gekommen und Michel hatte Bäri mit dem schönsten Stück bedient. „Wenn dr Hund muß g'fresse ha, so gieb ihm Kraut, das ist für die Ufläth gut genug." „Nimmt nit, luegit," sagte Michel, hielt Bäri das Kraut unter die Nase. Miß-

fällig verzog Bäri die Nase, drehte verächtlich den Kopf, damit ihm auch nichts von dem fatalen Geruch zu nahe komme. „Der lernt gewiß noch Kraut fressen, ehe ihn der Schinder nimmt,“ sagte die Gotte zornig; „oder, Käthi, was meinst?“ Käthi, welches unterdessen mit Appetit gegessen hatte, was übrig blieb, sogar Kraut, sagte: „Dä Weg wärs nit bös Hung z'sy; es wird aber vielleicht auch noch anders zu machen sein. Man kann luegen; es wird nirgends geschrieben stehn, daß immer Alles im Gleichen bleibe. So ist's besser Hung sy als Stieftochter.“ Nun kam auch Käthi flüssiger in's Reden, und bitter und ungut quoll es über seine Lippen, als wäre einem Dintenfaß der Zapfen ausgegangen. Sami blickte Michel immer an; der merkte aber wenig. Er dachte an die gekaufte Kuh, und in Erwartung weiterer Gerichte schmauchte er sein Pfeifchen, sah auf den schönen Pfeifenkopf, und trachtete zu erforschen, ob dieser Tabak, von welchem das Viertelpfund 4 Kreuzer kostete, wirklich um 1 Kreuzer besser sei als sein früherer, von welchem die gleiche Portion nur 3 Kreuzer gekostet. Das war ein schwer Kalkuliren für einen Michel. Dazwischen kam die Wirthin und erbat sich neue Instruktionen, was gar nicht modern und gut eidgenössisch ist; von wegen, in vornehmen Wirthshäusern wird ohne Instruktionen, ganz nach den Köpfen der Köche gekocht, und im neuen Ständerath eben so gestimmt wie die Köche kochen, d. h. ganz nach ihren Köpfen — ohne Instruktionen. Sie kam und fragte, wie sie den Braten gerne hätten, ob ganz lind, oder aber daß man dran zu beißen hätte. Die Leute seien gar wunderlich, darum frage sie lieber. Dann komme es noch darauf an, wie man z'weg sei; die Einen hätten Zähne einem Hund z'Trotz, die Andern nur so Storzen wie verbrannte oder verkohlte Zaunstecken. „He, da kannst du befehlen,“ sagte die Gotte zu Michel. „Es kommt darauf

an, für wen du es willst, ob für die Leute oder für deinen Uflath da?" „Ho," sagte Sami zur Wirthin, „ich wollte es so eben recht machen, daß es Allen dient und es Alle mögen, Hund oder nicht Hund." Nun, sagte die Wirthin, so könne sie es bald bringen; sie frage gerne zu rechter Zeit. Es wär schade, wenn sie mit dem Braten fehlte, es sei ein verflümert schön Stück vom einem raren Kalb, öppis ganz scharmants. Es sei ein Kalb vom Oberherrn, der hätte immer die schönsten Kälber, und die bleichsten, magersten Töchter dazu. Es sei schade, daß er die Kälber nicht früher abbreche, und die Milch an die Töchter wende; die hätten es grausam nöthig, und sie glaube, es schlüge an an ihnen. Es sei schade, daß die nicht ein Küher zu Töchtern hätte, es gäbte von den töllsten Wybervölkern, welche man Land auf Land ab zu sehen bekäme. Jetzt hätten sie eine Farbe wie abgestandene Sauerrüben und Posturen wie Storchenbeiner. Sie sollten nicht Langeweile haben, sie komme gleich mit dem Braten; sie wolle nur noch in den Garten, Salat abzuhauen. Wenn der geputzt, gewaschen und angemacht sei, so komme sie. Sie hülf doch pressire, sagte die Base; und wenn sie Fleisch habe und es ihr nicht Jemand anders vorwegfresse, frage sie dem Kraut, sage man ihm G'köch oder Salat, z'Tüfels viel nicht nach. Unterdessen unterhielt sie Käthi ferner mit seinen Heldenthaten in Feld und Haus, und wie es ihm einmal gehen müsse, wenn es es einrichten könne nach seinem Kopf. Trotz diesen Mittheilungen von Käthi's Plänen gestaltete sich ihr Beisammensein immer mehr zu einer sehr langwierigen Fröhlichkeit. Die Wirthin mußte ihren Salat sehr sauber putzen, denn es verging eine halbe Ewigkeit, ehe sie wieder erschien und den oberherrlichen Braten brachte. Es war wirklich ein schönes Stück; Bäri bekam ein ganz saftiges Maul, legte gravitätisch eine Tatze auf Michels Schenkel, und warf süße

glänzende Liebesblicke über den Tisch. Er liebte Kalbfleisch sehr, besonders gebraten. Michel hatte es ungefähr eben so, nahm seine Pfeife aus dem Maul, wollte sie anderwärts versorgen, und Platz im Maul für was Anderes machen. Die Gotte war akkurat von den gleichen süßen Gefühlen durchdrungen. Während Michel seine Pfeife ausklopfte, zog sie die Schüssel an sich und sagte: „Von dem will ich auch, und da wird es gut sein, wenn ich was bekommen will, wenn ich selbst zugreife, und nicht warte, bis die Andern gehabt, da könnte ich wieder vorlieb nehmen mit dem, was der Hund nicht mag." So sprach sie und schnitt mit tapferer Hand ein kühnes Stück sich ab, schob den Rest Käthi zu und sagte: „Nimm, was magst. Das Mal können sie haben, was überbleibt; von wegen es geht kehrum in der Welt." Michel machte stotzige Augen über diesen unerwarteten Handstreich. Bäri hob sich höher, und aus seinem geöffneten Maule grollte es wie ferner Donner. He ja, sagte Sami, schüch (schüchtern) sy, sei eine schöne Sache, trage aber oft nicht viel ab; sie werde es haben, wie es im Sprichwort heiße: Wer uverschamt ist, lebt dest bas. Ho, sagte die Gotte, sie könne beidweg sein; sie richte sich immer nach dem es der Gebrauch sei. Hier habe sie es so gefunden: wer z'erst ist, nimmt z'best; darein hätte sie sich nun auch geschickt. „Das Weibervolk ist überhaupt nicht auf der Welt, um sich vom Männervolk zum Besten haben und kujoniren zu lassen, und wenn dasselbe es ein Mal probirt, treibt man es ihm zehn Mal ein!" sprach sie mit einem Heldenangesicht. „Dem muß man den Marsch machen, und ihm gleich zeigen, wie man es haben will." „He ja," sagte Sami, „das ist kommod, weiß man so doch gleich, woran man ist, und kann sich darnach richten." Die Wirthin hatte dem Spiel mit Erstaunen zugesehen; sie wußte nicht, was sie daraus machen solle, und ging stillschweigend

ab. Draußen sagte sie zu ihren Mägden, drinnen gehe es kurlig, sie könne sich nicht darauf verstehen. Das werde dr neu Bruch sy, daß man einander die Schüsseln aus den Händen reiße, und vor dem Mund wegfresse, was man könne und möge. Wo sie ein Meitschi gewesen, da sei es doch noch nicht so gegangen, sondern manierlich. Da hätte man gewartet, bis die Buben einem das Fleisch mit Gewalt auf den Teller gethan, und dann habe man es noch nicht angerührt, sondern zugewartet, bis die Buben es einem fast mit Gewalt in den Hals gestoßen. Damals sei es doch noch zugegangen, daß man dabei hätte sein dürfen; jetzt gehe es, es grus eim drob. Es nehme sie Wunder, wie es jetzt mit der Tattere gehe; da werde wohl schon Eins bei der Thüre warten und sie ganz schlucken, nur damit die Andern nichts kriegten. Die Wirthin täuschte sich; das Wetter hatte mit jenem Handstreich sich entladen. Die Tattere blieb ganz ruhig stehen, bis Michel sie der Gotte züschob und sagte: „Nehmt, ich will dann auch, wenn was übrig bleibt.“ „Das kommt mir nicht drauf an; es ist allweg gescheidter, selbst nehmen als nichts kriegen,“ sagte die Gotte.

Unterdessen war es spät geworden und Sami unruhig. Die Sonne war niedergegangen; im Lusbädli ward sie selben Tags nicht mehr gesehen, und sämmtliche Lusbädler sagten: „die Sonne scheint nicht mehr,“ während die Sonne strahlte in immer gleicher Herrlichkeit, aber anderwärts. Alles, was die Lusbädler nicht sahen, nahmen sie einfach als nicht existirend an. Es ist die einfachste Manier, über die sämmtlichen Existenzen in's Reine zu kommen; ist wirklich auch immer gebräuchlicher, besonders bei den Gelehrten und Gebildeten von der Sorte, wie sie in den Sümpfen, Gräben und Krächen um Rütschelen und um's große Moos wachsen. Die guten Burschen merken aber nicht, wie sie mit diesem System

in die Quere kommen bei den Ansprüchen auf ihre werthen Personen. Sie können nach demselben Niemanden zumuthen, an die Existenzen von Religion, Humanität, Bildung und Verstand bei ihnen zu glauben, so lange dieselben weder in ihren Worten noch in ihren Werken sichtbar werden. Also die Lusbädler sahen die Sonne nicht mehr, und Sami dachte, wenn er nur daheim im Bette läge; kehrte sich immer gegen die Fenster und sagte ein Mal über das andere: „Es finstert, vielleicht donnert es noch.“ „Es scheint mir,“ sagte die Gotte, „du habest das Courage weit unten; wirst vielleicht nicht das sauberste Gewissen haben? Daneben ists mir recht; aber mehr als eine halbe Stunde ist nicht zu meinem Hause, und so wäre das Pressiren nicht so nöthig.“ Das sei gut für sie, sagte Sami; sie aber hätten mehr als drei Stunden bis heim, und der Mond scheine nicht. „Du kannst auch mit kommen,“ sagte die Base, „und morgen mit dem Meister heim, b'sunderbar wenn du dich fürchtest, soll dir das anständig sein.“ Allweg gehe er mit dem Meister, sagte Sami; wo der hingehe, dahin gehe auch er. „He nun,“ sagte die Gotte, „so kann man. Schaff ab, so wey mr!“ Ganz ungenirt nahm die Gotte an, Michel mache den Säckelmeister; sonst ist's noch jetzt Sitte, daß man sich wenigstens stellt, als wolle man helfen am Zahlen, nicht so unverschämt schmarotzen. Die Base verstellte sich nicht; weil sie Hoffnungen zum Erben erwecken konnte, nahm sie getrost an, es sei Allen Alles recht, was sie mache. Haben's noch Viele so. Es war viel gemacht von ihr, daß sie Michel nicht den Antrag machte, er solle noch einige Maaß Wein zahlen und mitnehmen, damit sie auch daheim noch ein Vergnügen hätten. Michel zahlte; sie protzten auf, die Wirthin leuchtete bis unter die Thüre, wünschte viel Vergnügen und gute Verrichtung.

„Adie wohl und zürnet nüt,“ sagte Michel einige Dutzend

Schritte vom Hause bei einem Scheideweg, blieb stehen und stopfte an seiner Pfeife. „Was soll das,“ sagte die Gotte, willst nicht mit?“ „Hab's nicht im Sinn,“ sagte Michel; „es dücht mich, ich möchte heim. Habe auf dem Wege eine Kuh gekauft, die kommt mir morgen früh; da sollte ich daheim sein.“ „Das wäre mir eine saubere Sache; wirst doch nicht zur Kuh das Kalb sein! Für was hast du uns hieher kommen lassen, wirst doch was im Sinn gehabt haben?“ „Allweg!“ sagte Michel. „He nun, sodann,“ sagte die Gotte, „so komm, so kann man noch darüber reden und z'Sach z'Bode machen, daß man weiß, woran man ist, und sie abtreiben kann.“ Sie habe es gehört, sagte Michel; er müsse ohne anders heim. Gut Ding wolle Weile haben; manchmal komme Einem was Neues in Sinn und manchmal gehe was Altes draus. „Du wirst mit Schein nichts davon wollen,“ sagte Käthi; „hast uns für Nichts und wieder Nichts hieher gesprengt. Bist du auch Einer von denen, welche nichts Anders begehren, als Meitscheni zum Narren zu halten und in's Unglück zu sprengen?“ Er wolle Niemanden sprengen, sagte Michel; aber er b'lange heim, und man komme ja deretwegen zusammen, um zu sehen, was man wolle, und ob es Einem anständig sei oder nicht? „Und bin ich dir dann nicht anständig?“ fragte Käthi. „Leibshalb bin ich so brav als Eine; blutt komm dir auch nicht, und wegen Arbeiten und z'Sach machen, fürchte ich Keine das Land auf und ab. Und mein' nicht, du könnest auslesen und an dir sei Nichts zu scheuen. Du bist ein Reicher, ja freilich; aber eine Jede nimmt dich doch nicht. Es muß Eine wissen, was Geduldhaben ist; von wegen bis du geleckt bist, daß du bist wie ein anderer Mensch, selb brucht Zyt u git mängi böst Kust. Ich weiß, was Geduld ist, und an Guthaben bin ich nicht gewöhnt, es wär nur, daß ich daheim weg käme; ich könnte

mich in Alles schicken bis es geändert ist. Drum stürm nit, du wirst dich nicht reuig; ich will thun an dir, was ich kann, und mich stellen wie Keine.“ „Halt doch dem Maulaff nicht so an,“ sagte die Gotte; „laß du ne gheye! Wenn er nit will, su het er g'ha; settige Möff findst in zwanzig Jahren noch. Seh, thue nit dumm und chum; will er, su chan er, will er nit, nu so de, su laß ers hocke.“ „He nu so de, su b'hütech Gott und lebit wohl,“ sagte Michel, den Sami immer am Rock gezupft, der sonst wahrscheinlich durch die guten Worte von Käthi weich geworden und hinter ihm her gezottelt wäre. „Es wird d'r nit Ernst sy,“ sagte Käthi; „sövli wyt u mi vergebe z'sprenge. Komm allweg mit uns, kannst ja immer noch machen, was d' wotsch!“ „Ih möcht emene sellige Fülli a ha, ja wolle! Will er, su chan er ja cho, will er nit, su lauf er! Chum jetzt, u bis m'r nit z'Herrgotts, sust dräyen ih d'r d'r Hals um. Wo nih jung g'si bi, ha nih allemal g'juchzet, we nih amene sellige Moloch d'r Rücke g'seh ha. Su b'hütech d'r lieb Gott, d'r heyt's nöthig; dernebe z'danke hey m'r nit viel, d'r Hung het meh Ursach. U jetzt, Meitschi, chum, wotsch oder wotsch nit? Es dücht mi, es söt d'r im Hals bis zum Zäpfli cho, we d'r vo dene Mondskälbere no eys vor d' Auge chunt. Mira, wenn d' nit wit, su blyb, ih gah, aber de chum m'r nimme zum Hus,“ so begehrte die Base auf. Nun wandte sich Käthi und ging der Gotte nach, nachdem es noch einige Worte halb verblümt Michel zugeworfen, welche derselbe aber vertubakte und nicht einmal recht verstand. Hinter der Base her weinte Käthi bitterlich. Sobald sie es merkte, schalt die Gotte gröblich, was aber Käthi wenig achtete. Wem die Hoffnung, aus einer Stieftochter Knubelbäuerin zu werden, in Trümmern gegangen, wird Käthi vollständig begreifen. Wer aber nie in diesem Falle war, versuche sich an Käthi's Platz zu setzen. Die-

ses sich an Platz eines Andern setzen ist eine Haupteigenschaft eines Christen, welche aber selten gefunden wird, denn sie ist nur eine Blume der unverfälschten Liebe. Ach so ein arm Kind, und noch dazu ein ungebildetes, d. h. ungefähr von der Bildung eines Rathsherrn, der auf das Diesseits Alles setzt, blos von klingenden Schätzen einen Begriff hat, und ungefähr auch einen Begriff von den Farben, d. h. blos von den politischen (denn den Unterschied zu bezeichnen, z. B. von Kuhroth und Rosenroth, würde manchem Großrath noch schwer werden), wie muß es ihns klemmen im Herzen, wenn es wieder in's Joch muß und hatte seine Flügel schon ausgespannt und seine Füße gesetzt an des Thrones Stufen, an sein höchstes Glück, an das Regiment über einen reichen Bauer und dessen großen Hof. Und dafür hatte es keinen Trost, weder in sich noch außer sich, als die Hoffnung auf irgend einen andern reichen Bauer. Aber, du mein Gott, wie unsicher sind solche Hoffnungen! mit den reichen Bauern ist's wie mit den Hasen und anderm Gewild: sie werden immer rarer. Die, wo noch übrig seien, dachte Käthi, seien Kolder, hätten weder Verstand noch Manieren; mit ihnen sei nichts zu machen. Ach das arme Käthi wäre sicher umgekehrt, dem Michel nach, hätte ihn am Kuttenfecken hinter sich her gezerrt, ungefähr auf die Weise, wie man die Hunde zerrt aus zu engen Fuchsgängen, wenn die Gotte nicht gewesen wäre. Ach, so eine alte Gotte hat auch keinen Begriff mehr von einem jungen Herzen, und wie es ihm drum sein muß, eine böse Stiefmutter an einen reichen Mann zu tauschen; da kann man doch wirklich die halbe Welt auslaufen, ehe man einen bessern Tausch zu machen im Stande ist. Sollte man ihn daher so leichtlich aufgeben, wenn man so nahe am Abschlusse gewesen? Aber so was begreift eine alte Gotte mit ihrem verknöcherten Herzen nicht, besonders wenn sie dazu

noch einen bösen Kopf hat. Käthi mußte ihr hintendrein, und zwar mit dem scharfen Gebot: an den verfluchten Unflath solle es ihr nie mehr denken, sonst drehe sie ihm den Hals um.

Michel und Sami aber machten sich davon mit einer Eilfertigkeit, als ob nicht blos Käthi sammt der Gotte, sondern der wilde Jäger mit dem Wüthisheer und allen bösen Geistern hinter ihnen her seien. Weit ab vom Schauplatz ihrer Thaten waren sie, ehe sie ihren Rückzug mäßigten und Athem fanden, ihr Glück zu preisen, solch Ufläthen und wüste Zunge entronnen zu sein. Da, wenn sie nicht g'scheidter gewesen, hätten sie einen rechten Schuh voll herausnehmen können, daß es ihnen besser gewesen, sie hätten das Haus verbrannt, und darauf sich gehängt, als solche Geister hinein und sich auf den Hals zu ziehen. Aber untersuchen sei gut, das hätte man jetzt abermal sehen können. Nun erzählten sie sich alles Schreckliche, welches sie an Gotte und Käthi gesehen, alle Greuel, welche sie gethan, und war Einer fertig, fing der Andere an, und während dieser erzählte, kam dem Andern immer noch was in Sinn, was vergessen worden. Sie hatten so kurze Zeit in ihrer Glückseligkeit, daß sie daheim waren, ehe sie daran dachten, und Michel seine schöne Kuh rein vergessen hatte.

„Ist's aber nüt?" fragte am Morgen Anni. „Aber nüt," antwortete Michel und erzählte, wie glücklich sie gewesen, keinen Schuh voll herausgenommen zu haben; da hätte es ihnen schön ergehen können. Anni war auch froh, daß sie mit heiler Haut und allen Haaren davon gekommen; aber fatal war es ihm doch auch, daß nichts mit der Sache war, daß es neu an's Suchen mußte. Das heutige nütnutzige Weibervolk mußte es entgelten; es war kein Laster, welches Anni ihm nicht andichtete, und keine Stunde manchen Tag

lang ließ es vorüber, in welcher es nicht über dasselbe geschimpft und gelästert hätte. Wenn Anni nicht einen so heillos eigensinnigen Kopf gehabt hätte, hätte es sich die Mühe des Suchens vollständig ersparen können. Bekannt ist, wie die Franzosen und Engländer sich im Auge haben, auf die gegenseitigen Bewegungen lauern. Schicken die Franzosen eine Flotte in's stille Meer, flugs segeln die Engländer mit Fregatten und Linienschiffen mit Dampf und ohne Dampf hinter ihnen her. Rückt ein Regiment Franzosen an die Pyrenäen, flugs putzen die Engländer in Gibraltar die Kanonen und verstärken die Besatzung von Malta. Haben die Franzosen einen Stein im Brett in Egypten, sitzen die Engländer ab am rothen Meer. Ungefähr gleich oder doch fast so werden von den Müttern sämmtlicher heirathslustigen Töchter die Bewegungen heirathsfähiger Jünglinge beobachtet, und besonders reicher Jünglinge, mit Höfen oder andern Gütern behafteter. Wird auf einem Hofe so ein Junge flott, flugs ist's bekannt sieben Stunden in der Runde, und es wird auf ihn gebeizt, als wäre er ein Marder oder gar ein Dachs; auf seine Gänge wird gelauert, die Fallen darnach gestellt. Nach welcher Gegend er seinen Strich hat, streichen auf einmal Rudel von Mädchen, welche sonst ganz anders wohin strichen. Wird es gar bekannt, daß Einer nicht so blos in's Blaue streife, sondern wirklich in allem Ernste um eine Frau aus, ja dann ist's Wetter los, Schuhmacher und Näherinnen haben gute Tage; die gliedersüchtigsten Mütter kriegen wieder flinke Beine, und Unterhändler von allen Sorten guten Verdienst; es wird ganz bewegt im Lande. Man muß sich nur wundern, daß nicht irgend ein schlotternder Bürgermeister von Aargau, Freiburg, meinethalben auch von Bern, hinter einer solchen Bewegung nicht Reaktion gesehen und Bataillone hingeschickt hat, um sie zu unterdrücken. Es wäre doch wirk-

lich verflümert fatal, wenn die natürlichsten von allen Bewegungen politisch verdächtig würden, und als gefährlich, wie gesagt, schlotternden Staatshäuptern zu Nase steigen sollten.

Welch Aufsehen Michels Expeditionen und Excursionen machten, kann man sich denken. So was wird natürlich auf dem Lande so gut ohne Zeitungen bekannt, als in London alle Klatschgeschichten durch die Zeitungen. Michels Zusammenkünfte wurden bekannt, die abenteuerlichsten Gerüchte über dieselben liefen durch's Land; man sprach von Prügeln, Brandschatzen, Hungerleiden, Hundhetzen und weiß Gott was Alles. Aus dem Allen ward so viel klar, daß Michel eine Frau suche; das war die Hauptsache, und daß er plump dabei that, war Nebensache. I, was schadet ein wenig Plumpheit, wenn sie an einem reichen und noch dazu großen Manne hängt? Michel sei daneben der beste Tropf von der Welt, sagten alle Weiber, welche in der Nähe wohnten; eine helle Schande wär's, wenn der eine Fremde kriegte. Das sei nur Schüchternheit, er schäme sich, fürchte das Auslachen; das müsse man ihm vertreiben, es lohne sich wohl der Mühe. Nun ging es auf dem Knubel ungefähr wie im Herbste, wenn die Nüsse reifen, an einem großen Haselhaag. Anni war auf einmal die Hauptperson in weitem Umkreis, denn wer mit den Verhältnissen näher bekannt war, betrachtete Anni richtig als die Thüre, welche in Michels Stübchen führte. Die einen Weiber kamen, rühmten ihm seine Sachen, oder fragten ihns um Rath; so alt Anni war, hatte es doch nie so schöne Sachen gehabt, als in diesem Jahr. Es mußte ein ordentliches Register führen über die Sämereien von allen Sorten, welche bei ihm bestellt wurden. Von Allem, was grün war, vom Schnittlauch und der Münze weg bis zu Kabis und Bohnen, von Hanf und Flachs wollen wir nicht einmal reden, war seine Sache immer die schönste im ganzen Lande,

und alle Welt schrie nach Samen viel lauter als ein Hirsch nach einer Wasserquelle. Die Weiber weit umher kamen und wollten mit Anni Eier tauschen, um Gluggern unterzulegen; waren erbötig, ihm immer zwei an eins zu tauschen, ja stellten Anni alle möglichen Bedingungen frei. Solche Hühner, hieß es, habe man noch nie gesehen, in Ansehen von Legen und wegen der Schöni; es sei eine ganz apartige Race, wahrscheinlich in einem besondern Zeichen untergelegt. Um dieses Zeichen von Anni zu erfahren, waren die Weiber zu allem Möglichen erbötig; sie hätten plotonsweise rings um einen Kleeacker gepurzelt, wenn Anni diese Bedingung gestellt hätte. Es ließ Keine ein Stück Tuch machen, welche nicht Anni consultirt hätte, welches Garn sich besser zum Zettel, und welches besser zum Eintrag sich eigne. Sie vertrauten ihm ihre Geheimnisse an, ihre Kümmernisse des Mannes wegen, ihre Hoffnungen auf Erbschaften, ihre verborgen gehaltenen Reichthümer. Sie krameten Anni: Eine kam hier mit einem weißen Brötchen, dort Eine mit einer Flasche Rothen, oder eine Andere mit einem Hals- oder Nastuch. „Ich weiß wohl, daß du es mir Nichts schätzest; hast solche Sachen nicht nöthig, hast ja, was du begehrst auf der Welt; es ist nur ein Zeichen meiner Gutmeinenheit, ich wollte dir zeigen, wie lieb du mir bist, und wenn ich dir einmal was dienen kann, sei es Tag oder Nacht, so sprich zu." „Danke für's Anerbieten," sagte Anni; „es hätt' sich dessen nicht gebraucht. Es ist mir leid, daß du meinetwegen so Kosten gehabt; ich weiß nicht, wie ich dir das vergelten soll; was hat so eine arme alte Frau wie ich zu geben?" Man kann sich denken, was dann darauf für eine Antwort kam, und wie die Frau auf ihre Tochter kam oder ein ander Meitschi, welches ihr am Herzen lag, und wie sie dieses zu rühmen und alle andern auszumachen wußte, daß kein guter Fetzen an ihnen blieb. Aber

nicht blos die Mütter machten sich an Anni, auch die Töchter selbst thaten das Möglichste, um Michel in die Augen zu fallen; aus den Augen in die Arme dachten sie sich den Weg ganz kurz. Sie hatten immer was zu verrichten auf dem Knubel; bald hatte sie die Mutter geschickt, bald suchten sie die Mutter, bald bettelten sie Anni Blumen, weil sie zu Gevatter stehen mußten, bald brachten sie Anni ein Nelken- oder Myrthenstöcklein von einer ganz apart schönen Art; hüpften dann und standen dann und kicherten und wieherten um's Haus herum wie ein Jäger um eine Tanne, auf welcher ein Eichhorn sitzt, den er aber nicht zu Gesichte kriegen kann, ihn um jeden Preis sich vor die Augen bringen will. Gelang es 'mal Einer, den Michel vor's Haus in Schußweite zu bringen, dann brachte man Keine mehr weg. Es nahm Anni manchmal Wunder, ob sie Wurzel an die Füße gekriegt und durch dieselben am Boden festgeheftet seien. Wenn Anni einmal zu Markte ging mit Butter oder Eiern, hatte es Schreiß den schönsten Mädchen z'Trotz. Mit den Einen sollte es fahren, Andere wollten ihm Wein zahlen, Andern sollte es warten, sie wollten mit ihm heimgehen. Wenn Anni dann beim Wein, der bekanntlich Traulichkeit erzeugt und die Herzen öffnet, erwarmete, so begann man zu frägeln und schlug ringsum auf den Busch, um zu vernehmen, wie Michel eine Frau wolle, was er an einem Mädchen liebe, und was er an ihm scheue; warum er es im Lusbädli u. s. w. nicht richtig gemacht? Er hätte aber recht gehabt, hieß es gewöhnlich; warum in der Weite suchen, was man in der Nähe besser haben könnte? Das heiße ja die Katze im Sack kaufen, und man wisse nicht, was man habe, bis man sie heimbrächte und laufen ließe, dann sei es aber auch zu spät. Aber so redselig Anni wurde, man fing es nicht; es sagte, es sei nicht dabei gewesen, und Michel habe ihm nicht Bericht gegeben. Er habe gar einen

wunderlichen Gring, es lasse ihn machen, frage nicht einmal; es denke, es werde es früh genug erfahren. Die Einen glaubten ihm: wenn es was wüßte, ihnen hätte es es ganz sicher gesagt, meinten sie. Andere glaubten ihm nicht: Anni sei eine alte Hexe, sagten sie; hätte Alle zum Besten, bis Eine über ihns komme, welche noch listiger sei als es, und ihm dann, wie recht und billig, zehnfach vergelte, was es an Andern sich versündigt. Z'Kürzest wär', die Alte fiele in's Wasser, oder thäte sonst den Hals brechen; mit Michel wär' es dann bald gewonnen. Anni aber dachte, flattirit ihr nur, es hilft euch doch Nichts; jetzt wäre ich euch gut genug, aber wie lange? Bis ihr den Fuß im Hafen hättet; dann setztet ihr mir den Stuhl vor die Thüre, und ob ich erfröre oder verhungerte, dem fragtet ihr wenig nach, und wenn Micheli schon nicht wollte, was wollte er machen? Er ist gar zu gut und freyn, und das Wybervolk so wüst und schlecht und falsch, pfy Tüfel! Es nimmt mih Wunder, daß es d'r Tüfel mah; wahrschynlich macht er Wedele drus u heizt d'r Großmutter d'r Ofe drmit. Gott verzieh m'r my Sünd! Aber allweg muß zur Sach tha sy, sust näh si m'r d'r Michel ab d'r Gaß oder vor dem Haus weg, so nöthlich thun sie, die Usläth; und geschieht das nicht, so sprengen ihn die Landjäger in's Unglück und er muß z'Krieg. Sie können ihn nicht ruhig lassen und er kann sich nicht hüten, und Sami ist doch d'r Wüstest, statt abz'wehre, strengt er an. Da mußte am letzten Markt das Spiel wieder angehen, und Michel konnte Gott danken, daß er mit einem schönen Haufen Neuthaler davon kam. So kann das nicht immer gehen; es könnte ung'sinnet genug sein, und dann könnte man lange plären, z'Sach änderte man doch nicht mehr.

Zum Schwammfraueli hatte Anni kein Vertrauen mehr; die Freundschaft war gegenseitig erloschen. Das Schwamm=

fraueli hatte von Käthi gar einen bedenklichen Abputzer erhalten, daß es ihm einen solchen Unmenschen zugereiset, und ihm einen solchen Verdruß angerichtet, und z'letzt an der ganzen Sache nichts gewesen. Das Fraueli wollte Anni auch einen Theil davon abgeben; aber potz, da kam es übel an, und mußte über seinen Geschmack und seine Weiberkunde Dinge hören, die selbst für ein Schwammfraueli zu hart waren. „Lue," sagte das Fraueli, „nimm's nit für ungut; aber dy Michel muß doch gar e Ugattliche und Uschafelige sy, mit dem nüt z'gattige ist. Glaube nur, die Meitscheni wären recht gewesen, aber will man einem Solchen Eine zuhaben, so erlebt man nichts als Schande, daß man, weiß kein Mensch, was gäbte, man hätte nichts mit der Sache zu thun gehabt, und denken muß, man wolle sich vor solchem hüten sein Lebstag." So nahm es Anni aber nicht; so ließ es an Michel nicht kommen, und dem Schwammfraueli verdeutete es, daß es seinetwegen nicht Kummer haben solle; es werde ihm sein Lebtag nichts mehr der Art anmuthen, und lieber wär es ihm, wenn es ein andermal einen andern Weg ginge, mit einem solchen Unmenschen werde es doch nicht unter einem Dache sein wollen. So ging die alte Freundschaft aus einander für einstweilen, und zwar zu gegenseitigem Schaden. Dem Fraueli ging sein bestes Haus ab; dafür ließ es Anni und seinen Michel liegen, daß es keine Art hatte; brachte Anni Alles aus, was es wußte, machte Michel lächerlich, erzählte, wie er gerne eine Frau möchte, aber wie es eine sein sollte, daß sie Anni, Bäri, Sami und zuletzt auch ihm recht sei. Anni suchte andere Vertraute und fand sie leicht; es wurden noch mehr Zusammenkünfte veranstaltet, ja es kamen Eine oder Zwei direkt zur G'schau auf den Knubel; allein es wollte sich Nichts anziehen, es zerschlug sich immer Alles, die Welt wußte nicht wie. Deretwegen gab es ein großes Gerede in

der Welt, daß Anni sich zu schämen anfing und Michel ganz maaßleidig wurde. Ein schmutziges, schwarzstrubes Mannli, welches mit Tannzapfenöl, Reckholderöl und andern derartigen köstlichen Stoffen hausirte, kam öfters auf den Knubel und war Anni gar anständig; es that bescheiden, wünschte ihm immer Gottes Glück und Segen, wenn es Abschied nahm, und fragte, ob es ein andermal wieder zusprechen dürfe? es treffe es nirgends so an, Land auf Land ab. Dem klagte Anni einmal in einer vertrauten Stunde seine Noth, wie Michel heirathen sollte, und es ihm gehe; es müsse anfangen zu glauben, es laufe im ganzen Lande kein Meitschi mehr, das einen guten Blutstropfen im Leibe habe. Das Mannli sagte, es glaub's; es sei bös mit der jetzigen Welt, es sei kein Glaube mehr, nichts als Hoffart und neue Lehre: daß d' Sonne um d' Sterne ume lauf', und d' Welt o so, und daß es no meh Mönsche gäb als hie uf der Welt und einst in d'r Ewigkeit. „Öppis dumms e so?" sagte Anni. „Ja, nur an dem an kannst du sehen, wie es geht in der Welt," sagte das Männli. „Ich bin froh, bin ich alt und brauche nicht lange mehr dabei zu sein; wenn es noch lange währen sollte, müßte man ja am Grausen sterben. Daneben ist das der Trost, daß es immer auch noch rechte Leute giebt, b'sunderbar so an Nebenausorten, wo d'r Tüfel no nit hi cho isch. Da sind noch Meitscheni wie sie ehmals waren, mit Stumphosen und kuderigen Hemlistöcken. Ich muß meine Sachen so kümmerlich zusammenlesen in den Wäldern und Krächen, wo ganz ab der Welt sind und das ganz Jahr keine sterbliche Seele hinkommt; da sind noch Leute, wie man sie zu keinen Zeiten bräver fand, wo an Gott glauben und den Teufel fürchten." „So!" sagte Anni; „sind da noch rechte Leute? Gottlob! denen werden wir es zu verdanken haben, daß Gott den Menschen nicht Alles verhagelt und verblitzet.

Aber das werden nur so arme Leute sein, Besenbinder, Tuftmannleni und Heubeeri-Weiber und der Gattig Leute, welche unsern Herrgott nöthig haben für's täglich Brot?" „Allweg der größte Theil," antwortete der Alte; „von wegen wer reich ist, der sonnet sein Geld gerne, und deretwegen treibt es ihn dahin, wo die Sonne den ganzen Tag scheinet. Aber es giebt Andere doch auch, potz Türk! wo großes Vermögen haben und schön leben können; aber sie lieben die Welt nicht, haben sich lieber still an einem Nebenausort, wo sie können beten und essen, wie und was sie wollen, ohne daß ihnen alle Augenblicke Jemand, den es nichts angeht, das Maul drein hängt und befehlen will." „So!" sagte Anni; „giebt es deren Leute auch noch? Hatte geglaubt, die wären längst ausgestorben und die Welt wäre gleich bis z'hingerst, wo es dann grade runter geht in die Hölle, und bis z'oberst auf den höchsten Schneeberg hinauf. Nun, das werden so alte Leute sein, so mit dem einen Bein im Grab, mit dem andern im Himmel; Meitscheni werden die keine mehr haben, welche man heirathen könnte und mit Freuden." „Warum nicht?" sagte das Mannli. „Es giebt sie mit und ohne Meitscheni, wie es ja Bäume giebt mit und ohne Mistelen, und Tannen mit und ohne Tannzapfen, doch haben der Mehrtheil Tannzapfen, Gottlob! Warum fragst? meinst, wo Meitscheni seien, da finde der Teufel das Thöri offen?" „He, allweg thun es ihm die eher auf, als alte Leute," antwortete Anni. „Aber ich meine eigentlich, ob wohl so an einem Ort Eine wäre für Michel; e bravi, e frommi u notti kei dummi, eine eingezogene, und die doch wüßte Bescheid zu geben, es mit Gott und Menschen gut meinte, und Vieh und Diensten gönnte, wie es recht wäre, und wie man es sich hier zum Brauch hat?" Das Mannli schoß begreiflich nicht sogleich z'weg wie ein Fuchs, der auf einen Hasen gelauert, sondern that sehr

verwundert, daß Michel noch Keine hätte; er brauche ja nur den kleinen Finger zum Fenster hinauszustrecken, so hingen ihm Zehne dran," meinte er. Anni sprach des Weitern vom sündhaften Weibervolk, und wie schlimm es Michel bei seinen Versuchen gegangen; was das für Menscher gewesen seien ohne Religion und ohne Verstand, wenn man die näher untersucht, welche man am allermeisten gerühmt hätte. Unter dem Vorwand, es möchte erst recht wissen, wie man Eine wolle, von wegen es wisse wohl, wenn es fehle, habe man schlechten Dank, fragte das Mannli noch Allerlei; aber was es eigentlich wollte, den rechten Punkt, brachte es doch nicht heraus. Anni blieb bei dem, was es anfangs schon gesagt, eine fromme und treue, welche bete und Menschen und Vieh es gönne, und von rechten Leuten her; apart reich brauchte sie nicht zu sein. Es wüßte Eine, sagte endlich das Mannli, wo ihn düche, sie passe nicht übel; darneben wolle es gar nichts gesagt haben; wenn es Michel dann aber so ginge, so möchte es nicht schuld sein. Er müsse was Eigenes an sich haben, was er nicht kenne, daß es ihm allemal so gehe; darum, wie gesagt, es wolle lieber nichts sagen, so verfehle es sich nicht. Das ist keine dumme Manier, seine Hände in Unschuld zu waschen. „Nun", sagte es endlich, als Anni immer hitziger in ihn drang: „Wenn du es g'hebt haben willst, warum nicht? so will ich es dir sagen; kannst ja immer daraus machen, was du willst: es ist eine Kühers-Tochter. „Was?" sagte Anni, „eine Kühers-Tochter! Von denen habe ich immer gehört, sie thäten nicht gut im Bauernstand; seien nichts nutz zur Arbeit, verstünden nichts von der Haushaltig, könnten nichts als Nidle (Milch) fressen, schwingen mit den Knechten, und allfällig auch melken, wenn sie nicht zu faul würden dazu." „Nit, nit!" sagte das Mannli. „Selb ist doch nicht so; ich komme viel auf den Bergen herum, und kenne das Volk auch,

das ist besser als man glaubt, und vom rechten Glauben findet man dort mehr als in den Dörfern. Wenn etwa die Eine oder die Andere bös ausfällt, muß man nicht gleich Alle in ein Band zusammenbinden. Die, wo ich meine, kühert auch nicht mehr; der Vater ist gestorben, der Bruder fährt z'Alp; sie wohnt bei ihrer Mutter im Milchmußgraben, wo sie ein Heimath (Hof) haben, kein großes, so um genug zu arbeiten und zu essen zu haben. Die Tochter macht z'Sach meist, d' Mutter ist alt, aber noch scharf und befiehlt, und d' Tochter macht, was die Mutter sagt; kein bös Wort habe ich sie der Mutter je geben hören, und thät sie's, ich glaube, die Alte haute ihr auf's Maul und die Tochter nähme es an, wenn sie schon Eine ist, wo nicht bald ein Mannevolk fürchtete. Es wär gerade Eine für Michel der Postur nach, bräver hast noch keine gesehen, und ein Gesicht hat sie, schöner kann man es nicht malen, ganz wie Milch und Blut; eine Säumutter ist sie, es mag ihr keine Luzernerin nach. Aber sie bleibt auch daheim, rennt nicht wie läufig jeder Lustbarkeit nach, und es ist noch die Frage, ob man sie an einen Ort hinbrächte; sie hat bis dahin dem Mannevolk gar nichts nach gefragt, und wenn Einer kam, fergete sie ihn kurz ab. Es möge nichts mit dem Zeug zu thun haben, es gruse ihm drob, hat das Meitschi manchmal gesagt, daß ich es selbst gehört. Indessen ist den Meitschene nie recht zu trauen; es ist ihnen manchmal ganz anders, als sie drglyche thun, und die, welche gethan wie jung wild Katzen, werden oft ung'sinnet so zahm wie Katzen, welche man ihr Lebtag gepantscht." Die Sache gefiel Anni. Man könnte allweg probiren, meinte es; gerathe es, wohl und gut, sei Nichts damit, nun in Gottes Name, so sei z'Sach am gleichen Ort und man müsse anders dran hin. Das versalbete Oelmannli ließ sich endlich herbei und versprach den Liebesboten zu machen, nachdem Anni ihm

versprochen hatte, es ihm nie nachzutragen, es möge gehen wie es wolle; gehe es aber gut, ihm gehörig daran zu denken. Alsbald wanderte der seltsame Liebesbote dem Milchmußgraben zu. Dieser Milchmußgraben ist ein freundlich enges Thälchen, hoch in den Bergen oben, eine Art von Rinne zwischen zwei Alpen. Vor Winden geschützt, ist's mild und lieblich dort; der Baumwuchs ist noch nicht verkrüppelt, mächtige Birnbäume breiten ihre schirmenden Aeste über die Dächer aus. Dort, in einem saubern Haus, wohnte die Küherin. Die hellen Fenster glitzerten und glühten eben in der Abendsonne, als unser Oelmännchen dort ankam; es war wohl bekannt dort, seine Bitte um ein Nachtlager ward ihm gerne gewährt. In dieser Abgeschiedenheit sind solche Besuche, wie schon gesagt, sehr willkommen; sie sind die lebendigen Zeitungen, man vernimmt doch auch, was in der Welt vorgeht, irgend ein großes Unglück, ein grobes Verbrechen, oder eine lächerliche Geschichte, welche das nächste Jahr im Kalender erscheinen werde. Die Tochter hausirte draußen herum, während die Mutter zum Mannli sich setzte, das Abendessen rüstend. Die Mutter gehörte unter die tapfern Weiber, welche sich mit der Welt herumschlagen unbesiegt; die weder Kopf noch Muth verlieren, es mag an sie kommen, was da will, Gutes und Böses; die nie unschlüssig gute Gelegenheit vorüberlassen oder, aus Behaglichkeit und Angewöhnung, Altes behalten und Neues, Besseres von sich stoßen. Es giebt solche tapfere, praktische Weiber in allen Ständen, und gewöhnlich bleiben sie tapfer und praktisch bis in's höchste Alter. Nachdem es ihr Bericht erstattet hatte über die Vorfallenheiten in den Dörfern, wo die Küherin früher gewintert, und daher begierigst forschte nach dem Schicksale der Bäuerinnen, mit welchen sie in Freundschaft, und noch mehr nach deren, mit denen sie in Feindschaft gelebt (es ist sehr merkwürdig, wie

eine Küherin eine Bäuerin, und eine Bäuerin eine Küherin tariren und mit welchen Augen sie sich gegenseitig messen, doch davon ein andermal), sagte es, es düchi ihn, Mareili sei allemal schöner, wenn es komme; es nehme ihn nur Wunder, daß es nicht längst einen Mann habe. Natürlich sagte die Mutter, es hätte nur am Willen und nicht am Können gefehlt; Ursach zu pressiren hätte es nicht, es sei ihm noch lange wohl so, und wenn's ihm anders komme, so finde es immer noch Einen, dafür brauche sie nicht Kummer zu haben. Sie habe recht, sagte das Oelmannli; es hätte es auch so. An's Meitschi sei sie gewöhnt, und habe Freude, wenn sie es von Weitem sehe; wenn es fort wäre, das Leben freute ihn nicht mehr, es hätte ein längi Zyti, es stünde es nicht aus. O, sagte die Küherin, wegen selbem sei es ihr nicht. Man müsse sich in Alles schicken in der Welt, und wenn das Meitschi heirathen wolle und seine Sache gut machen könnte, sei sie die Letzte, welche es ihm wehren wollte; sei es ihm hier erleidet, könne es an einen andern Ort hin; es sei nicht, daß sie meine, die Sonne scheine nur an einem Orte. Dumm sei es, wenn eine Mutter meine, die Tochter solle ihretwegen nicht heirathen; die Mutter sei ja übernächtig, wenn sie ung'sinnet sterbe, was sie dann der Tochter helfen könne, und was sie dann anfangen solle? Nachdem das Mannli diese Gesinnung verdientermaßen gerühmt und gesagt, nicht unter Hunderten denke Eine so gegen ihre Kinder, rückte es allmälig mit seinem Auftrag hervor. He nun so dann, wenn sie so denke, sagte es, so wolle es ihr was sagen. Wenn es hätte merken können, daß es ihr im Geringsten z'wider wäre, nicht mit zehn Rossen hätte man ein Wörtchen von ihm herausgebracht. Warum gute Leute böse machen, selb wär ja dumm. Nun rückte es heraus mit Anni's Auftrag, wie es ihn zwar ungern übernommen, denn es wisse, wie es Einem bei solchen

Sachen gehen könne, und welchen Dank man zumeist davon habe. Daneben hätte es gedacht, so weit könne es sich doch nicht verfehlen, wenn es mit der Wahrheit umgehe, nichts dazu und nichts davon thäte, und es nicht mache wie die Weiberhändler, welche lögen, daß die Schwarten krachten, und hintendrein, wenn Beide auch so recht angeschmiert seien, sich den Hals voll lachten. Es müsse sagen, wie es ihm sei; es wolle nicht z'best geredet haben, aber es möchte Mareili das Glück gönnen; besser mache es es sein Lebtag nicht als mit dem Knubelbauer, sowohl wegem Vermögen, als wegen der Person. Nun setzte es Michel's Herrlichkeiten auseinander. „Aber warum hat so Einer nicht längst eine Frau?" fragte die Küherin, „muß da eine zuhinderst in den Bergen suchen? Da muß was nicht richtig sein; laß seh'n, gieb die Karten füre und use mit der Wahrheit, du weißt, ich verstehe nicht Spaß." „He sieh, z'Sach ist die," antwortete der Alte. Nun erzählte er ziemlich wahrhaftig, wie es sich verhalte; sagte namentlich die Gründe heraus, warum Anni Keine aus der Nähe wolle. Darüber lachte die Küherin. Die Alte sei nicht dumm, sagte sie, die könnte ihr gefallen; aber sie werde wahrscheinlich nicht saubere Finger haben, und der Hauptgrund werde der sein, daß sie die am meisten scheue, welche ihr am längsten in's Spiel gesehen. Da vertrat das Mannli Anni ehrlich und sagte, unter Hunderten hätte nicht Eine so gehandelt, und ehe es Michel einen Kreuzer veruntreuete, würde es lieber Sami, seinem eigenen Sohne, stehlen was er hätte und es Michel anhängen. Es sage immer, es habe es dessen Mutter auf dem Todtenbette versprochen, zu ihm zu sehen wie zum eigenen Kinde, und das wolle es halten; wie sollte es sonst an den Tod denken, und was Micheli's Mutter antworten, wenn sie ihns frage: »Und Anni, wie hest m'r zu Micheli g'luegt?« Das sei gut für Micheli, sagte die

Küherin, aber könnte deſt böſer ſein für eine junge Frau; die Alte werde meinen, ſie wolle Bäuerin bleiben, die junge Frau ſollte Hund ſein, darum werde Keine anbeißen wollen. Nicht einmal, ſagte das Mannli; Anni ſei gar nicht bös, und wenn Eine Micheli flattire, gehörig zu ihm ſehe, und nicht Alles auf einmal anders wolle, ſondern bei Anni zu Rath ginge und ihns noch etwas Meiſter ließe, was es eigentlich auch verdiene, ſo glaube es, eine junge Frau hätte die beſten Händel. „Aber warum wollte ihn denn Keine, etwas muß ihnen doch im Weg geweſen ſein?“ fragte die Alte. Das wiſſe es nicht, antwortete das Mannli; Etwas ſei da, aber was, darüber hätte es noch nicht kommen können. Z'Sach werde beid Weg erzählt: Michel ſage, es ſei ihm bis dato Keine anſtändig geweſen, und die Mädchen behaupteten, einen ſolchen Uflath hätten ſie nicht mögen, faſt lieber d'r Tüfel. Was an der Sache ſei, wiſſe es nicht; Michel habe ein gutes Herz, aber ein Grober ſei er, und von Höflichkeit und Dyri-Däri-machen wird er nicht viel wiſſen, und das werden die Meitſchi nicht verſtanden, ſondern wüſt gethan haben, wie ſo junge Meitſcheni es im Brauch haben, wenn Einer ihnen nicht gleich flattirt, wie es ihnen am liebſten iſt. „Z'Sach wird auf gar mängerlei Art b'richtet und drby bin ih nie gſy, ſuſt wett ihs ſcho wüſſe.“ „Hör', du,“ ſagte die Küherin, „zSach g'fallt m'r ſo übel nit; aber was Marey drzu ſeyt, weiß ich nicht. Mir wär lieber ein Küher geweſen, ich ſag's offen, als ſo ein mißvergnügt Bäuerlein, welches den Kümi ſpaltet, balget, ſtatt betet, und den ganzen Tag ein Geſicht macht, wo die Kühe von der Milch kämen auf den Bergen, wenn ſie es alle Tage ſehen müßten. Aber wenn der Burſch iſt wie du ſagſt, ſo iſt es nicht ſo Einer, und eine Frau kann's gut haben bei ihm. Ich hätte ihn zwar nicht genommen, z'Lebe auf den Bergen iſt doch ganz anders als in den Ker-

fern da unten, und z'Jauchzen auf den Weiden lustiger als Fuhren hacken oder Kraut rüsten. Aber z'Meitschi ist sich des Lebens da oben weniger gewohnt als ich; es kann's machen wie es will, und wie es es macht, so hats. Doch das glaub' nicht, daß es dir an einen Ort expreß deretwegen hinkommt, das thut es sein Lebtag nicht, und wenn es damit die schönste Alp verdienen könnte." „Aber wie machen dann?" fragte das Mannli. „He, weißt was!" sagte die Frau. „In 14 Tagen ist Huttwyl=Markt, dorthin wollen wir mit jungen Schweinen; wir haben deren einen ganzen Stall voll. Bei Möhren stellen wir ein; wenn wir verkauft haben und eingekramt, was nöthig ist, werden wir allweg dort was essen. Ist dem Bursch was an der Sache gelegen, so kann er dorthin kommen; es giebt weniger zu reden, und können doch einander g'schauen so weit es nöthig ist. Das wird sich gleich erzeigen, ob's einander anzieht oder nicht." Das gefalle ihm, sagte das Mannli; so komme es am besten, es glaube es selbst. Es könne diesen Abend schon um die Stauden schlagen und b'richten, wie der Knubelbauer Einer sei und wie er's habe, damit das Meitschi gleich wisse, mit wem es zu thun habe und sich darnach einrichten könne. „Mach' was du willst," sagte die Mutter; „aber darauf zähl, merkt Marei, daß es ein abgeredet Spiel ist, so thut es wüst, kommt entweder nicht, oder g'schirret aus, daß es keine Art hat. Es ist ein guts Meitschi, aber ein handlichs, wenn es abkommt, ich wollte dann lieber nicht dabei sein." Als Mareili draußen fertig war, saß es auch drinnen ab, es hörte auch gerne b'richten aus der Welt herauf. Es war ein prächtig Meitschi, aber in der That, in seine Hände paßte ein Morgenstern besser als eine Nähnadel; Kühnheit saß ihm auf der Stirne, daß man damit einen ganzen Rudel von verlaufenen Doktoren und Professoren hätte versehen können. Das Oelmannli

machte seine Sache nicht schlecht, sondern ganz unverfänglich: es b'richtete von Allem, was den Leuten z'reden gebe da unten, und so kam es ganz natürlich auf Michel und seine Geschichten, und wie es nicht begreifen könne, wie das zugehe, daß sich immer Alles zerschlage. Es könne zuletzt nichts anders glauben, als es sei Hexenwerk dahinter; ein Meitschi, es möchte für eins sein, was es wollte, es könnte es sicher nirgends besser machen als mit Micheli. Mareili hatte großen Spaß bei den Geschichten, sagte, es möchte den doch 'mal selbsten seh'n, es nehme ihns Wunder, ob er Hörner habe, daß ihn Keine wolle, und gab auf diese Weise selbst Gelegenheit, daß das Mannli sich des Nähern über ihn auslassen und länger bei ihm verweilen konnte. Am folgenden Morgen nahm das Mannli dankbar Abschied, und wollte als Zeche etwas Tannzapfenöl dalassen. Als man es ablehnte, weil man noch vorräthiges habe, sagte es, so wolle es das nächste Mal, wo es sie auf einem Markte, oder wo es sei, antreffe, eine Halbe zahlen, wenn sie sich seiner nicht verschämten. „Red nit z'lut," sagte Mareili, „wenn es dir nicht Ernst ist, du könntest reuig werden." „Willst kommen?" sagte das Mannli und hielt die Hand dar. „Allweg, wenn du mich heißest," sagte Mareili und schlug ein. „Aber Eins vorbehalten, die Halbe muß besser sein als deine Tannzapfenrustig, Zehnbatzigen, hörst!" „Es sei, kannst selbst befehlen, wie du es haben willt!" „Gut so," sagte Mareili, „es gilt; komm auf Huttel in 14 Tagen, und wenn du ordlich thust und brav zahlst, tanz ich noch Einen mit dir." „Und kann dann mit dir heim?" fragte der Alte mit Lachen. „Warum nit?" sagte Mareili. „Für alt Vögel hat man immer ein Nest; allweg, wenn wir die Schweine verkauft, ist dann der Stall leer!" Und verschwunden war Mareili in der Thür. „Das ist mir Eins! Es nimmt mich Wunder, wie das geht," brummte das Mannli, schritt für-

daß und gab seinen Bericht auf dem Knubel ab. Michel sagte, er habe den Glauben, diesmal gebe es was, es gehe nichts z'Leerem ab. Kosten zu haben und z'G'spött obendrein, erleide ihm, z'letzt wollte er lieber zum Bonaparti; dort wolle er ihnen das Lachen schon vertreiben so lange er sich rühren könne, und könne er sich nicht mehr rühren, so könnten sie seinethalben lachen oder nicht lachen, was frage er dem mehr darnach. So an einer rechten Küherin hätte er noch Freude, die müßte ihn z'g'rechtem lehren schwingen, er wollte sie dann b'richten, wie man fähle (ringe).

Wie es an einem Huttwyl-Märit geht, kann sich Jedermann denken, der schon auf einem andern Markte gewesen ist. Ach du meine Güte, was so an einem Markte und besonders an einem Huttwyl-Markt, wo Aargauer und Länder (Luzerner, hauptsächlich Entlibucher) in Haufen kommen, und ganz besonders die Schweinehändler zahlreich vertreten sind, geredet, geschwatzt, geschnattert, geflucht wird! Wer die Worte zählen müßte, welche zu allen Mäulern auf dem Geise- und Schafmärit, Kuh- und Schweinemärit in allen Gassen und allen Kneipen flüssig werden und zu Tage kommen! Oder wenn sie alle einen Leib und Federn kriegten, zu Krähen, Elstern, Spatzen würden, den Leuten über die Köpfe stiegen und herumflatterten über den Märit, was das für eine Wolke geben müßte! Dagegen wäre eine Wolke von Heuschrecken ein Kinderspiel; da könnte man Sonne, Mond und Sternen Adieu sagen für immerdar, da bräche kein Lichtstrahl mehr durch, in alle Ewigkeit. Oder es wäre dann, es würden als schwarze Krähen oder gespregelte Elstern Jedem seine Worte, welche er gesprochen, nachflattern nach Hause, ein geflügeltes Geleite, so gleichsam eine selbstgemachte Leibgarde. Blitz und Blau, wie kämen da die Schweinehändler z. B. heim, mit einer schwarzen Leibwache, mit einer großen Wolke.

Das wäre ein Luegen, diese großen, schwarzen, geflügelten Wolken, sich wälzend durch die Straßen, und mitten drin, so gleichsam als Kern, ein Schweine- oder anderer Händler! Es würde eine merkwürdige Welt abgeben, wenn es so mit allen Worten ginge, daß sie Flügel und Federn kriegten und zum Geleite ihrer Schöpfer würden. Ach Frankfurt, du arme Stadt, du mit dem langen Parlamente, welches das Reden für ganz Deutschland verdinget hat, und Reden fließen läßt Tag und Nacht; o Frankfurt, du arme Stadt, dann könntest du dem Lichte Adieu sagen für immer, und mit dem Gaslicht wäre es auch aus, weil keine Luft mehr wäre, da würde es düster werden im hellen Frankfurt. Da wäre viel in Oel zu machen, vielleicht daß in diesem Geschäft die meisten Frankfurter sich trösten könnten. Unser Mannli, welches eben in Oel machte, steckelte begreiflich aus irgend einem der großen Tannenwälder hervor, auf Huttwyl zu. Doch nicht schwarzgrau und versalbet, wie es hausiren ging, sondern ordentlich gewaschen und gekleidet, wie ein anderer Mensch. Es wußte wohl, mit Hausiren schaffte es an einem Märit nicht wohl; die geputzten Leute lieben ein Oelmannli im Gedränge nicht, denn eine Berührung mit ihm hat unangenehme Folgen, noch viel weniger kaufen sie an einem solchen Tage seine Handelsartikel. Ein Fläschchen Tannzapfenöl oder anderes der Art stößt Niemand gerne in die Tasche, es könnte zerdrückt werden, und da wären die Folgen ebenfalls nicht angenehm. Wer das Mannli nur in seinem Handwerkskleid gesehen, hätte es heute kaum wiedererkannt. Es ist gewöhnlich ein Unterschied zwischen einem gewaschenen und einem ungewaschenen Menschen; an diesem Mannli war er besonders auffallend. Das wichtige Geschäft, welches seiner wartete, welches es eingeleitet hatte, gab ihm ein Selbstbewußtsein, welches fast wie Kühnheit aussah. Ich bin der Mann,

der das gethan! drückte sich in seinen Mienen und allen Bewegungen aus. Es war noch früh am Tage. Stunden mußten verrinnen, ehe sein Geschäft anging; aber das machte ihm keinen Kummer, wie die Zeit verbringen. So ein Mannli hat erstlich eine Geduld, zäh wie Handschuhleder, zweitens hat es gar viele Bekannte und mit allen etwas zu reden, sie zu fragen, abzureden, Aussichten zu eröffnen u. s. w.; drittens endlich hat es für Alles Augen und Ohren, ihns interessirt Alles, was auf einem Markte gethan, gesprochen, gehandelt wird. Es hat es akkurat wie ein Lumpensammler in Paris: es sammelt alles Mögliche, es ist jede Sache für Etwas gut; es sieht sich die Pferde an, dem Handel zu, obgleich es sein Lebtag nie ein Roß gehabt, und nie eins haben wird. Aber es ist ihm schon manchmal bequem gekommen, wenn es einem Bauer Auskunft geben konnte, wie es um die Pferde gegangen, oder ihm sagen konnte, dort und dort steht ein Roß, ich glaube, das wäre für dich; der Mann hatte es auf dem letzten Markte, aber es wollte ihm nichts gelten; ich glaube, es wäre ihm grusam feil. Es konnte an seinen langen, langen Stock gelehnt eine halbe Stunde hinter ihm ganz unbekannten Leuten stehen und ihrem Gespräch ablosen. Es wußte anfangs nicht warum; aber es sah es den Leuten an, daß sie mit einander was reden wollten, welches sie für wichtig hielten, und des unbekannten Mannlis achteten sie sich wenig. Im Verlauf des Gespräches kam es darüber, wer sie waren, und hatte schon oft Notizen aufgeschnappt, die ihm so viel werth waren als der beste Handel. Es stand an den Krämerständen von allen Sorten, sah zu, wer kaufte und was, merkte sich die Preise von allen Waaren; es war auf dem ganzen Markte nicht Mancher, der über Alles besser Auskunft geben und sicherer rathen konnte, als dieses Mannli. Von einer solchen besonnenen Aufmerksamkeit haben viele Leute kei-

nen Begriff; ja es giebt viele Leute, welche ihr Lebtag durch die Welt gehen, als hätten sie weder Augen noch Ohren, noch eine Nase zum Riechen, eine total erschlaffte todte Auffassungskraft; sie mögen kommen woher sie wollen, sie wissen nichts, haben nichts gesehen, nichts gehört, können höchstens sagen, was sie gegessen und getrunken, und was für Kleider der angehabt, und welche diese. Das sind traurige Leute, haben aber auch gewöhnlich grausame Langeweile, auf welsch sagt man, sie seien blasirt. Es sind gewöhnlich Leute, die sich für Nichts interessiren, als für ihre eigene Person, und da diese sehr langweilig ist, so müssen sie Langeweile haben, ganz begreiflich. So hatte das Mannli bereits viel Zeit verbraucht, ehe es auf den Säumärit kam, um nachzusehen, ob seine Küersleute, sammt ihren Faselschweinen, eingerückt seien. Sie waren richtig da, und hatten sechs sakers schöne Schweine, lang gezogen und doch heruntergewachsen, mit geringelten Schwänzen und glattem Haar und b'sunderbar schönen Ohren, auf welche bei den Schweinen viel mehr gesehen wird, als auf die Augen. Bei Schweinen legt man auf den Ausdruck kein großes Gewicht. Sie hatten Kauf, es war ein ordentlich Gedränge um sie; ob eigentlich blos der Schweine wegen, wissen wir nicht, können aber vermuthen, Mutter und Tochter hatten Manchem mehr in die Augen geschienen. Die Mutter war eine stattliche Frau, so für einen alten Gritti von Witlig mehr als gut, und die Tochter ein gewaltig schönes Mädchen; von denen eins, wo man unwillkürlich stehen bleibt, wenn sie Einem unter Augen kommen — diese Exemplare sind selten. Das Mannli besah sich die Sachlage, hütete sich aber wohl, sich vorzudrängen, und in den Handel hineinzufallen. Es sah, wie Beide ihren Vortheil wohl verstanden, die Preise sehr hoch hielten; sie wußten wohl, daß man sie mit ihren schlanken und blanken Schweinen nicht

heimziehen ließ. Es dachte, die treffe es in einer guten Weile noch da an; es müsse doch nach Michel sich umsehen, ob der eingerückt sei, oder die Sache vertrampelt habe. Fand es ihn, so gedachte es denselben so zu postiren bei Möhren, daß, wenn es mit dem Weibervolk nachkäme, um die versprochene Halbe zu zahlen, er Platz bei ihnen finde. Das war nicht so schwer zu machen, wie es scheinen möchte, wenn man weiß, wie das an Jahrmärkten sich drängt und einbißt (klemmt), wo man erst kaum ein Bein über eine Bank bringen kann und drängt und drückt, bis endlich der ganze Leib sich hineingeschoben, akkurat wie ein Keil in hartes Holz. Bäri, Michel und Sami waren der Art von Geschöpfen, welche sich weder drängen noch klemmen ließen, aber Platz versperren konnten für Sechse, ohne daß man viel merkte, noch viel weniger Jemand Lust bekam, sie zusammenzuschieben. Aber wie es lief und wie es suchte, seinen Michel fand es nicht; er war bei Möhren nicht, bei der Sonne nicht, auf dem Rathhaus nicht, im Bädli nicht, nicht auf dem Roß=, nicht auf dem Kuhmärit, kein Mensch wollte so Einen gesehen haben. Plötzlich ging dem Mannli ein Licht auf; dä Löhl, der kegelt an einem Ort, und wenn der 'mal dabei ist, so weiß er nicht mehr, wo er ist, und man bringt ihn nicht mehr davon weg. Es dachte den Michel schon halb gefunden; es lief von Kegelbahn zu Kegelbahn, aber Michel war nirgends, und schon ging's auf Zwölfe. Nein, dachte es, wenn der Lappi nicht will, so hat er gehabt, und steuerte wieder dem Säumärit zu, um sich zu zeigen und seine Verbindlichkeit zu lösen, damit sie nicht Ursache hätten, über ihn zu zürnen, denn versprochen sei versprochen. Daß die reiche Küherin und ihre schöne Tochter sich von ihm eine Flasche zahlen ließen, daran hatte es keinen Zweifel; es wußte, daß, wenn Mutter oder Tochter nicht gleich kommen wollte, die Andere sagen würde: komm, er hätte es sonst ungern, er

könnte meinen, man verschämte sich seiner, und wegen der Kosten hat man sich nicht zu schiniren, die kann man ja mehr als gut machen. Darin liegt ein viel feineres Gefühl und größeres Wohlwollen, als wenn sie sich geweigert und Eine gesagt hätte: „Pfi Tüfel, wie magst mit einem solchen armen Mannli gehen und ihm Wein abtrinken, der hat sein Geldli anders zu gebrauchen." Im erstern Benehmen liegt eine Bindekraft, welche die Stände nicht so weit hätte auseinandergehen und sich feindselig gegenüberstellen lassen, wenn sie sich öfters fände. Auf dem Säumärit ging's noch immer lebhaft zu; längst wäre die Sonne verschwunden und rabenschwarz es dort geworden, wenn jedes Wort zu einer Krähe oder gar einem Storch gerathen wäre. Die Schweinehändler waren heiser geworden, die Schweine grunzten und quikten vor Hunger; man konnte beider Stimmen fast nicht mehr unterscheiden, so ähnlich klangen die quikenden und die heisern Töne. Daß sein Weibervolk noch am Platze sei, merkte es von Ferne am Gedränge; es schob sich durch, denn es hielt es jetzt an der Zeit, sich zu zeigen. Als es in die vordern Glieder kam, unter einem Arm durch einen Blick thun konnte, da ging ihm das Maul vor Erstaunen sperrangelweit auf und die Beine standen still, ganz steif, denn drinnen sah er Michel stehen und der Küherin harte Thaler auf die Hand zählen, und hörte ihn sagen: „Das wär's, und wenn die Maaß noch zahlt ist, so wären wir richtig!" „Ja, und dem Meitschi einen Zehnbätzler Trinkgeld," sagte die Mutter. „Den muß es haben," sagte Michel. „Lue mir auch," sagte das Mannli für sich; „was dem nicht in Sinn gekommen! Der ist gescheidter, als man ihn dafür ansieht; hatt' der 'mal die Säue auf dem Knubel, kommt ihm das Meitschi noch einmal so lieb nach, von wegen es zieht ihns, es hat ein Herz zu den Säuen wie nicht bald Eins." Es brach vollends durch, stellte sich vor,

that sehr verwundert, Michel da zu finden, erklärte sich bereit, die versprochene Flasche zu zahlen. Die Mutter hatte ihm geblickt, sobald sie ihn sah, das Mädchen aber schäkerte mit ihm: sie bedürften jetzt seines Weines nicht, sie hätten jetzt selbst; wär's ihm Ernst gewesen, es wäre früher gekommen und nicht erst jetzt, wo es gehört, daß sie Weinkauf gemacht hätten. Sie werden nicht so viel gemacht haben, daß sie seinen nicht auch noch möchten; allweg komme es mit und wolle nachbessern, wenn sie mit dem andern fertig seien, sagte das Mannli. „Mach's," sagte das Meitschi, „aber sag' mir erst, wer ist der Bursche, du kennst ihn?" Ehe noch das Mannli antwortete, schnellte das Meitschi sich herum; es war vom Wegführen der Schweine die Rede, da mußte das Meitschi sie doch noch einmal sehen, Abschied von ihnen nehmen, Glück auf den Weg wünschen. Es hatten sich nämlich, wie üblich, sobald der Handel abgeschlossen war, Bursche hinzugedrängt, gefragt, wo die Schweine hinmüßten, sie wollten sie ihm heimtreiben. Es verstand sich von selbst, daß so ein Michel nicht selbst die Schweine vor sich herjagte. Man wußte wohl, so Einer ging nicht vom Markte, daß er noch mit Schweinen heim kommen konnte. Michel hatte sich eingelassen mit ihnen und gesagt, sie müßten auf den Knubel, es werde aber Keiner da sein, der so weit treiben möge. „Ist's d'r Knubelbur?" fragte das Meitschi sich umdrehend das Männchen. Es nickte. Neugierig wie ein Bergkind sah es ihn an; es dünkte das Mannli, z'Sach sei richtig. Nachdem Michel seine Schweine übergeben hatte und im Voraus für das Heimjagen bezahlt, und zwar einem ihm durchaus unbekannten Burschen, und dazu mit voller Sicherheit, daß dieser seinen Auftrag recht verrichten werde, und das Meitschi ihm dringlich anempfohlen, daß er sie nicht plage oder erhitze (denk, es isch e Tüfel, und wenn du z'Säu plagst, so plagt dich d'r Tüfel o!), wurden sie räthig in der That,

zu Möhren zu gehen und den Weinkauf zu trinken. „Aber wie thut's, Wein in nüchtern Magen?" sagte die Mutter. „Ich hülf lieber was essen, das Thau isch m'r afe ab em Mage; es dücht mih, ih syg ganz hohl innefer." „He," sagte Michel, „dawider wird Niemand was haben; es ist mir auch drum, und Wy zum Esse schickt sich sunderbar wohl!" „Mutter, wollen wir nicht erst unsere Sachen verrichten?" fragte das Meitschi. „Du weißt, m'r hey mängergattig." „He," sagte die Mutter, „es ist nachher noch immer Zeit; jetzt dücht mi, ih möcht Neuis, un e weni abhocke, bi ganz g'stabelig vom Stah." Das Mädchen machte keine Einwendungen, brummte blos: „Ja, wenn me einist abg'hocket isch, su Adieu V'rrichtige." Wahrscheinlich hatte es bereits Erfahrungen gemacht in diesem Fache. Michel voran brach Bahn, fuhr durch die Fluth der Menschen wie durch weichen Schnee der Schneepflug; hinter ihm her war ein ruhig Gehen, daß die Küherin meinte, so Einen sollte man immer voran haben, wenn man auf einem Märit ist, man würde minder gestoßen und gedrückt. In Hafen kamen sie glücklich, aber wo Anker werfen jetzt? Da war guter Rath theuer. Möhren war zum Ersticken voll; hie und da hätte sich noch ein Bein hineinpressen lassen, aber zehn Beine, und zwar dicke, sammt Zubehörde, war was anders. Da steht man so herum, halb verlegen, halb zornig, kann hungrig und durstig zusehen, wie Andere im Hirse sitzen und es sich behagen lassen, weiß nicht, soll man gehen, soll man warten. Hier oder dort wird Eins gerufen zum Bescheid thun, nun, es ist allweg ein nasser Finger auf eine trockene Zunge, aber alsbald wird man desto glustiger; man sucht Jemanden von der Wirthschaft aufzufangen, um von ihm sich unterbringen zu lassen. Die dienstbaren Geister schießen herum, wie zornige Wespen, thun meist als hörten sie nicht; kriegt man endlich einen dieser flüchtigen, häßigen

Geister zwischen die Finger, stellt ihn, bringt manierlich sein Verlangen vor, so schnauzt er: „Ich kann nicht Jedem Platz suchen, ich hätte viel zu thun, wenn ich mich damit befassen wollte; suchet selbst, und findet ihr keinen, so wartet, oder geht in Gottes Namen weiter, ich kann nicht helfen!" Hat er solchen Blast losgelassen, fährt er ab, hinaus zur Thüre. Ist im Wirthshause es so eingerichtet, daß der Wirth kein besonderes Geschäft hat, keine Stube zu bedienen, sondern blos die Aufsicht führt, so erbarmt sich dieser zuweilen der platzlosen Gäste, wenn er zufällig zu ihrer Noth kommt. Ihm ist begreiflich daran gelegen, daß sie weder in Gottes Namen noch sonst weiter gehen. Michel hätte fast Muth gehabt, einen Tisch rein zu fegen; er brannte innerlich vor Galanterie und hätte sie gerne durch besondere Zeichen und Aufmerksamkeiten kund gethan. Glücklicherweise verließen drei Bleienbacher Kuhhändler einen Tisch, wo sie ihre Morgensuppe gegessen, sonst wer weiß was geschehen wäre. Alsbald hob Michel sein schweres Bein über die Bank, rief die Andern her und übte nun so eindrucksvolle Manieren, daß, wo früher Drei gesessen, sich nun Fünfe bequem hinsetzen konnten. Nun saßen sie; und Sitzen, wenn man müde ist, ist allweg schön, aber denn doch nicht Alles, und je länger man das Andere mißt, desto geringer schlägt man das Sitzen an; ja man wird nur alleweil böser. Man glaubte mit demselben Alles gewonnen, und jetzt sieht man, daß es ohne Essen und Trinken hell Nichts ist. Aehnliches muß man im Leben sehr oft erfahren, daß Nichts ist, an was man Alles setzte, wenn man nicht wieder und immer wieder Alles an Anderes setzt. Mit Trommeln und Rufen zogen sie endlich einen der Geister, so gleichsam einen fliegenden Holländer, in ihre Nähe. „Befehlt ihr was, oder habt ihr befohlen?" fragte der Geist. „Hol e Maaß Zehnbatzigen, aber g'schwind; dann mußt das Weitere

wissen!" befahl Michel. Der Geist verschwand, und Michel fühlte sich groß in seinem Gemüthe, zündete mit schönem Selbstbewußtsein seine Pfeife an und: der Gattig Zeug müsse man befehlen, daß sie wüßten, daß befohlen sei, und wenn man nicht zu ihnen rede, daß sie meinten, man schieße ihnen mit einer Pistole in die Ohren, so gränneten sie Einen nur aus und man könnte lange warten, ehe sie Einen bedienten, bemerkte er. Nun wandte sich Michel seinem Kauf zu, denn er war in dieser Beziehung jeder Zoll ein Bauer, und sagte, verflucht theuer habe er sie, aber sie hätten ihm gefallen, und wenn das sei, habe er nicht nöthig, auf den Kreuzer zu sehen. Er möchte nur wissen, wie sie gefüttert worden, damit er mit der gleichen Kost fortfahren könne; er hätte sonst immer gehört, vor Kühers-Säuen solle man sich hüten, die seien trieben, daß es keine Art hätte; aber wenn man z'Sach hätte, so brauche man sich nicht so in Acht zu nehmen, wenn man nur wüßte, was sie liebten. Nun ward das beliebte Kreuzfeuer zwischen Küher und Bauer eröffnet, welches einige Zeit vergessen ließ, daß man noch immer im Trocknen saß. Indessen verschlang der Geist den Leib nicht auf zu lange, die Ungeduld wuchs; von ferne zeigte sich der fliegende Holländer. Michel brüllte ihm seine Meinung nach, wie erfahrene Jäger weithin auf vorüberzwickende Hasen schießen, in der Hoffnung, ein verlorenes Korn wohl anzubringen. „Gleich, gleich!" tönte es wieder und der Holländer verschwand, erschien indessen doch bald wieder mit einer Maaß und Gläsern, und wurde von Michel angebrüllt, was das für eine Ordnung sei, wenn er das gewußt, hätte er das Essen mitbringen wollen. Sie sollten verzeihen, sagte der Geist, er vermöge sich dessen nichts; er bediene diesen Tisch nicht, darum sollten sie ihm die Maaß auch gleich zahlen; das Andere, wo hieher gehöre, sei angeschossen und habe stark zur Nase aus geblutet; die wasche

es soeben ab und werde bald wieder erscheinen, dem könnten sie dann befehlen. Das waren nicht tröstliche Aussichten; wenn so ein vorschützig Ding anschießt und blutet, so ist gewöhnlich nicht blos die Nase zu waschen, sondern andere Dinge noch mehr. So war es auch; es ging mörderlich lange, die Maaß war ausgetrunken, Michel brüllte nach allen Himmelsgegenden, bis endlich ein halbgewaschenes Ding erschien mit geschwollener Nase, verweinten Augen und fragte, ob es Wein bringen solle oder ob sie sonst noch was bestellt hätten. Die vernahm etwas über die Lumpenordnung, und wenn man gewußt, wie man bedient werde, so wäre man weiter gegangen. Das Ding entschuldigte sich mit seinem Mißgeschick, hing im Vorbeigehen der Wirthin die Bemerkung an, daß, wenn sie nicht eine so Wüste wäre, so würde sie genug Leute anstellen, damit nicht Eins für Drei springen müsse, und versprach das Beste. Nun endlich kam Suppe; die war bald verschwunden, denn man kann denken, wie die Leute hungrig waren, da es weit über Mittag war. Zudem waren es Leute, welche mit einem sehr muntern Appetit gesegnet waren; so eine wohlconditionirte Küherstochter ist im Stande was zu versorgen. Endlich kam das Uebliche nach. Michel hatte, obschon er eigentlich blos eine Maaß schuldete, sich vorgenommen, sich recht splendid zu machen; es dünkte ihn, es lohne sich wohl der Mühe. Er hatte daher, als gefragt wurde, was man befehle, alsbald das Wort genommen und nicht blos gesagt, Neuis uf einem Teller, sondern gesagt, sie wollten z'Mittag essen, wie üblich und bräuchlich. Das könnte wohl lange gehen, hatte drauf die Küherin gesagt. „Gäll, Mutter," bemerkte die Tochter, „es wär doch gut gewesen, wenn wir vorher unsere Sache verrichtet hätten. Da kann ich wieder lange warten auf das, was du mir verheißen." „He, wenn wir geschwind machen, ist's noch alle Zeit,"

sagte die Mutter; „was sie bringen, wird uns mit Schein so lange nicht säumen.“ In der That brachte das Jüngferchen ganz kleine Plättchen und wenig drauf, und dazu war noch ein Gast da, auf den nicht gerechnet war und der doch einen so mächtigen Appetit hatte als Eins der Andern, und das war Bäri. Mareili saß oben an, neben ihr auf dem Vorstuhl war Michel und zwischen Beiden Bäri. Bäri machte glänzende Augen über den Tisch weg und sah dann an seinen Meister hin mit fragenden Blicken. Als ein Gericht vorüber war, Michel blos an sich selbst gedacht hatte, begann Bäri ihn zu mahnen, stüpfte ihn mit der Nase am Ellbogen. „Ja so,“ sagte Michel, „hab' ich dich vergessen!“ Nun bediente er auch Bäri; meinte aber deßwegen nicht, daß er zu kurz kommen wolle, sondern nahm doppelt, eine Gabel voll für sich, dann eine für Bäri u. s. w., und wenn er es einmal vergaß, müpfte Bäri am Ellbogen mit seiner saftigen Schnauze. Wir müssen sagen, daß dies nicht zu großer Erbauung der Gesellschaft diente; sie fanden dies unverschämt und grob. Dem Oelmannli war es bange, als es auf den Gesichtern die sich bildenden Wolken sah. „Seh, Hung,“ sagte es, „du könntest warten bis die Andern gehabt.“ „B'richtne, wenn d' chast,“ sagte Michel, und fuhr fort, wenn Bäri müpfte, gab ihm Michel. Endlich kam Braten, Schinken u. s. w. Bäri liebte Schinken b'sunderbar, Mareili eben so, und wenn es so einen Schinken sah, kalkulirte es immer, wie schwer die Sau, von welcher der Schinken kam, gewesen sein müsse. Kaum hatte Michel seine tapfere Portion auf dem Teller, müpfte Bäri. Da schoß Mareili das Blut zu Haupt. „Da nähme mich doch Wunder, ob der nicht noch zu b'richten wäre,“ sagte es und schlug mit der umgekehrten Gabel den Bäri auf die Schnauze so stark es konnte. Ja, so was hatte Bäri noch nicht erlebt; er riß das Maul auf, machte die

Zähne blank und schoß eines Satzes dem Mareili gegen das Gesicht. Das fuhr zurück auf die Mutter, wollte drein schlagen, aber Bäri faßte die Hand, die Mutter schrie laut auf, Michel fuhr Bäri nach und griff nach dessen Nacken, stieß aber dabei an die aufwartende Seele, so daß sie eine Tattere, welche sie in der Hand hatte, fallen ließ und wieder stromsweise zu bluten anfing. Nun brüllte Alles in der Stube laut auf, es gab einen Mordsspektakel, welchen Viele benutzten, um sich zu streichen, ohne die Zeche zu bezahlen. Ein Witz, dem Viele als ordentliches Handwerk obliegen. Begreiflich kam alsbald der Wirth dahergefahren und hintenher die Wirthin. Ihnen lief gleich die blutende und heulende Aufwärterin an, sie hörten das zornige Schnauben des Hundes, Michel's Fluchen, der Küherin Angstgeschrei, der Tochter Aufbegehren, das Gekreisch der übrigen Weiber; kurz, es war wie Mord und Mordgeschrei. Ohne lange Untersuchung fuhr der Wirth auf Michel dar und wollte ihn packen; nun ließ Michel den Hund los und faßte den Wirth, und nun ward der Lärm noch höllischer, eine allgemeine Schlägerei stand in Aussicht. Da that das Oelmannli seine Pflicht und mittelte; es war mit dem Wirthe gut bekannt, der hörte auf dasselbe, und Michel war es auch nicht wohl im Gemüthe, er hätte den halben Hof gegeben, wenn dies nicht begegnet wäre. Sobald der Wirth hörte, daß er nicht zu Schaden kommen solle, sondern Einer da sei, der gut zu machen vermöge, ließ er sich nieder und besänftigte sich. Aber anders hatten es die Küdersleute, da war alles Einreden, da waren Hopfen und Malz verloren. Vielleicht hätte die Mutter sich begütigen lassen, denn Michel entschuldigte sich nach Vermögen: er vermöge sich dessen nichts, hätte das Meitschi Bäri nicht auf die Schnauze getroffen, er hätte nichts gemacht, er sei der freynst Schlabi, den es gebe; aber das müsse man keinem Hund machen. Darum solle es

nicht zürnen und z'frieden sein, er wolle Wein kommen lassen so viel sie möchten, und daneben gut machen, wie sie es begehrten; so vernünftig redete Michel. „Komm, Mutter," sagte Mareili, und riß sie bei der Hand; „ih mah die Hüng nimme schmöcke un nimme g'seh, un es wohlet m'r erst, wenn mir e Stung wyt vo dene Ufläthe sy. Wenn ih nume myni arme Säuli wieder hätt'; die chün mih dure, wie es dene geyht bi sellige Uthiere, weiß der Tüfel!" „He, thue nit so bös, Meitschi," sagte Michel; „dene soll's nit bös ergah. Komm in acht oder vierzehn Tagen, dann sollst sehen, wie die scho tha hey (zugenommen, das Thun der Schweine). Zum Tüfel oder zu dir käme mir in Eins! Komm, Mutter, komm," rief Mareili. Michel wollte sie halten; aber Mareili schnellte sich so rasch weg, hob so drohend die Faust und sagte: „Biß m'r z'Herrgotts u rühr' mi a!" daß Michel es nicht versuchte, und Mareili ungehindert mit der Mutter abfuhr. Man kann sich kaum vorstellen, was nun für Geschichten aus dem Vorfall gemacht wurden. Hätte man sie alle zusammengetragen, sie hätten einen gräulichen Mordroman gefüllt. Die abgebissene Nase der Aufwärterin und die gefressene Hand von Mareili waren die Centralpunkte in den Erzählungen, die um so weiter bekannt wurden, weil Michel bereits die Aufmerksamkeit eines großen Kreises an seine Person gefesselt hatte.

Auf Rosebabisegg war ein großes schönes Heimwesen, ein guter Bauer, viel Arbeit, viele Kinder, darunter mehrere Töchter, welche gerne zu Bäuerinnen gerathen wären, begreiflich. Daß eine Bäuerin eine ganz andere Kreatur ist, als nur nur so eine Base oder Gotte, ist schon oben bemerkt worden. Die Mädchen waren auch wie zu Bäuerinnen expreß gemacht, gesund, arbeitsam, gescheidt in ihrem Bereich, braven Leibes, etwas braun von Angesicht, deswegen böse Zun-

gen sie Rosebabis Bränten nannten. Daneben waren sie seltsamer Art, welche Art man da findet, wo die Berührung mit Menschen selten, fast nur zufällig ist. Sie waren scheu und wild wie Rehe und konnten hinwiederum derb und rücksichtslos handeln wie Mannevolk, sie waren mißtrauisch, schienen zuweilen fast einfältig, und konnten offen sein, dann merkwürdig schlau dem Teufel eben, fast wie gebildet. Es waren gute Naturen, die aber den Schliff der Welt noch nicht hatten, ihr Betragen war eben kein gleichförmiges. Ihre Aussichten waren nicht glänzend; unter ihrem Stande hätten sie Männer genug gefunden, an jedem Finger einen; aber standesgemäß, selb hatte eine Nase. Im Emmenthal erbt der jüngste Sohn den Hof, die Andern erhalten, was Gottes Wille ist; indessen hat es jetzt darin bedeutend gebessert. Zudem war's zweifelhaft, ob ein Tochtermann den Erbfall erlebe vor dem jüngsten Tage. Die Eltern waren im besten Alter und die Großeltern lebten noch. Das sind so Dinge, von denen man um so weniger spricht, je mehr man sie berücksichtigt, denn es ist richtig, wie der Guggisberger sagte: „Ihr Herre, das sy wüst Sache, m'r wey lieber schwyge drvo."

An einem schönen Herbstsonntage hatten sie auf Rosebabisegg viel Besuch gehabt, Verwandte, Gespielen, hatten brav Kaffee getrunken, brav Küchli gegessen und geschwatzt am allerbrävsten. Natürlich war bei allem Geschwätz der Michel obenauf geschwommen, wie eine Fliege auf der Milch. Die letzte Huttwyler Bataille wurde erzählt auf so viele Weisen als Personen da waren, und jede war immer gräulicher als die andere; es fehlte nicht viel daran, daß das endliche Resultat das gewesen, daß der Hund sieben Personen gefressen und Michel die andern. Dann erzählte man auch von den übrigen Geschichten, was man wußte, war darin einig, daß

da ein Spiel getrieben werde, aber darüber stritt man sich, ob Michel blos Alle zum Besten halten wolle und expreß den Narren mache, oder ob er ernstlich heirathen wolle, aber von Natur so thun müsse, daß es Allen graue vor ihm, und Keine ihn möge, oder ob da sonst noch was im Spiel sei. Die Mehrzahl ward einig, er sei halt ein Fülli, und thue kalberochtig, daß es key Gattig heyg und man bei ihm des Lebens nicht sicher sei. Da sei es kein Wunder, daß kein Meitschi ihn möge, gäb wie reich er sei; was nütze Einem der Reichthum, wenn man e Hung vo Ma heyg, der eim z'Tod quäle? Andere meinten, sööli e Grüsel glauben si nit, daß er syg, und e Wunderliche und Mißtreue, er wel nume probire, was Eini erlyde mög, und wenn Eine den rechten Verstand habe, so könne sie mit dem fahren wie Schnupf. So ward diskutirt bis man auseinander ging, und zwar in allem Frieden. Den Gesprächen hatte eine von den Rosebabisbränten mit besonderer Aufmerksamkeit zugehört. Es war Mädi, die älteste und bedeutendste der Schwestern. Groß, schlank, mit wilden kühnen Augen, welche ein milder und schalkhafter Mund gut machte, sonst hätte man sich fast fürchten müssen. Es dünkte Mädi, es wär Zeit, den Andern Platz zu machen; je mehr Jüngere nachwüchsen, desto böser Spiel hätten die Aeltern. Als Mädi Abends mit einer Schwester in ihrem Gaden allein war, sagte Mädi zu derselben: „Wenn ich nur mit dem zusammenkommen könnte, den wollte ich bekommen und Knubelbäuerin werden, so gewiß als heute Sonntag ist." „Bist e Narr!" sagte Rösi, die Schwester. „Du wirst doch nicht dran sinnen; ehe ich den möchte, wollte ich lieber mit dem Säckli dem heiligen Almosen nach, oder Kapuziner werden zu Solothurn im Kloster. Das wär doch noch was Anders, als bei dem Utüfel, lebig vom Hung g'fresse z'werde oder müsse z'v'rhungere, wie si säge, daß er ihnen es gemacht, aufstellen

lassen, was auf den Tisch mochte, und er und der Hung Alles alleine gefressen und den Meitschene Nichts gegeben. Ich stände das auch nicht aus, wenn es mir Einer so machte; entweder finge ich an zu plären, oder der Zorn käm' über mich und weiß Gott, was ich thäte!" Mädi lachte und sagte: „Z'Sach ist nicht halb so bös, als man meint; ich glaub', ich sei ihm über d' List gekommen und wollte ihm zeigen wer schlauer sei, ich oder er. Und wenn ich ihn hätte, wollte ich ihn schon dressiren; es ist schon manches strübere Kalb, als er ist, gelecket worden." „Pfi Tüfel, wer möchte e sellige Uflath lecke?" sprach Rösi. „He," sagte Mädi, „das ist nit halb so eine wüste Sache, mir wär's die rechte, wenn ich es dazu brächte; ich begehrte nichts Besseres. Er ist ein hübscher Bursche, von den Brävsten Einer, und wenn der eine rechte Frau bekommt, so giebt das einen rechten Mann ab, einen Chorrichter oder gar einen Weibel, zähl darauf." „Wie kannst das sagen? so Einer mit Haar wie Besestiele, Auge wie Pflugsrädli, e Nase wie eine Leberwurst, es Mul wie ein Schüttstein, e Hals wie e Muni und e Gring wie ein Kohlhaufe, es selligs Ung'hür ume a z'luege, muß man ja in einen Grusen komme!" Da lachte Mädi und sagte, es hätte ihn gesehen und gar keinen Grusen empfunden, sondern gedacht, wenn es den kriegen könnte, den möchte es, an dem könnte man tapfer hobeln und bliebe doch immer noch ein braver Rest. Es hätte ihns blos bös gemacht, daß er nichts von ihm gewollt; gedacht habe es, wart du nur, es müßte nicht zu machen sein, sonst treibe ich es dir ein. Nachdem Mädi dem verwunderten Rösi kundgethan, wie und wo es den Michel gesehen und wie er Einer sei, begann Rösi Mädi zu fassen, und sie werweiseten (überlegten) scharf, wie es wohl anzukehren sei, daß Mädi einberufen werde zu einer Zusammenkunft. Rösi meinte erst, z'best wäre, Mädi käme einmal wie von

ungefähr auf den Knubelhof, entweder als verirrt oder nach etwas fragend, nach Ferkeln z. B., oder nach einer Magd, die hier sein solle, mit einem wunderlichen Namen, wie er weder im Himmel noch auf Erden zu finden sei, oder solle geradezu z'Dorf gehen und kramen; mit einem Zuckerstöcklein und einem halben Pfund Kaffee habe man schon große Dinge zwängt. Aber das wollte Mädi nicht. So z'Haus und z'Heim laufen, thue es Keinem, es möchte sich nicht so grob abfertigen lassen wie ein Taunermeitli. Z'mache was man könne, sei erlaubt, nur müsse man machen, daß es Niemand merke; z'nöthli thue, komme niemals gut. Es war also die Frage die, wie man es andrehen könne, daß Michel selbst Bescheid mache und eine Zusammenkunft anstelle. Die Hauptsache war also die, eine vertraute Mittelsperson zu finden, welche Michels Aufmerksamkeit auf Rosebabis Bränten lenke. Das war schwer; die gemeinschaftlichen Bekanntschaften mußten selten sein, da der Knubel und Rosebabisegg ziemlich weit auseinander lagen, und nicht einer Jeden konnte man sich anvertrauen in einer solchen Sache, das begreift sich leicht. Damals lebte eine Frau ihre schöne Zeit, wenn sie auch nichts weniger als schön war. Es war eine hagere, rührige, aber von je etwas seltsame Frau, die offenbar in ihrer Jugend in der Fremde gewesen war, und jetzt in dem seltsamen Rufe stand, mit Napoleon in näherer Verbindung zu stehen und von ihm als Hauptspion gebraucht zu werden. Sie verschwand wirklich zuweilen, und namentlich zu Kriegszeiten, auf längere Zeiten, ward nirgends mehr gesehen; dann erschien sie plötzlich wieder und hausirte mit wohlriechenden Seifen und Wassern und möglicherweise auch mit verbotenen Heilmitteln und andern Dingen. Auskunft, wo sie gewesen, erhielt man keine von ihr, sie redete seltsame Dinge, wodurch sie aber eben den Anstrich einer geheimnißvollen Person erhielt, welcher bei dem

Volke allezeit ein gewisses Ansehen sichert. Sie war auch lieber bei Gastfreunden als in Gasthäusern übernacht, bat auch in ihren schönen Zeiten sicher nie vergeblich um ein Nachtlager. Sie war eine schlaue Person und schon gar mancher Bäuerin mit gutem Rathe wohl gekommen. Sie hatte sich lange nicht mehr gezeigt, man dachte kaum mehr an sie; plötzlich erschien sie eines Abends auf Rosebabisegg. Die Ueberraschung war groß, und Mädi konnte sich nicht enthalten, es als eine Fügung der Vorsehung zu betrachten, daß diese Frau gerade jetzt wieder erscheinen müsse, wo guter Rath ihm so nöthig war. Es besann sich also nicht lange, sie zur Vertrauten zu machen. Sobald sie im Bette war, schlich es zu ihr und eröffnete ihr, wie es ihm darum zu thun wäre, Knubelbäuerin zu werden, und wie es dies nicht anzustellen wüßte. Wenn es aber zu einer Zusammenkunft es bringen könnte, wäre es seiner Sache gewiß, dem wollte es es schon treffen, daß er überzeugt würde, es sei die Rechte. Es wollte ihm Alles abgucken und immer thun, wie er thue, er möge so ungattlich sein wie er wolle, da könne es ihm nicht fehlen. Die Frau nahm Interesse an der Sache; das war nicht so ein gewöhnlicher Handel, sondern ein verwickelter, wo es sich schon lohnte, nachzudenken und Versuche anzustellen. „Bin auf dem Knubel auch schon gewesen," sagte sie; „sind nicht böse Leute, so viel ich weiß. Nicht ganz wie andere Leute; aber weiß man solchen einmal den Trapp, so fährt man gerade mit solchen am besten, sie schenken Einem unbedingtes Zutrauen, man kann mit ihnen machen, was man will. Zähl auf mich, Meitschi, was ich machen kann, thue ich, mehr kann ich dir nicht sagen. Aber dann vergissest du mich auch nicht. Jetzt geh' in's Bett; gute Nacht, Knubelbäuerin!"

Nicht lange darauf erschien die Frau, welche auf dem Wege sich über Michel und seine Vorgänge so gut als

möglich in's Klare gesetzt, auf dem Knubel. Anni war sehr traurig, die Geschichten alle hatten es angegriffen; die Frau kannte es kaum mehr. „Ach, was soll ich mit Schmöckwasser?“ sagte Anni. „Ich habe die letzte Zeit zu schmöcken gehabt mehr, als mir lieb ist; ich habe die Nase voll, ich brauch' nicht expreß noch Schmöckwasser!“ Als die Frau theilnehmend nach der Ursache von Anni's Mißmuth fragte, sagte Anni: „He, stell' du dich nicht, als wenn du nicht wüßtest, in was für einem Verdruß wir sind; sie werden dir schon in allen Häusern davon b'richtet haben; machen sie nicht das Land auf das Land ab einen Lärm vom Tüfel! Es ist, als wenn sie von Niemanden mehr zu b'richten wüßten, als von meinem Michel; es ist, als ob noch nie ein Mensch auf d' Wybig gegangen sei. So übel ergangen, selb ist wahr, ist es my Seel noch Keinem!“ Nun erzählte es doch der Frau, trotz der Voraussetzung, daß sie Alles wüßte, Alles wieder; jammerte dann bitterlich, wie es jetzt mit Michel z'weg sei, der wolle für z'Tüfels Gewalt kein Bein mehr machen und um Eine aus; er habe genug den Narren gemacht, und er sehe schon, wie es mit dem Weibervolk sei. Er sage, es sei freilich über verschiedene Leisten gemacht, größer und kleiner, aber doch Alles vom gleichen Leder, wo o nit e Tüfel werth syg; er möge gar nichts mehr von dem Zeug wissen, er wollte, sie müßten es haben wie die Käfer und zwei Jahre im Boden sein und nur im dritten könnten sie einige Wochen fliegen zwischen Tag und Nacht. „Siehe, so redet er, es drückt mir fast das Herz ab, ich weiß meines Lebens gar nichts mehr anzufangen: das Beste wird sein, ich lasse ihn z'Sach vertublen; ist's so lang dä Weg gange, su chas no es Wyltschi so laufe, es chunt de öppe vo selber zum Gute!“ „Z'Sach ist läz,“ sagte die Frau; „wes wittere will, gah d' Vögel z'Schärme, d' Mönsche sötte es Byspiel näh. Du weißt, ich

komme weit herum und weiß Manches, was nicht Alle wissen: es giebt einen grausamen Krieg, wie noch keiner war auf Gottes Erdboden; Alles, was ledig ist, muß auf die Beine. Drinnen in Frankreich ist der Jammer schrecklich, z'Hürathe ist verbote; da haue Vater und Mutter den Buben Arme und Beine ab, daß sie können daheim bleiben, weil sie nicht mehr marschiren können; bis z'hinderist von der Welt soll Alles Sein werden. Da wär's doch gut, Michel nähmte eine Frau schleunig, sonst muß er mit, es wäscht ihms d'r Rhin nit ab; es heißt, der Befehl, die Leute aufzubieten, sei schon auf dem Wege, die nächsten Tage werde ihn der Landammann in Bern bekommen." Da schlug Anni die Hände über dem Kopfe zusammen, und hoch über die Hände ging noch sein Jammer. Jetzt was machen! Was Michel einmal im Kopfe habe, habe er nicht in den Füßen, das habe es mehr als hundert Mal erfahren, sagte Anni, und er habe sich verredet und verschworen, er lasse kein Mädchen mehr irgend wohin kommen; man habe ihn nur zum Besten, und im Sack wolle er die Katze auch nicht kaufen. Da wisse es sich nicht zu helfen. „Hat er sich noch nie wahrsagen lassen?" fragte die Frau. „Nein," sagte Anni; „warum fragst?" „Ho," sagte die Frau, „da bekommt man oft die allerbeste Anweisung, ob man Eine finde, und wo man zur Rechten komme." Nun erzählte sie eine Menge Beispiele von Heirathen, welche durch die Wahrsagerei zu Stande gekommen, und sämmtlich auf das Allermerkwürdigste und Allerglücklichste. „Daß mir das nicht in Sinn kam," sagte Anni; „ich habe viel auf der Sache, aber hier in der Nähe kann es Niemand recht. Es kamen mir einmal alle Hühner fort, da hätte ich wissen mögen, wer es gethan; ich mußte vier Stunden weit schicken zu Einer, welche es konnte. Die konnte Punktum sagen, wie es der Schelm gemacht, oder die Schelme, denn es seien Zwei gewesen, Einer

habe gezündet, der Andere die Hühner genommen, konnte sagen, wo sie verkauft wurden, und daß der Hauptschelm eine weiße Kappe auf dem Kopfe gehabt und kurze Hosen, akkurat wie ein Hühnerträger, dem Alles wohl bekannt war. Wenn Michel wollte, mir wäre es das Rechte, so hätte doch einmal das Gestürm ein Ende und man käme endlich aus der Leute Mäuler." „Da laß mich nur machen," sagte die Frau; „dem will ich Beine machen, daß er den Tag nicht erwarten mag, bis er gehen kann." Richtig, sie verstand's; als das Abendessen Alle vereinigte und nach demselben gerüstet wurde, was den folgenden Tag gekocht werden sollte, da erzählte die Frau, wie das Kriegen gehe. Sie schilderte, wie in den Schlachten die abgeschossenen Köpfe umherflögen, wie bei uns im Winter die Schneeflocken, wie zuweilen halbe Regimenter in einander gepreßt ohne Kopf noch eine halbe Stunde stehen blieben, bis endlich Einer hier aus falle, der Andere dort aus; wie ganze Reihen da lägen ohne Beine, Alle noch lebten und nicht sterben könnten; wie aus aufgerissenen Bäuchen die Rosse den Hafer fräßen, als wie aus Krippen. Was das für ein Geschrei und Geheul sei auf einem Schlachtfelde, wenn die Schlacht vorüber, weit schrecklicher als der Kanonendonner und das andere Gerassel, denn da sei ein Elend; wer es einmal gesehen, der vergesse es sein Lebtag nicht wieder, alle Nächte komme es ihm im Traume vor. Doch so lange noch Leben da sei, sei es nichts; aber wenn einmal Alles todt und verscharret sei, da erst werde es lebendig auf einem Schlachtfelde; da stiegen Nachts die Krieger aus der Erde und suchten ihre verlorenen Glieder, ihre Köpfe, Beine, Arme, Augen, ihr Gekrös und anderes Eingeweide; wo sie Knochen und Anderes fänden, da haschten sie darnach, und manchmal Zwei und Drei und mehr nach einem Bein oder Schädel und stritten sich darum, und wer

das Bein hätte, schlüge damit drein; so sehe man eine neue grausige Schlacht bis gegen Morgen, daß der Hahn krähe. Das fuhr den Leuten, welche Aepfel und Bohnen rüsteten, kalt den Rücken auf, sie meinten, das sei doch das Schrecklichste von Allem, wenn man nicht einmal Ruhe im Grabe hätte, sondern allnächtlich noch um sein verlorenes Gebein kriegen müßte. Dann erzählte die Frau weiter, wie das Alles noch gar nichts sei gegen die Beschwerden eines Marsches ohne Brot, ohne Wasser in einer Hitze, wo an den Uniformen die Knöpfe schmelzen, wo man bei lebendigem Leibe langsam austrockne, bis kein Tröpflein Blut mehr in den Adern sei und man ganz brandschwarz am Wege liegen bleibe, als wäre man in der Hölle selbst gesotten und gebraten worden. Wer das übersteht und nach Spanien kommt lebendig, der kann sich in Acht nehmen, nicht der Hundertste kommt davon; in Wein und Brot ist Gift; wer davon bekommt, den wirft es zu Boden, dreht ihn um und um, sprengt ihn hoch vom Boden auf, schlägt ihn nieder, bis es ihn endlich versprengt, manchmal mit einem Knalle als wie aus einer Kanone. Und wer Nachts sich niederlegt, um zu schlafen, unter dem senkt sich der Boden, denn es ist dort fast Alles unterhöhlt, und er fällt in die unterirdischen Gewölbe, wo er entweder zu kleinen Stücken langsam zerhackt wird, oder aber den Hungertod sterben muß. „Ja, so ist z'weg," fuhr sie fort, „wer in den Krieg kommt, und das wird noch Mancher erfahren; Napoleon will erst jetzt recht anfangen und zeigen wer Meister ist. Alles, was ledig ist, muß marschiren, da ist nicht Gnad', nicht Pardon, und dann kann sehen, wer wieder kommt!" Nun, man wird gestehen müssen, das war ganz artig eingeheizt und vollkommen hinreichend, die Wärme, welche zum Heirathen nothwendig ist, hervorzubringen. Michel wurde ganz tiefsinnig, und Sami sagte, das Ding gruf' ihm, er werde

auch dran hin müssen und Eine suchen; es sei ihm zwar z'wider, komme der Meister zu keiner Rechten, wie solle dann der Knecht Eine finden. Aber gehe es wie es wolle, so zerhacke ihn doch Keine zu kleinen Stücken, dazu wollte er doch auch noch ein Wort sagen, und Keine schieße ihm den Kopf ab. Als am Morgen die Frau fort wollte, gab ihr Anni ein schönes Trinkgeld und sagte: „Z'Sach ist gut; Michel hat diesen Morgen schon gesagt, z'letzt frag' er Allem nichts nach und nehme die erste Beste von der Gaß. Selb habe ich ihm ausgeredet und vom Wahrsagen gesagt; es ist ihm ganz recht, er hat Etwas darauf, wie wohl Jeder, der noch was glaubt. Wo könnte er hin, daß die Sache recht verrichtet würde?" Darauf gab die Frau Einen im Fluhgraben an; das sei der Meister, sagte sie, er könne es beidweg, er sehe z'Sach im Wasser und in den Karten.

Michel ließ den Handel nicht an die Pfanne backen; er hatte keine Nacht Ruhe, bald fühlte er seinen Kopf fortfliegen, bald lag er schwarz wie der Teufel an der Straße und seine Uniformknöpfe brannten lichterloh. Er machte sich auf nach dem Fluhgraben und Sami mit. Es nehme ihn auch Wunder, sagte der, ob nicht in irgend einer Ecke Eine für ihn gewachsen sei; öppe key Uflath u nit ganz e Blutti. Der Mann, welcher die Kunst verstand, war ziemlich alt, hatte eine spitze Nase, auf welcher eine Brille saß. „Was willst?" fragte er Michel, der sich vorangestellt. „Wahrsagen lassen," sagte Michel; „du sollst bös (groß) drinn sein." „Was willst wissen?" fragte der Mann. „He, lue, das werde ich dir nicht zu sagen brauchen," antwortete Michel. „Ja so," sagte der Mann, der nun schon wußte, woran er war; „bist du deren Einer?" Mit einigen Ceremonien stellte er eine weiße Flasche mit Wasser vor sich, sah hinein und sagte endlich: „Möchtest weiben und bist noch nicht an die Rechte gekommen; ein paar haben es

dir wüst gemacht, hättest bald einen Schuh voll herausgenommen; jetzt weißt nicht, woran du bist, und es sollte doch Eine sein, es wäre dir drum." „Aber," fragte Michel ganz erstaunt, „woher weißt du das?" „He, da im Wasser ist's ganz deutlich," antwortete der Mann. „Aber ich sehe ja gar nichts," sagte Michel; „es wird in der Brille sein?" „Probir," sagte der Alte. Mit großer Mühe klemmte sie Michel auf seine breite Nase und guckte mit offenem Munde in die Flasche; aber Wasser blieb Wasser und weiter sah er nichts. Da kriegte er Respekt und sein Glaube ward groß. „Ja, du hast recht," sagte er; „es ist mir bös ergangen, und z'Sach erleidet, und doch sött Eini sy. Aber es ist m'r erleidet deretwege e Tritt z' v'rsetze; es ist immer Alles unter den Leuten und z'G'spött hat man baar." „Du mußt doch," fuhr der Mann in seiner Beschauung des Wassers fort; „aber ich glaube, es komme dann gut, doch thu' was du willst. Sieh', da ist ein Weg, der Weg führt gegen Sonne-Mittag; er ist lang, geht durch Berg und Thal, an eine Bergseite, hoch oben in einen Boden, da sehe ich ein Bädli. Allem an ist's z'Kuttlebad, du weißt, es ist es berühmts Ort; da sehe ich Meitli, zwei, sie kommen aus dem Bad. Die Leute sind g'sundiget, es wird Sonntag sein; es dücht mich, es kommen noch andere Leute, aber erkennen mag ich es nicht recht. Da geht ein Weg wieder fort fast gegen Sonnenaufgang; auf dem gehen die Meitli fort und Zwei bei ihnen, es wird kaum fehlen, ihr seid's." „Die Eine wird für mich sein?" fragte Sami vorlaut. „Nit fast, Bürschli, sagte der Mann, „du brauchst nicht vor's Dach hinaus, um Eine zu finden!" Da thaten Beide die Augen weit auf; der Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, denn Sami war von der Meisterjungfrau eingesponnen, nur wollte er es noch nicht glauben. „So," sagte Michel, „im Kuttlebädli; das wär

noch zu erlaufen, wenn man wüßte, wann und wer es eigentlich wäre?" „Das macht sich Alles," sagte der Mann. „Wir wollen aber auch sehen, was die Karten sagen." Die Karten waren ungefähr gleicher Meinung; sie redeten auch von einem weiten Weg, der in Kurzem zu machen sei, dann kamen Zwei zusammen und die blieben beisammen, gäb wie der Alte die Karten mischte und legte. Endlich sagte er, das sei eine ausgemachte Sache, es wolle es nicht anders anziehen, das gebe eine Hochzeit und eine glückliche; es sei Alles roth darum herum, und die Bösen und Widersacher seien alle zu äußerst in den Ecken und könnten nichts daran machen. Er solle nur Muth fassen, die Sache komme gut. Michel wollte nun wissen, woher die Mädchen seien, an welchem Tage sie kommen, woran er sie erkenne u. s. w. Darauf sagte der Mann: „Das kann ich dir nicht sagen, woher sie kommen; es zeigt blos gegen Sonnen-Mittag, und in Kurzem, also am nächsten Sonntag. Und wegem Kennen häb' nit Kummer; es werden im Kuttlebädli nit viel deren Meitscheni sy, wo du denken könntest, sie wären für dich. Und wären es auch viele, so würde es dich doch zur Rechten ziehen, von wegen, was geordnet ist, das ist geordnet, und was Einem werden soll, zu dem kommt man, man mag wollen oder nicht." Michel hatte großen Respekt vor dem Manne bekommen; so Einen hätte er noch nie angetroffen, sagte er, und statt der üblichen sechs Kreuzer gab er ihm drei Batzen. Auf dem ganzen Heimwege brach Michel in einzelne bewundernde Ausrufungen aus, daß Einer im Wasser sehe, was Andere nicht, daß er sehe, wer am künftigen Sonntag im Kuttlebädli sei, und wie er sonst Alles wisse. Sami war sehr schweigsam, warf hie und da einen Zweifel ein, ungefähr treffe auch, sagte er, und ob Alles wahr werde, wisse man auch nicht. Offenbar that sich bei ihm das letzte Sträuben

gegen der Meisterjungfrau Bestrebungen kund, während er im Herzen wohl fühlte, daß er bald unter ihre Errungenschaften werde zu zählen sein. Anni hörte mit großem Erstaunen die heimgebrachten Eröffnungen, mit schlechter Freude den Nachtrag von Sami, der indessen nur seinen Glauben an das Uebrige vermehrte. Es habe schon lange was gemerkt, sagte es, aber gedacht, Sami sei so dumm nicht; nun, wenn es sein solle, so werde man es müssen geschehen lassen, aber dann müßten Beide aus dem Hause, neben einer solchen Täsche habe es nicht Platz. Es habe das Mensch erzogen, und gemeint, wie treu es sei; wenn ihm der Bub gefallen, so hätte das Mensch es ihm sagen können, und nicht hinter seinem Rücken nach dem Buben fischen, selb sei schlecht; aus dieser Falschheit könne es entnehmen, wie gut das Mensch es mit ihm meine, und was es zu erwarten hätte, wenn dasselbe einmal den Fuß im Hafen hätte. Es möchte die Meisterfrau werden und Anni könnte dem alten Haufen zu. Man sieht, es war lange, seit Anni jung gewesen, somit ist ihm zu verzeihen, daß ihm der Gang der Dinge nicht mehr so recht im Kopfe war.

Also am nächsten Sonntag wollte Michel den letzten Versuch wagen, wollte in's Kuttlebädli und sehen, wen die Vorsehung ihm zuführe. Der Ursprung dieses sonderbaren Namens ist in Dunkel gehüllt; ob man anfänglich in Kutteln badete, oder das Wasser für schadhafte Kutteln sich besonders heilsam erwies, ist nicht ausgemittelt. Jedenfalls ist das Kuttlenbädli äußerst reizend und ganz als ob man noch im Paradies wäre, und ganz allein vom Vertrauen auf Gott lebte. Der Bau ist ganz wunderbar, als ob man in den Lüften schwebte, die Lage kühn, die Aufwart patriarchalisch, die Heilkraft mythisch, der Ruf demjenigen eines ungeschliffenen Demanten ähnlich; die Effekte schlagend und bleibend,

wer sie einmal erlebt, bedarf der Wiederholung zeitlebens nicht wieder. Humboldt in seinem Kosmos scheint diese merkwürdige Erdecke ganz übersehen zu haben.

Glücklicherweise war eben ein schönes Jahr, das Wetter machte an Sonntagen selten einen Strich durch die Rechnung. Man glaubt gar nicht, wie sehr solche Witterung der Liebe zuträglich ist und die Hochzeiten fördert. So war auch der Sonntag schön, an welchem Michel die Erscheinung seiner Zukünftigen im Kuttlenbad verheißen war. Es ging gegen Herbst, doch war das Vieh noch auf den Alpen, nur waren die Alpfahrten der Menschen selten geworden. Knaben und Mädchen begannen am liebsten den Haselnüssen nachzugehen. Michel war noch nie im Kuttlenbad gewesen, er kannte daher den Weg dahin so wenig, als er wußte, wo seine eigenen Kutteln waren. Heerstraße war dorthin nicht, Häuser und Leute spärlich anzutreffen, daher nicht zu verwundern, daß er sich auf den oft kaum unmerklich ausgetretenen Alppfaden verlief und, wie früh er auch aufgebrochen, erst gegen Mittag in genanntem Bädli eintraf. Dort war es ganz einsam und kein Badegast zu sehen und zu hören. Die Badmutter handthierte in der Küche und fragte ihn, ob er zu baden begehre? Michel verneinte es und meinte, ein Schoppen thäte ihm besser, er sei bereits naß genug; wenn sie gekocht habe, begehrte er was zu essen. Die Alte sagte, der Mann hole Wein, sie seien ausgekommen, unterdessen bringe sie ihm ein Glas Enzene (Enzianen-Wasser), das sei b'sunderbar gesund und mache wohl. Michel war es in allen Fingern, zu fragen, ob Niemand da sei; aber weil er nicht den Anschein haben wollte, als habe er was Bestelltes, so that er sich Zwang an und hielt das Maul. Da die Wirthin auch nichts sagte, es bald Mittag war, Niemand sichtbar, so dachte er, der Alte habe ihn gesprengt, dem wolle er

es aber zeigen, was es heiße, ihn, Michel, zum Narren halten. Sami und er versuchten das Enzene-Wasser, fanden es anfangs höllisch bitter, doch allgemach kam es ihnen vor als nicht der schlechteste Trost im Elend. Sie sahen sich fast die Augen aus nach Sonnenaufgang; endlich bewegte sich von dorther was im kurzen Tannenwald. Michel's Herz gumpete fast vor Freude, und schrecklich Wunder nahm es ihn, wie es Eine sei. Näher kam es, aber es war ein wunderliches Wesen ohne Kopf. Als dasselbe aus dem Walde kam, sah man, daß es der Wirth war mit einem Reff auf dem Rücken und auf dem Reff lag das Fäßlein, welches dem Wirth über dem Kopf emporragte. Die Wirthin empfing den Mann nicht freundlich; er wisse, wie sie z'weg sei ohne Wein, und wenn er Verstand hätte für einen alten Berner Kreuzer, so wäre er schon vor zwei Stunden zurückgewesen. Aber wenn er 'mal über die Schwelle schmöcke, so hätte man gute Augen, ehe man ihn vor der Abendröthe wiedersehe. Die schlechteste Magd sei heilig gegen ihn und die ärgste Klapperfrau thäte ihm nicht die Schuhriemen auf; wenn sie es auch so machen wollte, sie hätten längst vor den Haag hinausgewurstet. Er solle machen, daß er mit in Keller komme und zwei Guttern füllen, es wisse kein Mensch, wie viel sie schon gebraucht hätte, wenn sie welchen gehabt. Unterdessen wolle sie anrichten, dann könne man essen, wie man es hier oben habe. Wem es nit g'schmöck, chöns lah hocke. Man hätte hier kein Eingericht wie in den Gasthöfen; man gebe, was man habe und wie man es verstehe, und wem es nicht gut genug sei, könne einen Stecken dazu stecken und ung'fresse weiter, bis er zu was Besserm komme; sie frage dem wenig nach. Das war eine souveraine Sprache, indessen keine ungewöhnliche auf den Bergen. Michel achtete sich dieser Rede nicht viel, er sah nur nach Sonnenaufgang, und wenn ein Tannengipfel

sich rührte im Winde, meinte er, die Verheißene rücke an, und immer war es nichts und wieder nichts; die erwartete Sonne wollte ihm nicht aufgehen. Endlich rief die Wirthin: „Dir cheut cho esse!" Michel wandte sich dem Klange zu. Einstweilen könne er nichts Besseres thun, dachte er; habe er gegessen, warte er nicht länger, sondern mache sich dem Fluhgraben zu, dort wolle er Flasche und Brille lieb haben und dafür sorgen, daß man weder Wege, noch Mannevolk, noch Weibervolk darin sehe. Er mußte tief sich bücken, als er in den Speisesaal trat, der von einem Geißenstall sich nur dadurch unterschied, daß weder Geißen noch eine Krippe darin waren, sondern blos Menschen und ein Tisch, dessen Beine aber das Podagra hatten und bei der kleinsten Berührung in die größte Bewegung geriethen. Michel setzte sich ungenirt oben an und kam groblecht an ein Bein, daß es der Suppe auf dem Tische fast übel ward und sie auf die Seite sich legen wollte wie ein Schiff im Sturm. „Du großer Löhl, kannst nicht Acht haben, wo du mit deinen Ankenkübeln hinfährst; man hat hier nicht Tischbeine wie Thürpfosten!" sagte die Wirthin. „Geh, sieh wo die Blättere bleiben," herrschte sie dem Manne zu; „wenn sie was wollen, sollen sie kommen, sonst sollen sie es hocken lassen, es ist mir auch gleich!" Michel achtete sich der Worte nicht, aber wie der Wirth aus der Thüre wollte, ging dieselbe auf und zwei Mädchen kamen herein, ein großes und ein kleineres, das dem Herrn (der Unterweisung) kaum entronnen schien. Sie gehörten offenbar nicht in's Haus, waren nicht hoffärtig, aber solid und reinlich, so was man sagt, vornehm angezogen, d. h. wie man es in einem Hause pflegt, wo man das Währschafte vermag und den wohlfeilen Flitter verschmäht. Michel vergaß Maul und Nase offen. War's sie, oder war's sie nicht? „Habe bald geglaubt, ihr wollet im Wasser bleiben bis ihr

weiß geworden!" sagte die Wirthin spöttisch. „Wir hätten es im Sinn gehabt," sagte das größere Mädchen unb'sinnt; „da kam der Wind, daß wir glaubten, er nehme uns sammt der Hütte fort. So glaubten wir, es sei doch richtiger, wenn wir die Kleider am Leibe hätten, als wenn wir sie erst wieder in Tannen und Böden zusammenlesen müßten." „Das ist nicht halb so gefährlich," sagte die Wirthin, die gerne hieb, aber nicht gerne sich hauen ließ, böse; „die Hütte hat's schon lange gehalten und wird noch lange stehen, wenn schon manche Gärnase, welche sie ausgespottet, unter dem Boden ist. Aber komm jetzt und hock ane, so können wir essen, mit Dampen ist z'Sach nit g'macht!" Die Mädchen setzten sich, das ältere zu oberst auf den Vorstuhl, während Michel obenan saß, zwischen ihnen in des Tisches Ecke saß der unvermeidliche Bäri, mit besonderer Sehnsucht in seinen schmachtenden Augen. Wirth und Wirthin saßen auf patriarchalische Weise mit am Tische; wo hätten sie sonst sitzen und essen sollen, da im niedlichsten aller Badeorte, im Kuttlebädli, eben nur ein Tisch war? In einem großen Napf war eine dicke Fleischsuppe, in welcher der Safran nicht gespart war; diese wurde mit den Löffeln aus dem Napf gegessen. Sie habe Suppenteller gehabt, sagte die Wirthin, aber sie seien zerbrochen und sie habe keine mehr angeschafft, sie habe gefunden, sie trügen Nichts ab; es sei kommode, wenn Jedes aus der Kachel nehme bis es genug habe. Das Mädchen that ganz unbefangen und schwatzte zwischen dem Suppenessen, was ihm gar wohl anstand, indem es sehr schöne Zähne hatte und überhaupt lieblichere Mienen wenn es sprach, als wenn es schwieg. Es sei hungerig, sagte es; sie seien am Morgen in aller Frühe fort, und seither habe es Nichts gehabt. Sie hätten zwei Gusti (junge Rinder) auf dem Fahrniesel, und gestern Abend hätten sie vom Hirten den Bescheid

erhalten, das eine sei krank; der Vater habe heute weiter müssen, da habe er sie mit Zeug hinaufgeschickt. Als sie die Sache verrichtet, sei sie die Lust angekommen zu baden, das hätte ihnen die Müde ganz genommen. Michel saß da ganz wie verstaunt. Das Mädchen gefiel ihm b'sunderbar wohl, es dünkte ihn, er müsse es schon gesehen haben, doch konnte er nicht daran kommen, wo? Endlich kam ihm in Sinn, er sollte doch auch was sagen. Er fragte, was das Gusti gehabt und was für Zeug es gebracht? Das Mädchen gab ganz gründlichen Bescheid über Beides, daß man wohl sah, es war in diesem Fache zu Haus, ganz wie es einer guten Bäuerin wohl ansteht.

Unterdessen war der Napf ausgelöffelt, die Wirthin theilte hölzerne Teller aus und brachte dann Speck, schön braungelben, gesalzenes Fleisch und Apfelschnitze. Sie gebe es, sagte sie, wie sie es habe und es verstehe; wem es nicht recht sei so, könne es hocken lassen, und ein ander Mal daheim bleiben. „He,“ sagte das Mädchen, „es würde euch doch nicht das Rechte sein, wenn Niemand käme, ihr wäret eine seltsame Wirthin.“ „Viel nach der Gastig frage ich nicht,“ sagte die Wirthin; „dann kommt's mir noch auf die Gastig an. Dem junge Volk, wo nichts kann als ausführen und aufbegehren, selbem frage ich z'Tüfels viel nicht nach, selb muß ich sagen; das könnte meinethalb bleiben, wo es wollte. Still und ehrbar Lüt, die wären mir wohl recht, wider die habe ich nichts. — Seh, du G'stabi,“ kehrte sie sich zu ihrem Manne, „stellst Wein auf den Tisch und giebst keine Gläser dazu; aus dir giebt es dein Lebtag keinen Wirth und sonst nichts!“ „Du hast da einen b'sunderbar schönen Hund,“ wandte das Mädchen sich zu Michel, „und gar gutmüthig sieht er drein. Darf man ihn anrühren oder ist er bös?“ Als Michel versicherte, er sei der beste Schlabi von der Welt,

thue keinem Kinde etwas, sobald man ihm nichts thue, streichelte es ihm den Kopf, was Bäri mit großem Behagen geschehen ließ. Es habe die Hunde b'sunderbar gerne, aber sie wüßten es auch und liebten ihns, fuhr das Mädchen fort. Ihr Rämi habe heute mit aller Gewalt sie begleiten wollen und schrecklich gethan, als sie ihn nicht nachgelassen; aber sie wisse es wohl, wie man es mit Hunden auf den Bergen habe, daß man oft ihretwegen des Lebens nicht sicher sei. Die Kühe haßten nichts mehr als Metzger und ihre Hunde, sie schienen es alle zu wissen, daß die ihnen die Kälber entführten und tödteten. „Schnellt er mich, wenn ich ihm was gebe?" fragte das Meitschi und hielt Bäri vorsichtig ein Stück Brot dar, und Bäri nahm es mit Anstand und Vorsicht ab und ließ es sich behagen. Als nun Fleisch und Speck umgingen, Jedes sich eine Portion abschnitt, den Rest weiter gab, versah das Meitschi sich reichlich, daß der Wirthin eine Bemerkung zuvorderst in den Hals kam. „Liebst Speck?" fragte das Meitschi Bäri und hielt ihm ein schön Stück dar. Bäri faßte es mit glänzenden Augen und schmalzte dran in süßem Behagen. Sami blickte Michel bedeutsam an und stieß ihn überdies noch mit dem Fuße und zwar so stark, daß es dem Tisch fast übel ward. Bäri war es sehr wohl bei der Sache, er stieß nun statt den Michel das Meitschi mit der Nase an den Ellbogen, wenn sein Herz Etwas begehrte, und das Meitschi ward nicht ungeduldig, sondern sagte immer freundlich: „Ja, du gutes Thier mußt was haben, wirst hungerig sein, haben dich vielleicht diesen Morgen vergessen." Das Fleisch war wahrscheinlich von der Kuh, welche Noah in seinem Kasten gehabt, es war ein gräulich Beißen, welches begreiflich Bäri am wenigsten Mühe machte. Er war mit drei Bissen fertig, ehe die Andern an einem nur recht angefangen. Das Mädchen mußte List und Vorsicht brauchen,

dem Bäri zu genügen und nicht unverschämt gegen die Andern zu sein. Es brauchte gute Redensarten gegen Menschen und Hund, war besonders manierlich gegen Sami, sagte, er solle nehmen, es begehre ihn nicht zu verkürzen, es sei billig, daß Jedes zu seiner Sache komme; aber der Hund wolle einmal auch bis er satt sei, und dagegen könne ihm Niemand was haben. Es wollte sich selbst lieber am Maul abbrechen, als daß es ein arm Thier möchte hungern lassen. „Es ist mir gut gegangen, daß ich diesen Morgen ein frisch geschliffen Messer gehabt, als ich Fleisch und Speck abhieb und es tief hineinging; hätte ich gekocht wie sonst, so thäten du und der Hund es alleine fressen und die Andern hätten das Nachsehen!" brach die Wirthin endlich los. „Es ist sonst der Brauch, erst die Menschen und dann das Vieh!" „Es geht beidweg," sagte das Mädchen, „besonders auf den Bergen, wie man sagt. Du bist nur böse, daß dir nichts über bleibt für das Kuchischäftli. Ich habe nicht Kummer, daß du dir nicht zu helfen weißt; und was man braucht, das zahlt man auch, dafür sei nicht in Kummer. Seh, wo hast dein Glas? Nun, Wirth, ist das Manier, der Frau kein Glas zu geben!" so sprach das Mädchen, griff auf die zweite Maaß, da Michel die obere handhabte, schenkte der Wirthin, trotz ihrem Protestiren, sie liebe den Wein nicht, ein und auch dem Wirthe, dann den Andern mit dem Bemerken, es hätte von Michels Wein getrunken, er solle nun von seinem auch probiren, es liebe das Schmarotzen nicht. Während es auf diese Weise freigebig that mit Speise und Trank, brauchte es von Beidem für sich sehr mäßig. Da war nichts zu sehen von dem Lauern, ob noch genug übrig bleibe, die Andern zu viel nähmen, kein Kummer sichtlich, daß es übervortheilt werden möchte. Michel schmolz fast vor Bewunderung und Sami ward gar nicht fertig mit Blicken und Stüpfen. Die Wirthin

sagte mehr als ein Mal: „Nu, du Gast, hest Wespi i de Hose, daß de dyni Schichi (Beine) nicht still halten kannst unterm Tisch? Da stüpft und müpft si nüt; we d'r z'Sach nit recht ist, so laß sie sein und packe dich! Vo so einem Gränni lah ih mih nadisch nit usführe!"

Endlich war das sündfluthliche Fleisch verwerchet, der scharfe Speck zum guten Theil gebraucht, den Schnitzen der Garaus gemacht und Michel befahl die dritte Maaß. Er sei durstig wie eine Kuh, welche verbranntes Emd gefressen, er wisse nicht, wie das gehen solle diesen Nachmittag. Das Meitschi machte Umstände mit dem Trinken; der Durst plage ihns auch, sagte es, aber mit Wein löschen sei gefährlich. „Rösi," sagte es zu seiner Schwester, „hol' doch Wasser, das löscht besser." „Es würde Einen meinen, ihr hättet noch nie Fleisch gefressen, daß ihr so thut wegem Durst," redete die Wirthin. „Salzet man das Fleich nicht, so stinkt's im Sommer, salzt man recht, so kann man es behalten bis man's braucht. Daneben wenn alle Sonntag hungerig Hüng kämen, ja freilich, dann könnte man Salz sparen! Verdursten werdet ihr nicht, es ist Wasser und Wein genug, bis ihr heim seid. Reut dich das Geld oder hast du keins, so hänge das Maul an jede Brunnröhre, der Durst wird dir schon vergehen! Oder das Meitschi soll dir Wein zahlen, es thut's gern mit Schein!" „Selb, Wirthin, weißt noch nicht," sagte das Mädchen. „Ich habe schon mancher bösen, wüsten Frau flattirt, daß sie mich ruhig lasse, deswegen aber ist es nicht gesagt, daß ich Allen flattire, Jungen und Alten." Der Wirth lachte und zog damit sich das Wetter auf den Hals. Das Meitschi vernahm blos: „Du hast ein Maul wie eine Schlange, hänge dich jung, sonst schlägt man dich todt, ehe du alt wirst!" Darauf forderte das Mädchen die Uerti, und duldete es nicht, daß Michel ihm einen Kreuzer für seinen Wein bezahlte. Er

wolle auch fort, sagte Michel, aber er möchte wissen, wo er durch müßte, er sei verirret und sei ganz nebenaus verschlagen worden. „Wo willst aus?" fragte der Wirth. Da sagte Michel, er wolle heim, durfte aber den Knubel nicht angeben als seinen Wohnort, sondern brauchte einen andern Namen. „So," sagte der Wirth, „hätte bald geglaubt, du seiest der Knubelbauer." „Kennst ihn?" fragte Michel. „Nein, nicht von Angesicht, aber viel von ihm gehört habe ich, die Kirchen- und Märitleute reden ja von niemand Anderm; das muß mir ein Kalb sein, wie man nie von einem solchen gehört!" „Die Leute sagen Manches," sagte Michel mürrisch, „es ist nichts wahr daran. Aber wo muß ich durch?" „Gehe mit den Meitlene, sie kennen den Weg bis in den Graben und durch den Graben bis er sich scheidet, dann hältst du links und sie gehen rechts; weiter kannst fragen," berichtete der Wirth. Das war Michel sehr recht, und sie marschirten miteinander ab ohne Complimente. Michel kam es nicht einmal in Sinn zu fragen, ob er mit ihnen gehen dürfe? Hätte er gefragt, hätte er wahrscheinlich zur Antwort erhalten: hier habe man nichts zu erlauben, hier kann ja Jeder laufen, wo er will. Die Frau Wirthin sah ihnen mit verschränkten Armen nach und sagte: „Das nimmt mich jetzt verflurt Wunder: war das eine abgeredete Sache, oder haben die einander hier von ungefähr gefunden? Aber sei das wie es wolle, das Meitschi ist e verflurti Täsche, und der muß es haben, er mag wollen oder nicht. So hab' ich noch Keine thun sehen, wenn sie Einen verheren wollte, wie die, und doch ist im Kuttlebädli schon Manches gegangen, und ich habe mehr gesehen als mancher Pfau, dem man Frau Wirthi sagt, die aufzieht wie der Ostermontagstier und meint, was sie sei." Als sie das gesagt hatte, machte sie rechtsum und dirigirte ihren Mann beim Abwaschen.

Die Viere aber pilgerten den Berg ab, wobei Bäri fast mehr hinter dem Meitschi war als hinter Michel, demselben sich gar holdselig erzeigte. Je weiter sie gingen, desto mehr kam Michel in Verlegenheit. Was nun? dachte er. Sage ich, wer ich bin, so thut es wüst, sage ich es nicht, so ist z'Sach verspielt, oder ich muß wieder von vornen anfangen. Er that, als hätte er einen Stein im Schuh, saß ab und Sami mußte ihm den Schuh ausziehen; die Mädchen gingen weiter. Und jetzt, fragte er Sami, was machen? „Die laß nicht fahren," sagte Sami; „frag, ob mit ihr heim dürfest, und sag', wer du bist. Die fährt dir nicht aus der Haut, zähl' drauf." „Meinst?" sagte Michel und machte, daß er wieder in den Schuh kam. „Wenn es dich dücht, es sei nöthig, so hilf mir mit Reden. Sie ist allweg von gutem Haus und nicht Eine, die im Jahr nur ein Mal Fleisch und Wein sieht." „Frag sie," sagte Sami, „wo sie daheim sei, dann fragt sie dich auch, dann sag's. Und will sie davonspringen, will ich sie halten, aber ich glaub' nicht, daß sie es thue." Michel machte sich nach, eben weit waren die Mädchen unter der Zeit auch nicht gekommen. Nach einer langen Pause, denn die Mädchen waren eben auch nicht redselig, sagte Michel: „Um Vergebung z'frage, habt ihr weit heim?" „Gut drei Stund," sagte das ältere Mädchen, „sie sind nicht breit, aber lang," dann schwieg es. „Um Vergebung z'frage," fuhr Michel fort, „wie sagt man dem Ort?" „Rosebabisegg," antwortete das Mädchen und schwieg. „Ich habe von dem Ort auch schon gehört," sagte Michel; „ich glaube, ich thäte am besten, ich käme mit euch bis dorthin, hier ist mir der Weg nicht bekannt, von dort könnte ich ihn schon finden, man ist doch dort wieder in der Welt, wo man einen Menschen antrifft, den man fragen kann. Unterwegs will ich gerne noch eine Maaß zahlen von wegen dem Wegzeigen und

wegen der Bekanntschaft." „Um Vergebung z'frage, wo kommst dann du her?" fragte das Mädchen. Ja, Michel hatte einen weiten Hals, aber für die Antwort auf diese Frage war er doch fast zu enge. Er sagte sonst mit großem Selbstbewußtsein: „Ich bin der Knubelbauer!" aber die Zeiten können sich ändern. „Du wirst doch an einem Orte daheim sein," sagte das Mädchen; „oder darfst es nicht sagen?" Da ermannte sich Michel. „Ich wüßte nicht, warum ich es nicht sagen dürfte, ich komme vom Knubel, wenn du weißt, wo der ist, und bin der Bauer dort!" „Saker!" sagte das Mädchen; „bist du der, und hast mich noch nicht geprügelt und der Hund mich nicht gefressen? Da kann ich von Glück reden, daß ich so davon gekommen bin. Aber jetzt wird es Zeit sein, daß wir auseinandergehen, während wir noch im Frieden sind und Alle lebig. Dort, bei jener Eiche, gehst du rechts und ich will links. Mein Weg ging eigentlich weiter vornen ab, aber wenn ich da die Halde aufgehe, und jetzt verderbt man nichts, so kürze ich ab." „Nein, das thust mir jetzt nicht," sagte Michel. „Ich that noch keinem Menschen was zu leide, und allweg hast du nichts von mir zu fürchten. Aber man muß nicht Alles glauben, was die Leute b'richten, z'Hundertste ist nicht wahr. Gerade so machen es mir die Leute; ich weiß wohl warum." „Weiß nicht," sagte das Mädchen. „Es heißt im Sprichwort: wo Rauch ist, ist immer auch Feuer. Daneben geht's mich ja nichts an; ich habe mich des B'richtens der Leute nicht einmal geachtet." „Hast du was zu klagen über mich?" fragte Michel. „That ich wie ein Umensch oder gar wie ein Utüfel?" „Ich sah nichts Apartes," sagte das Mädchen; „ich habe nicht zu klagen, ich habe schon Uwatliger angetroffen. Daneben hast auch nicht Ursache gehabt wüst zu thun. Es hat dir Niemand was in den Weg gelegt, und für sein Geld soll man an allen

Orten ruhig essen können." „Ja, und wenn es auch aus meinem Geld ging, konnte Jede ruhig essen und genug, wenn sie nicht Alles für sich alleine wollte und Niemanden sonst was gönnte. Aber mit Schein, weißt du mehr von der Sache?" fragte Michel. „Hast nicht gehört, daß ich mich des B'richtens wenig achtete? Ich weiß blos, daß du weiben wolltest, Meitschi b'schicktest, mit ihnen wohl stark umgingest und gröbelig, daß ihnen die Lust verging Knubelbäuerin zu werden. Weiter weiß ich nichts; und jetzt Adie und lauf nit stark. Hier ist die Eiche und da mein Weg!" „Ich komme mit," sagte Michel, „ich muß dir b'richten, wie z'Sach ist; komme ich heim, wann ich wolle, es balget mich Niemand." „Möglich," sagte das Mädchen; „aber vielleicht mich, und gleich ist Geschrei im Land. Daneben habe ich dir einstweilen den Weg nicht zu verbieten, so lange er nicht durch unser Land geht." „Z'Sach ist die," sagte Michel; „sieh' wie ich dran bin, es ist bym Donner noch Niemanden so gegangen wie mir. Es heißt im Lied: Z'Anneli wott verfrüre a d'r Sunne, so cha ih vor luter Meitlene nit zum Wybe cho, finde niene die Rechti." Nun erzählte er in all seiner angestammten Gutmüthigkeit, wie er z'weg sei. Er habe mehr als genug Sachen, sei wohl daneben, aber des allgemeinen Gebrauchs wegen und weil man daneben sonst nicht sicher sei, müsse er heirathen; aber es sei sein Begehren, daß, wie bis dahin, Alles im lieben Frieden gehe, seine Leute die Sache recht hätten, seine Alte, verwandt sei sie ihm nicht, aber zu ihm und seiner Sache habe sie gesehen wie eine Mutter, recht respektirt werde. Die erste Beste habe er nicht nehmen, die Katze nicht im Sacke kaufen wollen, und Jede, mit welcher er es probirt, habe gethan wie eine Katze am Hälsig (Strick). Aus der Nähe habe er Keine mögen, er kenne sie zu gut, und begehre nicht die ganze Verwandtschaft alle Tage vor der Thür.

Die Alle hätten ihm nun das Geschrei gemacht, und z'Huttwyl sei es besonders wüst gegangen, und dessen hätte er sich doch durchaus nichts vermögen. Das Meitschi habe gethan wie ein wild Thier. „Du kannst doch selbst sagen," meinte er, „ob Bäri so bös ist, wenn man manierlich mit ihm umgeht; aber einen fremden Hund muß man niemals schlagen, selb weiß doch Jeder, der Verstand hat." Darüber habe man ihm einen Lärm gemacht, daß ihm das Leben fast erleidet sei, und ihm lieber gewesen, er müsse nicht viel unter die Leute. So schloß Michel sein Herz auf und das Meitschi hörte ihm theilnehmend zu. Wenn es so sei, wie er sage, und es werde sein, sagte es, so müsse es Bedauern mit ihm haben, und man habe es ihm wüst gemacht; es werde aber vielleicht nur deretwegen sein, daß ihm Keine anständig gewesen. Indessen wenn man die Andern hörte, so würden sie auch Etwas zu sagen wissen, daß man zuletzt doch nicht recht wisse, wer Recht habe und wer nicht. Michel berief sich auf sein heutiges Benehmen, woraus es doch schließen könne, daß er nicht ein solcher Uflath sei, wie man aus ihm machen wolle. Das Mädchen gab das zu, setzte indessen noch hinzu, ein Tag sei nicht alle Tage. So waren sie eine weite Strecke gewandelt und kamen endlich zu einem Wirthshause. Michel meinte, der alte Speck kratze ihn noch immer im Halse und das hunhundertjährige Fleisch. Mit Wasser habe er nichts daran machen können, er möchte es jetzt mit Wein probiren. Nach Landsitte wehrten sich die Mädchen und mußten mit Gewalt in's Haus gezerrt werden, das nennt man Schreiß haben. So geschieht es, daß ein Bursche rechts zerrt, ein anderer links, daß dem armen Meitschi das Schicksal des Kindes droht, welches die zwei Weiber nicht theilen konnten, und Salomo zu halbiren drohte. Im Wirthshause war es nicht geheuer: eine wilde Bande, welche den schönen Sonntag

ebenfalls zu einer Bergfahrt benutzt hatte, war dort eingekehrt, Buben und Meitscheni. Es war übermüthiges Volk, welches den Tag nicht würdiger beschließen zu können glaubte, als mit einer tapfern Schlägerei. Sie höhnten und neckten auf alle Weise, stießen an Michels Tisch, müpften im Vorbeigehen Sami, der vornen am Tische saß; sie trieben es so, daß Bäri seinen Meister unverwandt ansah mit fragendem Blick: Willst du, oder soll ich? Die Mädchen waren der Bande bekannt, nicht so aber Michel; aber weil er einen Kameraden und einen großen Hund bei sich hatte, wie der Knubelbauer auszuziehen pflegte, so fragten die Andern, ob das etwa der Knubelbauer sei, den sie da aufgelesen? Die Meitscheni kämen manchmal z'weg, daß Einer herbei müsse, und wär's d'r Tüfel oder selbst der Knubelbauer. Da müsse doch Eine auch von einer tauben Kuh gefressen haben, wenn sie nur an den denken möchte, geschweige ihn nehmen. „Das schlechtest Jungfräuli, wo sieben Thaler Lohn hat für's ganze Jahr, und eine Meisterfrau, welche dem Teufel von seinem Karren gefallen, möchte ihn mit keinem Finger anrühren, und wer ihn auf hundert Schritte sieht, sagt pfi Tüfel! und macht, daß er abweg kommt," so ward ganz fein gestichelt. Michel zitterte am ganzen Leibe vor Zorn, biß sich die bleichen Lippen blutig, war auf dem Sprunge loszufahren und die Stube zu räumen von der ganzen Bande. Aber das Meitschi hielt ihn nieder, bat: „D'r tusig Gottswille nit, nit! Thu als hörtest du es nicht, als ginge es dich nichts an. Was macht dir doch, was die Lümmel sagen; sei diesmal der Witzigere, trink, mach aus, wir wollen fort!" Es hielt Michel hart, der rücksichtslose Zorn wollte ihn fassen mit aller Macht, der Wunsch, es mit dem Meitschi richtig zu machen, gab ihm die Besonnenheit, einen blutigen Strich durch seine Rechnung zu vermeiden. Es war das erste Mal, daß

er einer solchen Versuchung widerstand und einen angebotenen Streit nicht aufnahm mit aller Kraft. Michel zahlte, man brach auf. Die andern Burschen griffen nach den Mädchen, wollten sie auf ihre Bänke ziehen, aber diesen war es Ernst, sich nicht schreißen zu lassen, rissen sich rasch los, machten sich zur Thüre aus; langsamer ging Sami nach, zuletzt kam Michel ganz langsam, und Einer der Bursche konnte sich nicht enthalten, ihm ein Bein vor zu halten, und ein Glas surrete neben seinem Kopfe vorbei und zersplitterte an der Wand. Michel hatte das erwartet; mit einem kurzen unmerklichen Schwunge schlug er den, welcher ihm das Bein vorgehalten, über den Tisch hin zwischen Gläser und Flaschen mitten hinein, daß es einen Mordsspektakel gab, während er ganz gelassen zur Thüre hinaus und den Andern nachging. Begreiflich gab's Lärm drinnen, und wie aus einem Wespennest, in welches man mit einem Stocke geschlagen, die Wespen, schossen aus der Thüre des Hauses die Bursche. Draußen im Weg hatte sich Michel gestellt und rief, hätten sie Lust an ihn, so sollten sie nur kommen, aber er sage es zum Voraus, was er machen könne, das mache er, sie sollten sich in Acht nehmen; er sei auf offener Straße und auf seinem Heimwege, habe das Recht sich zu wehren. Die Feinde sprangen nicht eines Satzes an ihn hin; Michel und sein Hund, der lustig mit dem Schweife wedelte, als sei Etwas für ihn im Anzuge, flößten Respekt ein. Sami brach einen Zaunstecken ab, die Mädchen riefen: „D'r tusig Gottswillen, chömit doch, chömit!" Steine, Stöcke flogen gegen Michel, der Feind drängte vorwärts; da sagte Michel: „Bäri faß!" Und Bäri schoß in langen Sätzen auf die Bande ein und hui! wie die auseinanderstob. Denn nicht bald macht Etwas einen raschern Eindruck, als so ein plötzlicher Hundsanfall. Den Letzten sprang Bäri nieder mit einem Satze; Michel, zufrieden mit diesem

Siege, rief Bäri ab, der langsam kam, und ging lachend und spottend den Mädchen nach. Sami mit dem Zaunstecken und Bäri mit seinen blanken Zähnen deckten den Rückzug, der nicht unangefochten blieb. Auf dem Wege und zu beiden Seiten den Zäunen nach wurden sie verfolgt eine gute Weile, indessen zum offenen Angriff kam es nicht mehr, und am Ende ward auch die Verfolgung aufgegeben. Als sie darauf zu einem Scheideweg kamen, stand das Mädchen still und sagte: „Sieh', hier geht dein nächster Weg, und b'hüti Gott u zürn nüt!" „Ja," sagte Michel, „so ist's nicht gemeint; ich lasse dich nicht alleine heimgehen, ich komme mit." Das Mädchen wehrte sich, sagte allerlei, und namentlich, was Vater und Mutter sagen würden, wenn es mit einem fremden Burschen heimkäme, von dem sie nicht wüßten, wo es ihn aufgelesen. Aber Michel setzte nicht ab; er meinte, es hätte sich seiner nicht zu schämen, er sei nicht von der Gasse, und wenn es ihn nache layh, so werde es sich gewiß nicht reuig. Endlich ward eine Convention abgeschlossen folgenden Inhalts: Daß er mitkommen dürfe bis zum Hause, aber nicht in's Haus; im Walde, welcher daran stoße, solle er warten, bis es mit Vater und Mutter geredet. Hätten sie nichts dawider, so wolle es ihn rufen, sei es ihnen aber nicht recht, so müsse er weiter. Michel ließ sich das gefallen; er sagte, er habe nichts Böses im Sinn und Vater und Mutter scheue er gar nicht, z'Gunträri. „Ich will es dir geradezu sagen: ich muß eine Frau haben, und du gefällst mir; auf Reichthum habe ich nicht zu sehen, ich habe Sachen genug einstweilen, es manierlichs und gutmeinends Weibervölkli, selb ist d' Hauptsache. So Eins scheinst mir, und je eher wir die Sache richtig machen, desto lieber wär's mir; es ist mir erleidet, alles Wüste ausstehen zu müssen. Oder was meinst, hättest du was darwider?" „Du bist pressirt," sagte das Meitschi, „das geht

nicht halb so geschwind, als du meinst; ich habe daheim zu essen und zu arbeiten, ich bin ihnen nicht erleidet und sie mir nicht. Ich weiß ja nicht einmal recht, wer du bist, ob wirklich der, für den du dich ausgiebst? Und dann sollte man doch auch nachfragen, was eigentlich mit dem Knubelbauer sei, ob er verrückt im Hirni sei, oder ob erlogen, was man b'richtet? Daneben will ich nicht sagen, daß ich nicht mannen wolle, für was ist man sonst da? Wenn man es gut machen kann, so wär's ja dumm, wenn man es nicht machte. Wir sind unserer Viele, da muß ein Jedes mehr oder weniger zu sich selbsten sehen, und wenn Eins mannet, haben die Andern nur desto besser Platz. Aber verbösern will ich es nicht; will ich ändern, so will ich's verbessern. Es ist nicht, daß Einer angeschmiert wäre mit mir, und, wenn er meinte, er habe eine Bäuerin in's Haus gestellt, er nur einen Tätsch hat, ein faules Pflaster, das nichts versteht und nichts mag! Eine Haushaltung führen macht mir keinen Kummer. Die Mutter mag nicht mehr recht nach, sie hat gar viele Kinder gehabt und sonst bös, von wegen der Vater ist z'Zyte e Handliche, da habe ich schon manches Jahr das Meiste gemacht, küchlet (gekocht) und z'Säu g'fuhret und pflanzet; nicht Manches hätte es ausgestanden, aber mir hat es Nichts gethan, ich bin Gottlob gesunder Natur, ich habe in meinem Leben noch keine ungesunde Stunde gehabt." „Gerade so Eine möchte ich," sagte Michel; „von wegen ich habe es auch so, war auch niemals krank, da schickten wir uns gut zusammen. Bös haben bei mir solltest du nicht und was du nicht machen möchtest, das machten Andere. Wegem Werchen mangle ich keine Frau, sondern nur um zur Sache zu sehen und z' luegen, daß es läuft. Ich meinte nicht, daß meine Frau es böser haben sollte als eine Taunersfrau (Tagelöhnerfrau), wie es manche Bäuerin hat. Wenn du ausreiten (ausfahren) willst, brauchst nur zu

befehlen, daß man anspanne, ich habe ein b'sunderbar schönes Rytwägeli, und über's Geld söttist könne, so gut als ich, und nehmen unb'sinnt, was d' mangelst, von wegen es mag es erleiden." „Das wäre guter Bescheid," sagte das Meitschi, „so könnte man dabei sein, wenn man den Frieden könnte behalten, der ist die Hauptsache, wo der nicht ist, da hat Alles gefehlt. Ich weiß nicht, wie es mit dem wäre bei dir, ich zweifle, daß man ihn behalten könnte!" „Wie meinst?" sagte Michel, „ich verstehe dich nicht; ist ja nirgends größerer Friede als bei uns auf dem Knubel!" „Ja, jetzt," antwortete das Meitschi; „aber wenn eine Frau käme, würde das schon anders werden." „Warum?" fragte Michel. „He," lautete die Antwort, „es soll da eine wüste Alte sein, welche jetzt regiert und keine Frau dulden will, weil sie dann nicht mehr einsacken und meistern könnte wie sie will; bei dieser könnte es Keine aushalten, heißt es. Häbs nit für ungut, aber so reden die Leute." „Die Donnere," sagte Michel; „wart, wenn ich wüßte, wer das ersinnet hätte, den schlüge ich stötzlige dür e Bode ab, daß er ung'sumt auf der andern Seite rausführe. Das ist die beste Alte, wo es giebt; nit daß es Einem in einem Auge wehe thäte, hat diese veruntreuet, z'Guntrari, die gäbte eher aus ihrem Sack. Die möchte, daß ich heirathete, und eine Frau hätte bei ihr die besten Händel, sie würde ihr die Hände unter die Füße legen, wenn sie darnach thäte, nicht eines Tags Alles neu machen wollte, oder Niemanden was gönnte, oder mich plagen und nicht zu mir sehen würde!" „Was mangelst du, daß man zu dir sieht, bist nit selbst groß genug, oder mußt noch g'wiegelt sein und sust g'rathsamet?" fragte das Mädchen lachend. „He, sieh'," sagte Michel ehrlich, „sie hat mich seit der Mutter selig für ihr Kind gehabt und jetzt noch. Sie legt mir d' Kleider z'weg und z'Halstuch um, mit selbem weiß ih neue

nüt z' mache; sie luegt, wenn ich fortgehe, daß ich Alles habe, und wenn ich heimkomme, daß ich was Warmes finde. Und z'Sach hat sie mir gegönnt, was ich gerne aß, das fehlte mir nie, und mein apartige Napf mit guter Milch oder Nidle fehlte mir nie über Tisch, und sie hatte es recht ungern, wenn ich von der andern Milch nahm, wenn ich durstig war. Wenn eine Frau das leiden mag und alt Brüch (Gebräuche) nit abschaffet und öppe fragt jeweilen: Anni, b'richt' mi, wie hescht's im Bruch? und Anni, wie meinst? und Anni, was liebt Michel? so hat sie die besten Händel. Und warum wollte Eine das nicht thun, es ist ja nichts leichter." Schwerer als du meinst, dachte das Meitschi, aber sagte es nicht. „Aber warum ist die dir dann vor allem Heirathen? Es heißt ja, die sei schuld daran, daß du noch Keine hättest. Allemal, wenn du Meitschi bestellt, habe sie dich vorher so aufgewiesen, daß du so gröbelig gethan, das Wüstest alles gemacht, daß Keine sich habe trauen dürfen, sondern froh gewesen sei, daraus zu stellen so schnell möglich, um nur mit dem Leben davon zu kommen! Ist denn dies etwa auch nit wahr?" „Nein, und das ist es nicht, und rede es wer wolle, so ist's nicht! Höre, z'Sach ist die, ich darf dir sie jetzt wohl sagen: es hat mir Kummer gemacht, bei der schlechten Welt ein Meitschi zu finden, das gutmeinend ist gegen Menschen und Vieh, und nicht blos meint, selber fresse mache feiß. Ich habe manchmal gesehen, wie die Meitschi gethan in Wirthshäusern, über den Tisch weg gesehen auf alle Teller, und fast erworget sind vor Neid über jeden Bissen, der nicht zu ihrem Maul eingegangen ist, sondern zu einem andern. So Eine möchte ich nicht, habe ich gedacht; da sind wir räthig worden, Jede zu proben wegen Neid und Mißgunst, und wie sie es Andern gönne, und wegem G'müth, ob sie ein böses habe oder ein gutes? Ich habe allemal aufstellen lassen,

was zu haben war, auf einen Gulden oder eine Krone kam es mir nicht an; aber ich meinte deretwegen nicht, daß sie Alles alleine fressen sollten; ich gab dem Hund auch davon und Sami, und nahm selbst, was mich gut düchte, für sie blieb allweg genug übrig, aber das mochten sie nicht leiden. Du hättest sehen sollen, wie sie thaten, viel ärger als Katzen, wenn e Hung von ihrem Teller will. So Eine mochte ich nicht, und die sind es, die mich verbrüllet haben das Land auf das Land ab. Jetzt möchte ich doch wissen, ob ich Recht habe oder nicht? Du warst ja heute auch dabei und für dein Geld, und ich möcht' wissen, ob du dich zu erklagen hättest oder nicht; du gabst ja dem Bäri selbst, weil er dich erbarmete, und das gefiel mir b'sunderbar wohl an dir; ich will es dir gradeaus sagen. Und ich hätte ihm nichts geben sollen von der Sache, welche ich bezahlte? Keiner Täsche kam es in Sinn, ihm ein Maul voll zu geben, nicht einmal Brot hielt ihm Eine dar. So ist z'Sach, und Anni, die Alte, hat daran nichts gemacht. Sie hatte allemal den größten Verdruß davon, wenn es abermal nichts daraus wurde, und strengte mich an, wieder neu zu probiren, wenn mir das Zeug erleiden wollte. So ist die Sache, und Anni hat die größte Freude, wenn ich 'mal ein recht Mensch finde. Anni hast du nicht zu fürchten, wenn dir die Sache sonst anständig ist; und ich wollte dir angehalten haben. Es wär mir verflucht z'wider, wenn ich noch einmal dran sollte, und es hat sich von ungefähr so gut troffen, daß es mir ist, als müßte die Sache sein, als sei es so geordnet, und was sein muß, muß sein, wie du wohl wissen wirst." „Ja, aber mit Unterschied," sagte das Mädchen; „deretwegen, weil ich da oben dich angetroffen, ist's noch nirgends geschrieben, daß ich dich haben müsse. Selb wäre eine strenge Sache, wenn man Jeden nehmen müßte, den man irgendwo antrifft; da thät ja ein

ledig Meitschi am besten, es bliebe zu Haus. Es könnte ihm ja von ungefähr ein Uflath anlaufen, den es mit keinem Stecken anrühren möchte, geschweige dann den Mann daraus machen!" „Immer mit Unterschied," sagte Michel; „es ist nicht Alles von ungefähr, was den Schein hat." (Hier soll das Meitschi roth geworden sein und nicht gefragt haben: wie meinst?) „Und dann," fuhr Michel fort, „bin ich wahrhaftig kein Uflath, sondern der freynst Mensch von der Welt, wenn man mich nicht bös macht und es expreß an mich bringt. Thut man das, g'schirre ich freilich aus; aber handkehrum bin ich wieder zufrieden, wenn man mich ruhig läßt. Es ist nicht, daß ich kuppe und tuble und den Kolder mache ganz Wochen lang; Anni hat schon manchmal gesagt, ein Lamm könnte nicht freyner sein als ich, ich sei nur zu freyn für diese Welt." Da lachte das Meitschi und sagte, es werde ihm nicht Ernst sein, er habe Müsterlein vollbracht, wie man sie von einem Lamm nicht gewohnt sei; daneben, ja freilich, komme es viel darauf an, ob man böse sei oder freyne, wer um eim sei, selb sei wahr. „Mein Vater ist ein hitziger Mann," sagte es, „aber meine Mutter weiß das und schüttet nicht mit unnützen Reden Oel in's Feuer. Mir würde es keinen Kummer machen, mit einem hitzigen Manne zu leben, ich will so einen viel lieber als einen, der den Kolder macht, daß man Wochen lang nicht weiß, was er aufgelesen und hinter die Ohren gesteckt hat. Ich würde nicht widerreden, gute Worte geben oder schweigen, je nachdem, und nichts hinterrücks machen, was er nicht wissen sollte, und ihn nicht plagen mit Chäre und Kifle (Zanken und Beißen), und auf den Frieden halten, wo ich könnte. Da nähmte es mich Wunder, ob das nicht gut gehen müßte, wenn der Mann nicht gar zu ungerathen wäre." „Ja," sagte Michel, „du hast den rechten Verstand dazu, ich sehe das; wir schicken uns für einander, wie

wenn wir für einander gemacht wären. Und daß wir einander angetroffen, ist nicht so von ungefähr, es hat so sollen sein, zähl' darauf. Drum hilft Wehren nichts, du mußt mich haben, magst wollen oder nicht." „Selb wär kurios," sagte das Meitschi; „bin noch frei, ledig und eigen, von Müssen wollen wir nicht reden. Daneben will ich nicht sagen, daß ich dich absolut nicht wolle, selb wär ja dumm; wenn du der bist, wo du sagst, und nicht der Utüfel, wo die Leute aus dir machen, so wärest du mir nicht der Letzte, ich glaube, man könnte bei dir mit dem Leben davonkommen. Leibshalber bist brav genug, hast Sachen genug; aber man muß z'Sach doch erst recht ansehen, so z'sämmefüßlige springt man nicht hinein, wenn man ein Heim hat und auch nicht von der Gasse ist. Es kommt drauf an, was Vater und Mutter meinen und was sie rathen und dann wie du öppe noch thust. So will ich nicht sagen, daß es Nichts aus der Sache gebe, aber zu gewiß nimm's nicht; du bist nicht der Erste, den ich haben könnte, und wirst nicht der Letzte sein, von wegen ein Meitschi wie ich, das Alles versteht, was zu einem Bauernwesen gehört, und eine Bäuerin vorstellen kann trotz Einer, braucht um einen Bauer nicht verlegen zu sein. Solche Meitscheni sind heutzutage zu rar, daß Einer nicht die Finger bis an den Ellbogen schlecken sollte, wenn er Eine bekommt wie ich bin, wo er hinstellen kann, wo er will, daß sie immer am rechten Orte ist." Da schickten sie sich auch so recht zusammen, meinte Michel; auch er fürchte keinen Bauer in keiner Sache. Er meine nicht, daß er Alles alleine arbeiten müsse, selb wäre ja dumm; aber wenn es recht angehe und er einmal dabei sei, so solle der noch kommen, der ihn durchthue mit Mähen, Pflughalten, Garbenladen, Säen u. s. w. Und im Handel fürchte er auch Keinen; nicht daß er nicht zuweilen eine Dublone und mehr zu viel für eine Sache gebe,

wenn sie ihm so recht gefalle und er sie haben wolle, aber er wisse, was er mache, übernehmen werde ihn kaum je Einer. Er habe aber auch die schönst besetzten Ställe, und wenn er es nöthig hätte und darauf halten wollte, er wollte mehr aus denselben ziehen, als mancher Bauer aus seinem ganzen Hof. „Ja," sagte das Meitschi, „wenn man es recht anfängt, ist viel zu machen. Ich und die Mutter haben es manchmal zu einander gesagt, wenn es allenthalben ging wie bei uns, es würde noch an vielen Orten besser gehen; die Zinse könnte man ausrichten und auch die Schulden zahlen. Aber was ich und die Mutter machen mit dem Gespinnst, mit Anken und Eiern und dürrem Zeug (Obst), zieht man an vielen Orten aus dem Korn nicht. Aber wir halten uns dann auch zum Spinnen, du glaubst es nicht; neben der Haushaltung spinne ich alle Tage Zweitausend wenigstens, Hunderttausende sind gekommen, man weiß nicht wie. Wir hätten längs Stück einen Baucher fast für uns alleine nöthig. Und dann ist's nicht etwa, daß wir Hündli gürten und es den Leuten nicht gönnen, wenn wir schon Alles zu Ehren ziehen; die Leute arbeiten gerne bei uns, Taglöhner können wir haben so viel wir wollen, und die Handwerksleute sagen, sie kämen immer am liebsten zu uns, sie bekämen weit umher das Essen nirgends so sauber und gut gekocht. Da brauchen wir nicht das ganze Jahr z' springe und Schneider und Schuhmacher sieben Mal kommen heißen, ehe sie sich zeigen, wenn man winkt von Weitem, sind sie da; du glaubst gar nicht, was das für ein Vortheil ist. Aber ungewohnt würde es sie dünken, wenn ich nicht mehr da wäre; ich weiß nicht, wie das gehen sollte, die Mutter hat es selbst manchmal gesagt, sie wisse es auch nicht. Das wird noch harzen, ehe sie mich gehen lassen, die Mutter wird thun, ich darf nicht daran denken. Daneben werden sie mir nicht vor dem Glücke sein,

wenn sie glauben, ich mache es gut. Sieh', dort ist unser Haus; jetzt gehst da dem Weg nach und dort in jener Waldecke kannst warten bis Bescheid kommt. Ich will dem Fußweg nach, es ist mir lieber, man sehe uns nicht vom Hause weg beieinander, das G'sind würd' öppe e Freud ha und e Lärme mache."

Wie gesagt, so gethan. Es kam dem Meitschi, Mädi wollen wir es wieder nennen, gar sonderbar in die Beine; je näher es dem Hause kam, desto schneller lief es, ja es hatte die größte Mühe, nicht zu springen so stark es mochte. Als es zum Hause kam, war die Mutter allein in der Küche. „Mutter, Mutter! d'r Gottswille, was soll ich machen? Er ist hinter dem Haus im Walde!" rief es zur Küchenthüre hinein. „Was, wo?" sagte die Mutter. „Er will mich," sagte Mädi, „hat grusam ag'setzt, daß ich es gleich mit ihm richtig mache, aber ich habe euch vorbehalten. Wo ist der Vater?" „Hinter dem Haus," sagte die Mutter; „will ihn rufen." Nun ward Conferenz gehalten im Stübli, sie dauerte aber nicht lange. Dem Vater, der in's Geheimniß nicht eingeweiht war, ward flüchtig erzählt, wie Mädi den Knubelbauer angetroffen, wie der mit ihm angebunden, es zur Frau begehre und dort im Walde wartend stehe. Der Vater, der anfangs das Haupt schüttelte, ward gestimmt, daß er wie von ungefähr dem Walde zu trappe und den Michel in's Haus bugsire, wo man das Weitere bereden könnte. „Lue nur, wie es Einer ist," sagte Mädi zu dem den Kopf schüttelnden Vater. „Er gefällt dir gewiß, er ist ganz ein Anderer als die Leute sagen. Du wirst mir nicht vor meinem Glücke sein wollen; wenn ich schon fortgehe, es bleiben immer noch genug daheim, es wird gehen ohne mich." „Selb ist richtig, dafür habe ich nicht Kummer," sagte der Vater; „aber es ist mir wegen dir. Absagen will ich's nicht, aber allweg erst

sehen, ob der Bursche Hörner hat oder nicht. Es hat Manche reich geheirathet und ist d'r ärmst Hung g'si u bliebe uf Gottes Erdbode." Er ging dem Walde zu, doch auf einem Umweg, so daß er Michel, der immer auf das Haus visirte und, weil er Niemanden kommen sah, ungeduldig werden wollte, unerwartet in den Rücken fiel und erst von ihm bemerkt wurde, als Bäri anschlug. Sami schlief am Boden. „Lußest (lauerst) auf d' Füchs' oder uf d' Hase?" fragte der Bauer. „Auf keins von beiden," sagte Michel. „Bist du etwa der Bauer dort aus jenem Hause?" fragte er. „Und wenn neh wär, was wettsch (wolltest) mit ihm?" fragte der Mann. „Möchte gerne mit ihm reden," sagte Michel, „hätt' etwas Wichtiges." „So," sagte der Mann, „willst zum Hause kommen?" „Mir recht," sagte Michel; „will nur dem (auf Sami deutend), was sagen." Er sandte Sami heim mit Bericht an Anni, damit man über sein Ausbleiben nicht etwa in Kummer sei.

Der Bauer führte Michel den geraden Weg zum Haus und sprach Gleichgültiges: vom Wetter, vom Säen und Samen, vom Kauf und Lauf u. s. w. Solche Gespräche sind die natürlichen Examen, wo Einem auf den Zahn gefühlt wird, man merkt es nicht. Auf diese Weise wird gar mancher Pfarrer von seinen Bauern examinirt und mancher Schulmeister von seinen Schulkindern. Die Resultate solcher Examen sind nicht unbedeutend, von ihnen hängt der Grad von Achtung ab, von ihnen hängt das Urtheil ab, ob es Einer sei, den man zum Besten halten, ihm eine Nase drehen könne, oder aber ob man sich vor ihm in Acht zu nehmen habe und die Hörner einziehen müsse. Der Bauer auf Rosebabisegg war mit dem Examen nicht übel zufrieden, doch blieb er kaltblütig, schritt über die Schwelle voran, öffnete die Stüblisthür, ging voraus und ließ gelassen den Michel

folgen. Anders die Frau, die eben aus der Thüre wollte, die wischte rasch die Hände an der Schürze ab, hieß ihn Gottwilche! und fragte ihn: „Was bringt dich Guts so weit nebenaus, wo Fuchs und Hase einander gute Nacht sagen?“ Doch fand Michel zur Antwort nicht Zeit, der Alte sagte: „Chum, hock ab; bin müd', war um ein Roß aus, konnte keins antreffen, wie ich eins möchte.“ Der Bauer gab Aufschluß, wie er eins haben wolle. Gerade so eins hätte er, sagte Michel, er hätte es übrig, und theuer gebe er es nicht. Sie waren noch bei ihrem Roßhandel, als die Mutter aufzutragen begann: Kaffee und das Weitere, was zu einem ordentlichen Abendessen gehört. Seinetwegen sollten sie nicht Umstände machen, er möchte sie nicht in Kosten bringen, sagte Michel. „Meinst etwa, das bringe uns über Ort?“ fragte die Frau. „Dann ist's nicht wege dyne, aber der Vater hat noch Nichts gehabt, und da geht's ja in Einem zu.“ Nach üblicher Sitte zeigte sich Niemand im Stübli, nicht einmal Mädi, und Michel durfte nicht nach demselben fragen, sondern fuhr im Roßhandel fort, und der Bauer trat kaltblütig ein. Das machte die Frau ungeduldig; sie fuhr endlich mitten drein und sagte: „Du hast die Meitscheni angetroffen im Kuttlebädli, hast ihnen das Geleit gegeben und noch Wein gezahlt im Schnausacker? Ich habe ihnen gesagt, wie uverschämt es sei von ihnen, dich in Kosten und Unmuß zu bringen. Du mußt es nicht für ungut haben, es ist wilde Züg, und so an einem Nebenausort lernt man nicht zimpfer und gattlich thun, da macht Jedes, wie es ihns ankommt.“ Nun, die Einleitung war so übel nicht, sie bewährte sich, sie brach endlich Michel das Maul auf. He, sagte er, wenn sie nicht mehr über ihn zu klagen hätten, als er über sie, so sei z'Sach recht. Es wäre wohl gut, es wären alle Meitschi so. Er wolle es gerade aus sagen: er begehrte

die Größere, Mädi heiße sie, glaube er, zur Frau, wenn sie nichts dawider hätten; er habe es schon dem Meitschi gesagt, und er glaube nicht, daß es demselben sööli z'wider wär. „Sie haben gesagt, du seiest der Knubelbauer, ist's?" fragte der Mann. Nun begann Michel wieder ein langes Kapitel von Erläuterungen und Entschuldigungen, welches er mit einer Berufung auf die beiden Mädchen schloß; die könnten reden, sagte er, ob er ein solcher Ausbund von Uflath sei, wie die Leute aus ihm machen möchten. Er habe sich betragen, daß er es versprechen dürfe, und daß sie mit ihm zufrieden zu sein Ursache hätten, und nachfragen könne man, ob er daheim seine Leute plage. Es sei mancher brävere Mensch gewesen als er sei, dem man einen noch viel wüstern Lärm gemacht als ihm, und ganz z' Leerem (mit Unrecht). Die Meitschi sollten kommen und reden, und Mädi könne dann auch sagen, was es ihm für Bescheid gegeben, sagte der Vater. Die Mutter ging hinaus und kam endlich mit dem Bescheid wieder, sie bringe die Meitscheni nicht herein; sie hätten Nichts zu klagen, sei ihre Aussage, und Mädi habe gesagt, es hoffe nicht, daß es uns erleidet sei, daneben könnten wir machen, was wir wollten, wir verstünden es besser, und wenn wir meinten, es sei sein Glück, so wolle es sich drein schicken. Das sei guter Bescheid, sagte Michel; er hoffe, die Sache sei jetzt richtig. „O hä, Bürschli," sagte der Bauer, „so geschwind ist das nicht gemacht! Ich werfe meine Meitschi nicht dem ersten Besten eys Gurts an Hals, wie ein Jude seine Waare auf das erste Gebot; z'Sach muß doch zuerst überschlagen, untersucht und g'lugt sy, wie me z'Sach mach." „Du wirst meinen, du hockest am G'richt," sagte die Mutter, „und es müß e Acker g'ferget sy, und kein Pünktli vergessen. Daneben mach, was du willst; es geht keinem Menschen so übel wie mir, wenn Mädi fortgeht, das ist Eins! Aber eben

deswegen gönne ich ihm sein Glück, wie bös es mir auch geht.“ Sie fing an zu schluchzen, nahm die Schürze vor das Gesicht und ging ab. Es ist sonderbar mit den Weibern: kaum streckt ihnen ein Töchterlein das Näschen in die Welt, gehen sie auf den Estrich, überschauen Land und Leute, Berge und Thäler, und überschlagen, wo wohl das passendste Männchen für ihr Töchterlein bereits geboren sei. Auf das Männchen, dessen Persönlichkeit aber gewöhnlich wechselt im Verlauf der Jahre, ist fortdauernd ihr Augenmerk gerichtet, und erscheint endlich wirklich Einer und will z'Meitschi, so hüpfet wohl innerlich ihr Herz vor Freude, aber äußerlich thun sie doch, als ob sie wieder in's Kindbett kämen. Es wird halt so der Brauch sein. „Sag dem Meitschi, es solle kommen, es kann seine Sache selbst dazu sagen!“ rief der Bauer seiner Alten nach, und Mädi kam endlich. Der Alte sagte: „Du mußt dein Wort auch dazu geben, ob es dir anständig ist oder nicht, ehe man die Sache weiter treibt, damit, es mag gehen, wie es will, es nachher nicht heißt, wir seien Schuld, wir hätten es erzwungen.“ Da fing auch Mädi an zu gruchsen und sagte, es sei ihm hier noch nicht erleidet, es hoffe, es sei ihnen auch nicht erleidet. Man wisse gar nicht, was man habe und wie wohl es Einem sei, wenn man ledig sei; daneben werde es einmal sein müssen, was Einem geordnet sei, dem entrinne man nicht; da wolle es nichts dawider haben. Wenn sie glaubten, es sei sein Glück und es mache es gut, so wolle es sich in Gottes Namen darein schicken. Dazu flattirte es dem Bäri, krauete ihm am Kopf, den derselbe auf seinen Schooß gelegt hatte, daß Michel immer denken mußte, er wollte, er wäre der Bäri; selb düchte ihm auch angenehm, wenn Eine ihm am Kopf krauete.

Man sieht, die Unterhandlungen waren im besten Gange und endigten damit, daß Michel da übernacht blieb und die

Verabredung getroffen ward, daß am Dienstag oder Mittwoch der Bauer mit dem Meitschi auf G'schaui kommen solle, unter dem Vorwand wegen dem dreijährigen Rosse, um das sie ebenfalls auf G'schaui hin gehandelt hatten. Am folgenden Morgen nahm Michel Abschied, aber schon ganz heimelig. Es war, als wenn über Nacht die zukünftige Verwandtschaft schon in ein bedeutendes Wachsthum gekommen wäre, und der Handel gar nicht zweifelhaft sei. So kühn und stolz, wir möchten sagen so ganz von Glück gesättigt, war Michel noch nie durch die Welt marschirt. Jetzt hätte er, was ihm einzig gefehlt auf der Welt, und Eine, wie es auf der Welt Keine mehr gebe, so kam's ihm vor. Die Küherstochter sei wohl die mächtigere gewesen und die gefärbtere im Gesicht, sei aber Eine gewesen fast wie ein Mannevolk von grobem Schlag innen und außen. Dagegen sei Mädi eben recht, nit z' grob und nit z' bring (schmächtig), gerade wie es einem Weibervolk gut anstehe, klug und witzig, und habe ein Herz wie eine Ankeballe (Butterballe) im Mai so lind, und süß wie Honig. Was Anni luegen werde und eine Freude haben! Er hätte für sein Leben gern was angefangen, eine tüchtige Prügelei z. B., so eine rechte Bürgerlust, aber es war Werktag und daher keine Gelegenheit dazu: die Menschen waren an der Arbeit, die Wirthshäuser leer. Er kam nahe bei dem Wahrsager vorbei; das fiel ihm plötzlich ein; er lenkte gegen ihn ein, wollte ihn auf die Probe stellen, ob er wisse, was gegangen, wollte den fernern Verlauf vernehmen.

Das Männchen konnte Michel zu seiner großen Verwunderung Punktum sagen, was gegangen war. Ferner sah dasselbe in seiner Flasche eine große Hochzeit und schließlich eine Menge Kinder. Michel war ganz erstaunt und so freudig, daß er diesmal nicht blos drei Batzen, sondern einen ganzen Zehnbätzler schwitzte, eine Freigebigkeit, welche dem

Mannli noch nie vorgekommen war. Es sagte daher zu Michel: „Wenn ich dir was dienen kann, sei es Tag oder Nacht, wenn dir was gestohlen worden, oder sonst was hast, das du gerne wissen möchtest, so sprich zu, wenn es zu machen ist, ich will dir helfen. Von wegen ich will dir sagen, daß es mit dem Wahrsagen noch eine wunderliche Sache ist und viel auf die Person ankommt: bei lautern, gutmeinenden Leuten, wo Andern auch was gönnen und nicht so Kreuzerklemmer sind, da wird die Sach viel lauterer im Wasser und es zeigt sich Alles viel deutlicher an. Hergegen bei bösen, wüsten Leuten wird es ganz trüb; es ist mir schon begegnet, daß das Wasser worden ist wie ein Erbsmuß, daß ich gar nichts machen konnte. Von solchen Leuten machte ich, daß ich wegkam, je eher und je weiter je lieber, man weiß nie, was mit solchen Leuten gehen kann, von wegen der Teufel ist ein Schelm."

Anni hatte nach Sami's Bericht keine Ruhe mehr gehabt. Sami hatte viel Phantasie, machte alleweil Dichtung und Wahrheit untereinander, ohne es selbst zu wissen, aber diesmal machte er eine Beschreibung von der Person, wie das eine sei, und von ihrem Hofe, was das für einer sei, daß Anni ein Mal über das andere ausrief: „Sami, du lügst! Bub, schäm dich, d' Mutter so az'lüge!" Die offenbaren Uebertreibungen von Sami machten, daß Anni das Gegentheil für wahr hielt und meinte, Michel habe endlich Eine, aber Eine, welche des Lügens nöthig hätte, um ihre Mängel zu bedecken, eine leide, schlechte Person und vielleicht gar von der Gasse. Endlich, im Nachmittag erst, kam Michel daher, rauchte ordentlich vor Glück. Das machte Anni nicht besser. „Es ist," sagte es, „Gott verzeih mir meine Sünd! ein Löhl wie der andere. Die hat euch es angethan, das muß eine verflümerte Täsche sein, wo euch so ag'hexet hat,

das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen, das wird eine saubere Lebtig geben bei solch einer Täsche, wo heren kann." Was Michel sagen mochte, Anni ließ sich nicht begütigen. Sein Lebtag habe es nie gehört, sagte es, daß man so gleichsam nur im Vorbeigang hätte den Narren fressen können so an einem jungen dummen Meitschi. Als Anni hörte, daß sie die nächsten Tage, vielleicht schon morgen, kommen werde, da war ihm erst nicht zu helfen. Es wolle brav beten, sagte es, das werde wohl das Beste sein, daß die ihm nichts anthun könne, es nicht auch verblende und verhere, wie die jungen Löhlen da. Der erste Tag verstrich voll bangen Wartens, aber es erschien Niemand. Am folgenden Morgen sagte Michel, wenn sie heute nicht kämen, schicke er den Sami aus, zu vernehmen, was es gegeben, ob etwas Unguts dazwischen gekommen. Das war nicht nöthig; am zweiten Tage kamen sie wirklich daher gefahren, der Bauer und seine Tochter.

Daß das in der ganzen Umgegend ein großes Aufsehen gab, als ein solch Wägeli nach dem Knubel fuhr, kann man sich denken. Zu allen Fenstern aus kamen lange Hälse und reckten und dehnten sich, als wollten sie dem Wägelein nachfahren, und als sie nicht weiter konnten als vor's Haus auf dem Knubel, sollen die langen Hälse in lauter lange Nasen sich verwandelt haben. Auf dem Knubel aber war große Verlegenheit: Michel war verlegen, Anni war verlegen, Mädi war verlegen, am wenigsten der Bauer. Anni wußte lange nicht, sollte es sich zeigen oder nicht; Michel fühlte, er sollte höflich sein, und wußte nicht wie machen; Mädi wußte nicht, welchen Ton anschlagen, daß er der rechte sei, und blickte zwischen seinen langen schwarzen Wimpern durch, als suche es einen Weg zum Entspringen. Michel wußte nicht, sollte er erst mit dem Vater in den Stall, oder mit der Tochter in die Stube. Endlich zog er das Erstere vor: da mußte

Anni doch sich zeigen und das Meitschi hineinkommen heißen. Drinnen machte Mädi sein Säcklein auf, holte eine kleine Züpfe und ein Fürtuch hervor und sagte zu Anni: „Ich habe dir da was gekramet, es ist eine Kleinigkeit, nur um den guten Willen zu zeigen.“ Anni zog die Hände hinter dem Rücken zusammen und sagte: „Das hätt' si nüt brucht, mynetwege hättisch nit sölle Köste ha; leg nume ab, leg nume ab!“ Für alles Geld in der Welt hätte es einstweilen nichts davon angerührt, aus Furcht, das Hexenwerk könnte in Fürtuch oder Züpfe stecken. Es gab gar langsam ein Wort das andere, vom Wetter erst und dann, wann sie aus Rosebabisegg fortgefahren, und wo allenthalben sie sich aufgehalten. Fluß kam in die Rede nicht. Anni dachte: wenn man es nicht wüßte, man thäte es ihm gar nicht ansehen. Mädi dachte: das ist eine Wunderliche; allweg sieht die eine Frau nicht gern, aber vielleicht ist da doch noch was zu machen. Als Michel und der Bauer endlich das Roß versorgt hatten und flüchtig die andern Rosse übersehen, kamen sie auch in die Stube. Ein kleiner Imbiß ward aufgestellt; nebst vielen Entschuldigungen, man gebe, wie man es verstehe, an viel Aufwartung sei man nicht gewöhnt; eine junge Frau könne es dann einmal besser machen, setzte Anni hinzu, nicht bös gemeint, aber doch konnte man es nehmen wie man wollte. Michel schlug vor, als Niemand mehr was essen wollte, ob sie kommen wollten, zu sehen, wo er daheim sei, unterdessen könnte Anni Etwas z' essen z'weg machen. Sie sollten doch nicht Umstände machen, sie hätten ja erst gegessen, und das Weitere sei überflüssig, sagte Mädi. He, sagte Anni, es wolle einmal was machen, so gut es es verstehe, es könne dann davon nehmen, wer möge. Als sie draußen waren, sagte Anni zu sich selbst: „Daß es eine Hexe ist, glaube ich doch nicht; Hunde und Rosse merken es sonst, und Bäri nahm

ihm Käs ab und hat ihm flattirt; es müßte es dem auch haben anthun können.“ Als Michel seinen Besuch auf seinem Lande herumführte, verlor sich seine Verlegenheit, sie machte dem Selbstbewußtsein des reichen Besitzers Platz, denn einen schönern Hof sah man wirklich selten. Es fehlte auch am gehörigen Lobe nicht. „Ja,“ sagte der Bauer, „wo man Geld genug hat, ist gut bauern. Es versteht es noch Mancher, aber er vermags nicht; ein guter Hof sollte immer einen reichen Bauern haben.“ Darauf führte Michel sie noch in den Spycher, das Herz oder die Schatzkammer eines Hofes, und ob dem Reichthum darin erstaunten sie. Es ward Mädi ganz eng im Hals; es konnte kaum schnaufen, wenn es dachte, es sei möglich, daß es den Schlüssel zu all diesen Herrlichkeiten in die Hände bekomme und Herrin darüber würde. Es schwindelte ihm vor den Augen, es fand die Treppe kaum, die aus diesem Himmel wieder hinunter zur Erde führte. Es dachte, es sei gut, daß die andern Alle nie auf den Knubel gekommen, sie hätten kaum so wüst gethan, sondern begriffen, daß sie und der Hund hier zu fressen hätten, ohne daß es Eins dem Andern zu mißgönnen brauche.

Das Essen war z'weg, und man aß trotz dem, daß man sagte, man möge nichts. Anni hatte aber eine Zauberformel, mit welcher es zu essen zwang. Es habe es gemacht so gut es gekonnt, es wäre ihm leid, wenn es ihnen es nicht hätte treffen können; es werde sie grusen zu essen, was so eine Alte gekocht, aber es sei doch wahrhaftig sauber. Es hätte Allem aufgeboten, die Sache recht zu machen, daß sie nicht einen Ekel darob zu haben brauchten. „Aber warum hockist du nicht herzu und issest mit? Du mußt das gute Beispiel geben!“ sagte der Bauer. „Das würde sich doch übel schicken,“ sagte Anni, „wenn ich da anehocke wett, als wär ich d' Büri, bin ich doch nur eine Magd und eine alte krächelige, es ist

nichts mehr mit mir.“ „Es wär gut, es wär mit keiner Jungen minder,“ sagte der Bauer, „man wäre besser z’weg als man ist mit den Mägden, und manche Bäuerin könnte bei dir ein Exempel nehmen. Es ist Alles so sauber und aufgeputzt, als ob es Sonntag wäre; da sieht man nirgends eine Spur, daß so lange keine Frau gewesen, du hieltest das Heft gut in der Hand, es thut’s dir keine Junge nach.“ Das waren Klänge, welche anklangen in Anni’s altem Herzen; es machte ein Gesicht wie ein sechszehnjähriges Mädchen, wenn man ihm sagt, wie wunderschöne Augen es doch habe. Es ließ sich doch endlich herbei, saß so halbers an dem Tisch, weil es fand, das sei ein b’sunderbar weiser Mann, es sei eine Freude, dem zuzuhören. Mädi hatte in Vaters Rede die Tonart alsbald gemerkt, welche es anzuschlagen hatte, und brauchte sie in rechtem Maaße, daß Anni dachte, wegem Heren habe es dem Meitschi unrecht gethan; es begriff, wie es den beiden Jungen so habe gehen können, es habe von Weitem etwas Wilds und bei Nahem doch etwas Lieblichs, gerade so, wie es die Einen am meisten liebten. Als Anni wieder fortpressirt, unter dem Vorwand, es müsse mit der Haushaltung machen und sehen, daß die Schweine ihre Sache bekämen, ging Mädi mit. Bei den Schweinställen gewann Mädi Anni’s Herz vollständig. Es rühmte ihm nicht blos die Schweine, sondern Mädi trug ihm auch einige Fälle vor, fragte ihns um Rath, was es für das Beste hielte, und schien sonderbar zufrieden mit den erhaltenen Aufschlüssen. Es hätte ihm noch Niemand so deutlich die Sache zerlegen und Aufklärig darüber geben können, sagte es. Drinnen ging das Ding auch wichtig zu und zu gegenseitiger Zufriedenheit. „Und wie gefällt es dir bei mir, was dücht dich?“ fragte Michel. „Ich will es dir gerade heraus sagen,“ antwortete der Bauer auf Rosebabisegg, „ich habe es nicht

so erwartet; du bist z'weg, wie ich es nicht bald gesehen. Ich hätte nie gedacht, daß Eins von meinen Meitscheni an einen solchen Ort käme; von wegen du mußt wissen, ich habe meine Sache auch, aber reich bin ich nicht, muß Zinse haben und dafür sorgen, daß einer meiner Buben wieder vermöge Bauer auf meinem Höflein zu werden. Es käme mir jetzt ungeschickt, wenn ich eine Ehesteuer geben müßte; einen Trossel, wie üblich und bräuchlich, selb wohl, selb muß es haben und einen braven. Es wär mir leid, wenn es deswegen nichts aus der Sache geben sollte, von wegen es gefällt mir hier, und eine Frau hat es nicht bös. Deine Leute haben es gut, Tauben, Hühner, kurz alles Vieh ist zahm und hat keine Furcht, das ist immer ein gutes Zeichen, daß man vernünftig ist und jeder Creatur das Ihre gönnt." „Da laß dir keinen Kummer kommen; ich begehrte nicht einmal einen Trossel, wenn es nicht wegen den Leuten wäre, und von Ehesteuer ist gar keine Rede, und wenn du Geld nöthig haben solltest, 1000 Gulden oder mehr, so sag es nur, ich habe es beisammen, wenn es dir dienet ist, kannst es heute mitnehmen, wenn du mir die Tochter geben willst," sagte Michel rasch. Wo die Dinge also stehen, muß z'Sach richtig werden.

Einigen Anstand gab es wegem Pressiren von Michel, der alsbald verkünden lassen wollte. Mädi hatte Ausreden, der Bauer meinte, allweg brauche es Zeit, man müsse Schneider, Näherin, Schuhmacher auf die Stöhr (ins Haus) nehmen, und ob diese alsbald zu haben seien, wisse man nicht. Aber Michel setzte nicht ab, und Anni, das ganz verheret war, und doch weder Züpfe noch Fürtuch angerührt hatte, unterstützte ihn kräftigst: Man kenne die Leute und wisse, wie sie es machten; es sei ja, als ob der Teufel sie stüpfe, daß, wenn Zwei zusammen wollten, sie zwischenein stünden und Alles versuchten, sie wieder auseinander zu bringen. Sei ihnen dies

d'r werth bei den ärmsten Leuten, was würden sie erst thun, wenn es ruchbar würde, der Knubelbauer hätte Eine, und noch dazu eine Fremde. Da fahre gewiß der Teufel Hunderten in die Beine, daß sie herumführen mit Lügen und Verläumdungen, bis sie ein Feuer angeblasen. Bei der Wahrheit hätten sie Nichts zu fürchten, aber wie die Leute ersinnen und lügen könnten, hätten sie erfahren. Sachen hätten sie z'weg gekorbet, an denen kein wahrer Buchstabe gewesen, wo man gar nicht hätte begreifen können, daß ein vernünftiger Mensch ein Wörtlein davon geglaubt, und doch sei es geschehen. Die Leute hätten gemeint, etwas Wahres müsse allweg an der Sache sein, und selb sei eben nicht, das sei eben das Verfluchtest. Diese Gründe zogen besonders bei Mädi. Es begriff das Interesse, welches die Leute haben mußten, Unkraut zu säen, es lief bei dieser Saat die größte Gefahr. Man wurde also räthig, alsbald zuzufahren, und was vor der Hochzeit nicht fertig sei, könne man nachher machen. Michel meinte, von seiner Mutter selig sei noch so viel da, daß eine Frau ihr Lebtag mehr als genug an Kleidern hätte, eine Ansicht, welche Mädi nicht besonders einleuchtete, doch bestritt es sie einstweilen nicht. — Das Roß war gekauft worden, ward hinten ans Wägeli gebunden, und gäb wie Michel protestirte, hatte der Schwiegervater es baar bezahlt. Wenn er seinen Meitlene schon nicht viel mitgäbe, so wolle er doch auch nicht seine Tochtermänner ausnutzen, söoli bös dran sei er doch nicht, sagte er. Das Roß sollte das eigentliche Geschäft verdecken und die Leute meinen machen, es habe sich nur um das gehandelt. Aber es ist schwer, der Welt in solchen Dingen Sand in die Augen zu streuen; wie schlau man es auch anfängt, es gelingt selten.

Auf der Heimfahrt sagte der Vater zu der Tochter:

„Du bist ein Glücksdüpfi, du wirst reich, du weißt nicht wie, und Michel gefällt mir. Thut eine Frau gut, macht nicht den bösen Kopf, sondern achtet sich ein wenig auf Jedermanns Trapp, so hat sie die besten Händel. Mich nimmt nur Wunder, wie das gegangen, daß du mit ihm im Kuttlebädli zusammengetroffen? Da ist mir Etwas noch nicht lauter, Meitschi, gieb B'richt!“ Da war's, als sei Mädi ein Besenstiel in den Hals gefahren, es hustete und bystete, und konnte lange kein ordentlich Wort zu Tage bringen. Endlich mukelte es Etwas wie: das hätte sich so getroffen, es werde haben sein sollen. Doch der Alte war so leicht nicht abzufertigen: Mädi mußte endlich gestehen, daß das alte Kreuzertrini im Spiel gewesen, daß es Michel gesagt worden, er werde die Rechte antreffen im Kuttlebädli, und daß Mädi gedacht, das werde keine Sünde sein, wenn es hingehe und den Burschen sehe. Gebe es was daraus, wohl und gut, gebe es nichts daraus, so sei es doch um einen Tag nicht gefochten. Der Alte vernahm so viel, daß er so ziemlich klar sah, wie tief Mädi die Finger im Teige gehabt. Nun stieß er sich so sehr nicht daran, wie mancher Papa aus der Stadt sich gestoßen hätte, weil Mädi gegen Landessitte so gröblich nicht gefehlt, sondern blos dem Glück etwas nachgeholfen, was Hunderte vor ihm gethan und Hunderte nach ihm noch thun werden. Aber er fand doch eine scharfe Mahnung nicht ab Ort. „Sieh',“ sagte er, z'Sach ist dir gerathen, aber wenn es dir auskommt, machen sie ein Lied auf dich, und dein Lebtag mußt es hören. Und lue, Meitschi, daß du jetzt solche Streiche ein für alle Mal bleiben lässest, das unter dem Hütli spielen kommt in der Ehe niemals gut. Es ist jetzt an dir, Allem aufzubieten, daß es gut geht; du hast die Sache wollen, und geht es nicht gut, so hast du allein Alles auf dem Gewissen, und mit Klagen komme nicht zu mir. Wie ich die Sache kenne, ist es

nicht schwer, gut zu fahren. Mußt nur nicht deinen Kopf machen, nicht meinen, es solle Alles nach deiner Geige tanzen. Du kommst mit leeren Händen, meine nicht, du wollest dagegen mit neuen Bräuchen kommen. Du findest Geld und Gut, darum mußt du auch die Hausart und Haussitte mitnehmen, sie ist gut, es ist Ordnung da und Verstand. Glaub', bei großem Unglück in der Ehe fehlt es gewöhnlich an einem kleinen Ort, und wenn die Leute sich nicht steiften im Eigensinn, so wäre leicht zu helfen; aber da sieht Jedes den Splitter in des Nächsten Auge, den Balken im eigenen nicht. Die Alte trage auf den Händen, sie verdient's, dann wird sie dir thun, was sie dir an den Augen absieht; unter Tausenden hätte Keine gehandelt wie sie. Nimm es vor dich, dein Glück sei unverdient, wollest es erst jetzt verdienen, als eine recht gute Frau, so kann's gut kommen. Kommt's nicht gut, denk' daran, so hast du die Schuld, du hast's in deiner Hand. Bist listig genug gewesen, die Sache bis dahin zu bringen, so brauch jetzt den Verstand und bringe sie zu einem guten Ende. Denk', was die Leute für Freude daran hätten und wie sie es dir gönnen möchten, wenn es recht bös ginge." Dieser Zuspruch fand guten Boden, und der letzte Grund zog nicht am wenigsten.

Als sie heimkamen und von den beaugenscheinigten Herrlichkeiten berichteten, verspritzte die Mutter fast vor Neugierde. Es ließ sie gar nicht leben, bis auch sie das gelobte Land, das neue Canaan erblickt; sie fand dazu keine Gelegenheit, daher machte sie eine: sie legte es Michel auf die Zunge, bis er es begriff und es ihr anerbot, einmal mit Roß und Wägeli zu kommen und sie zu holen. Die hatte aber einen andern Geist als Mädi. Als sie wieder fort war, sagte Anni, es sei ihm lieber, es sehe die nicht alle Tage. Da könnte man ein Beispiel nehmen, wie es ginge,

wenn die Schwieger vor der Hausthür wohnte. Es ist wirklich kurios, wie eine große Menge von Schwiegermüttern das Vermögen oder das Hauswesen, welches ihre Töchter ermannen, als eine Erbschaft betrachten, welche neu in ihre Familie gekommen, welche sie nun zu verwalten, ihm das Glück ihrer Bewirthschaftung zukommen zu lassen hätten, indem es bis dahin vernachlässigt und grundschlecht besorgt gewesen. Nun solle es anders werden und ganz auf ihre Mode eingerichtet, dann komme es gut, meinen sie; können sie es nicht geradezu selbst machen, so machen sie ihren Töchtern katzangst, himmelangst, todesangst, daß, wenn nicht bis übermorgen Alles nach ihrem Kopf eingerichtet sei, gingen sie zu Grunde, selb fehle nicht. So ungefähr that auch die Rosebabiseggbäuerin auf dem Knubel. Sie sagte den ganzen Tag wenig anders, als: „Hör', das kommt dir nicht gut, das mußt so und so machen, es kommt dir ganz anders, Mädi wird dich schon b'richten; das habe ich dressirt, das kennt z'Sach, das laß dann nur machen, z'Sach wird bald eine andere Nase haben!" Es machte Anni Angst. Wenn die Tochter auf die Mutter höre, so habe die Sache gefehlt, die sei ein sturmer Zwänggring, wie ihm noch keiner vorgekommen, sagte es. Doch Michel brachte Trost: z'Meitschi habe gesagt, sie sollten nicht Kummer haben, daß es der Mutter nachfahre und z'Sach alle nach seinem Gring haben wolle; wie es z'Sach finde, sei sie ihm recht. Es wisse wohl, daß man die Sache auf mehr als einem Weg gut machen könne, und es meine nicht, daß es nicht noch viel lernen könne. Das sei b'sungerbar weislich g'redt für es Wybervölkli und noch dazu für ein junges, urtheilte Anni. — Als die Ehe zum ersten Mal verkündet wurde, so ziemlich unerwartet, gab es großen Lärm im Land und großen Zorn. Es war fast, als ob der ganzen mannsfähigen Weiberschaft und sämmtlichen Müttern ein großes Unrecht

angethan worden sei, das gar nicht anzunehmen, nicht geduldet werden könne. Wie es manchmal Frösche regnet und manchmal von Kröten wimmelt, als ob es lebendig geworden im ganzen Erdboden, so wimmelte und gramselte es zwischen dem Knubel und Rosebabisegg, und noch weit darum herum von Füßen und Beinen, welche Weibern gehörten, die schrecklich thaten über das unerhörte Verbrechen, daß Zwei einander heirathen wollten; die sagten, es sei vor Gott und Menschen nicht recht, es so zu machen, und wenn es z' machen sei, so müsse die Sache versprengt sein, es könnte ja sonst ein Unglück geben, dann hätte man es auf dem Gewissen, wenn man es hätte wehren können und es nicht gewehrt. Da stoben Gerüchte dicht durch's Land, wie es stäubt in einer Mühle oder einer Tenne, wenn brandig oder grau Korn gedroschen oder gemahlen wird. Diese Gerüchte wurden aufgefangen und, unter dem Scheine des zärtlichsten Wohlmeinens, je nachdem sie lauteten, entweder auf den Knubel oder auf Rosebabisegg getragen. Wenn alle diese Gerüchte wahr gewesen wären, so wären Michel und Mädi jedenfalls zusammengekommen, aber nicht in der Kirche, sondern am Galgen. Wir wollen die Schandthaten alle, welche Beiden nachgeredet wurden, nicht aufzählen, blos bemerken, daß eine der geringsten von Mädi war, daß es Kinder vertragen (ausgesetzt), von Michel, daß er der Obrigkeit den Strick verzinse (d. h. einen geheimen Mord mit Geld gesühnt). Man setzte gewöhnlich hinzu, man wolle nicht sagen, es sei, beweisen könne man es nicht; aber es werde sein, es gebe Leute, welche sagten, es sei gewiß, und wenn sie reden wollten, sie wüßten noch ganz andere Dinge, und ebenfalls gewiß. Es ist merkwürdig, man erwartete, daß es so kommen werde, und als es wirklich so kam, war man doch nicht gehörig gefaßt, d. h. man konnte sich eines gewissen Eindruckes nicht erwehren,

jedes vernommene Gerücht hinterließ Stacheln, und wenn man sie auch ausriß, d. h. sich einredete, man glaube sie nicht, so blieb doch immer Etwas stecken. Das ist eben das Verfluchte an solchen Gerüchten und das Schlechte an unserer Natur, daß sie meist Etwas zurücklassen, wie widersinnig sie sein mögen, wie der Teufel, wenn er auch verschwindet, immer Etwas hinterlassen soll, einen verfluchten Gestank nämlich. Doch ging das diesmal so übel nicht und zwar darum: Einmal traf Michel Mädi mit verweinten Augen an und in einer Stimmung, daß es ihn kaum mit dem Rücken ansehen mochte, kein Wort konnte er aus ihm herausbringen. Mädi hatte vernommen, Michel habe Eine im Haus, von welcher er bereits ein ganzes Regiment uneheliche Kinder habe, von der werde es Etwas schmöcken. Das sagte der Vater dem Michel. Darauf packte Michel auch aus, was er vernommen, unter welchem das Aussetzen von Kindern, das Liefern in's Findelhaus nach Mailand von wenigstens sieben an der Zahl bei Weitem nicht das Aergste war. Das fuhr Mädi schrecklich in's Gemüth, aber kurirte es, d. h. so weit, daß es sagte, es hätte nicht geglaubt, daß die Leute so teufelsüchtig lügen könnten; wenn sie es ihm so machten, so werde es wohl sein, daß auch nicht Alles wahr sei, was sie über Michel sagten, vielleicht sei Alles erlogen; das werde sich dann bald zeigen. Man wurde räthig, Jede oder Jeden, welche ein solches Gerücht auspacken wollten, mit dem Stock vom Hause weg zu jagen: das half gegen das Gesindel. Dann kamen Verwandte angestiegen, Götti und Gotte, wimmerten und thaten kläglich, man sollte doch recht noch besser sehen und sich wohl besinnen, ehe man den Fuß recht im Lätsch hätte. Sie wüßten wohl, sie kämen mit solchem Rathe nicht wohl an, aber hintendrein habe schon Mancher eingesehen, wer es wohl

mit ihm gemeint und wer nicht. Die weiblichen Rathsherren gebrauchten gewöhnlich sogar das Schnupftuch, schnüpften erst brav, wischten sich dann die Augen mit Macht. Gegen diese mit dem Stocke zu agiren, schickte sich nicht wohl; man suchte sie zu verbrauchen so gut man konnte, und wehrte sich gegen böse Eindrücke nach Vermögen. So schlug man sich glücklich durch bis zum Hochzeitstage. Am Abend vorher ward von den Freunden Michels tapfer geschossen: man kannte Michels offene Hand. Aber in's fröhliche Schießen klangen von ferne her die wüsten Töne aus großen Kuhhörnern zu Spott und Hohn. Man will behaupten, diese wüsten Musikanten seien besonders von weiblichen Mächten bestellt, instruirt und dirigirt worden.

Trotz allem dem richtete Michel eine stattliche Hochzeit aus. Mit mehr als zwanzig Wagen fuhr er zur Trauung, und wie manche Pistole knallte, wissen wir nicht. Ein Wunder war's, daß nicht großes Unglück geschah; die jungen, ungewohnten Pferde wurden scheu, zerschlugen die Gabeln, Räder fuhren ineinander, Pistolen sprangen, und doch wurde Niemand beschädigt, daß es der Rede werth war. Das nahm man für eine gute Vorbedeutung, und mit Recht, denn gut ging es. Michel wurde nie reuig, und seine Frau noch viel weniger: es gab ein sehr glückliches Ehepaar. Michel gab aber auch einen Mann ab, als die Frau ihn nach und nach von den Kinderschuhen entwöhnte; es blieb ihm nur das einfache, treuherzige Wesen, welches jedem Manne wohl anstände, wenn er es hätte. Aber nie getraute sich seine Frau, ihm das Geheimniß vom Kuttlebädli zu enthüllen. Sie dachte, es trage nichts ab; besser begehre sie es nicht, aber es zu verbösern, begehre sie auch nicht. — Anni hatte große Freude, als es wieder wirkliche Kindermutter werden konnte, und hätte sich dieses Amt um kein Geld der Welt abkaufen lassen.

Daß ein Kind nach dem andern kam, machte ihm aber Angst: wenn schon viel Sachen da seien, so gebe es zuletzt doch gar zu kleine Häufchen, und wer dann Bauer sein wolle auf dem Knubel! jammerte es. Das letzte der Kinder erlebte es nicht, und alle erhielten trotz Anni's Angst ihren schönen Theil, denn bei Allem war Gottes Segen, und auf dem Knubel wird ein Bauer bleiben, so lange Gottes Segen droben bleibt, so lange fromme Eltern sorgen und hausen, daß sie den Segen hinterlassen können, der den Kindern Häuser baut.

Die Schlachtfelder.

Am Himmel war ein schöner Tag, viel Staub war auf Erden, Menschenmassen wirbelten den Staub auf, störten seine Ruhe, er aber setzte sich in die Augen, trübte den Himmel. Große Massen blieben auf großem Felde stehen, und Einige aus ihnen traten vor und thaten lange Reden von Denen, welche auf diesem Felde moderten, und dann redeten sie noch länger von Denen, die auf diesem Felde standen, und manchmal wußte man nicht recht, wie sie von den Einen auf die Andern kamen, und was die Einen gethan und was die Andern thun sollten. Die aber, welche nicht redeten, wurden ungeduldig und durstig, an's Trinken und den Schatten unter den langen Zelten dachten sie mehr, als an die Helden da unten; die langen Reden hatten ihnen das Andenken an sie vertrieben. Endlich lief die letzte Rede aus, die Menge aber dem Schatten und dem Essen zu, wo schon Viele vorangegangen waren zum großen Aerger der Nachkommenden. Als man saß, aß und trank, da kam nach und nach die Behaglichkeit, und aus der Behaglichkeit wickelte sich allmälig die Begeisterung und schwoll gewaltig an unter Essen und Trinken, machte die Reden wieder flüssig, und Trinksprüche donnerten aus allen Ecken, wie Kanonendonner in der Schlacht, und hintendrein schollen die herzbrechenden Töne der Menge, so gleichsam Generalsalven der Massen. Jetzt senkte sich

eine erhabene Stimmung über das Volk, Jeder fühlte sich ein Held, und der Muth trat zu den Augen aus, kuraschirt in's Feld hinaus, wo kein Feind war, wenn aber einer dagewesen wäre, so hätte man erfahren, was aus Muth und Feind geworden wäre.

Aber je herrlicher es ging, desto wehlicher ward mir um's Herz. Thränen drangen mir herauf aus der Seele tiefunterstem Grunde, und die Toaste und das Getöse schnitten mir schmerzlich durch die Nerven, und vor meinen Augen flimmerten seltsame Gebilde. Es war mir, als stünden draußen vor den Zelten die Helden, welche die Schlacht geschlagen, und schauten mit wunderlichen Augen über die Enkel hin, die so muthig thaten, so hoch sich vermaßen, und aus den funkelnden Geisteraugen drangen unnennbare Schauer auf mich ein. Sie jagten mich durch den Zauberkreis der Helden, den ich blindlings durchbrach, der mit unaussprechlichem und doch leisem Geprassel sich mir öffnete, und hinter mir drein prasselten neue Toaste und jagten meine wehmüthige Seele, verfolgenden Schatten oder gespenstigen Jagdhunden gleich, durch Busch und Feld, durch Stadt und Massen, bis ich ein einsames Plätzchen fand, wohin kein streifend Pärchen mich verfolgte, keine Töne zu hören waren, als das Säuseln des Windes in des Kastanienbaumes schwerem Laube. Mauern umfaßten den stillen Ort, wo ich auf kleinem Hügel in kühlem Schatten saß; es war auch ein Schlachtfeld, ein Schlachtfeld, das Tausende von Kämpfern verschlungen hatte und noch Tausende verschlingen wird — es war ein Kirchhof. Hier ruhen nicht blos die Opfer einer blutigen Stunde, von menschlichen Waffen durch ebenbürtigen Feind besiegt, hier ruhen, reihenweise aufeinander, Geschlecht um Geschlecht seit Jahrhunderten; hier ruhen die Kämpfer mit dem Leben durch den Tod besiegt. Wie tapfer und wie feig

Einer gefochten, der Tod streckte ihn nieder zur beliebigen Stunde. Es war heilige, geweihte Erde, auf welcher ich saß. Zu manchem Gebilde muß die Erde dienen, muß den Leib spenden dem scheußlichen Wurm und der lieblichen Blume, muß die Materie geben zum hölzernen Klotze und zum Leibe des vernünftigen Menschen, dem Ebenbilde Gottes. Die Erde aber, welche dem Menschen gedient zur sichtbaren Hülle, ist geheiliget, geweiht vor jeder andern Erde, soll nicht mehr erniedrigt werden zu gemeinem Dienste, darf höchstens noch Blumen kleiden, als die sichtbaren Zeugen, daß verklärt der Erde entsteigen werde, was dunkel und unscheinbar in sie versenket ward. Darum, wenn Gott den Geist der Menschen wieder zu sich rufet, wird die Hülle aus Erde hierher gebracht, als wie in heiligen Raum, und durch Mauern gesondert von der Erde, die gemeinen Gebilden nur dienet. Es ist selten ein Mensch, den nicht ein eigenes Gefühl anwandelt, wenn er in diese Mauern schreitet, der nicht mit einer Art heiliger Scheu seinen Fuß auf die Asche setzet, die einst im Gebilde des Menschen so hoch gewürdigt worden, so herrlich sich dargestellet hatte. Wie mancher Kämpfer hatte wohl seine sterbliche Hülle geben müssen, damit der kleine Hügel sich bilde, auf dem, tief sinnend, ich saß! Ach, es ist so wenig, was vom Sterblichen bleibt: eine Hand voll Asche, sagt der Dichter. Und die Hand braucht nicht einmal groß zu sein, welche sie fasset. Bleibt aber nichts, als die Hand voll Asche? hinterlassen Tausende der Kämpfer nichts, als einen kleinen Hügel, den mit zwei Schritten ein Mensch übersteigt? So sann ich, und vor mir thürmte neben dem kleinen Hügel ein mächtiger Berg sich auf und schwindelnd saß ich oben auf dessen Spitze, und dieser Berg war mein, war vielen Andern noch, und ich hatte bis dahin von diesem Berge nichts gewußt, und wie mir geht es tausend und aber

tausend gedankenlosen Sterblichen. Ich sah, daß nicht nur jedes Geschlecht Großes hinterlassen, sondern auch jeder Kämpfer, der Feige wie der Tapfere, etwas Gutes oder etwas Böses, etwas Erkämpftes oder etwas Versäumtes, etwas Erfundenes oder etwas Zerstörtes, Thaten in der Welt, Eindrücke in den Seelen; aus dieser Hinterlassenschaft wuchs der Berg empor. Und je mehr ich diesen Berg in's Auge faßte, desto ungeheurer ward er, sein Fuß deckte die Erde, seine Spitze strebte zur Sonne, und Jeder, der da lebte, hatte seinen Theil daran, es war das Erbgut des lebenden Geschlechts, und Jeder, der da gestorben war, auch wenn sein Name mit ihm zu Grabe gesenket war, hatte zum Berge, dem Erbgute der Lebendigen, seinen Theil beigefüget, so gewiß sein Leib zu Staube geworden, um ein Häufchen den Staub der Erde vermehrt hatte.

Was wir haben in Haus und Herz, was wir sind vor Gott und Menschen, was wir brauchen in Feld und Holz, in Küche und Keller, es ist das Meiste und Beste von frühern Geschlechtern her, es sind ihre Erfahrungen und Erfindungen, ihre Erwerbungen und ihre Entdeckungen, die uns zu gute kommen, auf die wir abstellen, um zu Höherem und Besserem zu gelangen. So hat jeder Lebende Theil an der ungeheuren Erbschaft, und wer nicht krank ist an tollem Uebermuth, danket denen da unten für die Mühen, deren Früchte wir ernten in so reicher Fülle. Wie ich dieses dankbar dachte in demüthigem Gemüthe, und wie wir nichts wären ohne Die, welche uns vorangegangen, gedachte ich Derer, die zunächst vor mir gewesen, und als ob diese alsobald aus den Gräbern erstünden, war es mir.

Vor mein geistiges Auge trat mir die holdselige Mutter, die meine innere Welt mir gebaut; ihr Sehnen und Ahnen, ihr Träumen und Trachten mir zum Erbe gemacht hatte,

aus deren freundlichen Blicken, welche sie versenket hatte in mein Herz, lebendigen Sonnenstrahlen gleich, die schönsten Freuden, die reinsten Stunden mir entsprossen waren. Und neben sie trat der feste Vater, der mir den Ernst vererbt, der mit dem Heiligen nicht spielt, keine leichte Achsel hat für irgend eine Pflicht, die Demuth, die nie scheinen will, was man nicht ist, immer mehr thut, als Einem zugetraut wird, die Treue, die nie nach Dingen trachtet, welche über Vermögen sind, dem Uebernommenen aber obliegt mit der ganzen Innigkeit der Seele, mit der Kraft, welche nicht im Lohn der Welt ihre Nahrung hat, sondern im Bewußtsein des Kindes Gottes, der seine Liebe, sein Thun auch nicht misset nach der Menschen Dank und Lohn. So hatten sie unschätzbare Schätze mir hinterlassen und dazu noch Manches, um deswillen die Menschen reich mich nannten. Ich war 'ein dankbares Kind gewesen, die kleinste Schuld, welche sie hinterlassen, hatte ich getilget, die geringste Verpflichtung gelöset, hatte ihnen bei vielen Armen ein dankbares Andenken zu stiften versucht, mit schönen Tafeln ihre Gräber gezieret, und so oft mein Mund Gelegenheit hatte, legte ich Zeugniß ab, daß ich den Eltern Alles zu verdanken hätte, denn wenn ich selbst auch Vieles errungen, wer war es, der die Kraft dazu mir gepflegt, zur Ausübung mir den Sinn gegeben?

Doch war es mir, als seien ihre Züge überschattet von einem düstern Wölkchen, als läge eine Bitte in ihrem verklärten Auge. Ich mühte mich um deren Verständniß, aber lange ging es mir nicht auf. Ich hatte Alles ausgerichtet, was sie mir anbefohlen, alle Schulden getilget, welche sie hinterlassen. Alle? Hatte ich nicht eine doppelte Erbschaft angetreten, Schulden waren bei der einen, keine bei der andern? Hatte ich nicht eine geistige Schuld ererbet, die zu tilgen war, hatten die Eltern nicht auch in Schwachheit aus-

gesäet, was zu jäten war? So dachte ich, und auf der Seligen Angesicht ging es wie eine Sonne auf, und eine Liebe strahlte zu mir hin, wie ich sie nie empfunden. Da erkannte ich, daß ich ihre Bitte verstanden, und Schwächen tauchten auf, die ich von Vater und Mutter ererbet, die ich um ihretwillen fast lieb gehabt, die ich ihrer Sühnung opfern mußte. Und wie ich einmal das Verständniß hatte, sah ich noch außer mir des Mehreren, welches sie hinterlassen, das zu tilgen, das zu sühnen war. Genoß ich das Gute, so hatte ich zu tilgen ihre Schulden mit dem Gut, das ich in Besitz genommen, nicht leiblich blos, geistig auch. Es war mir, als weihe dieser Gedanke mich ein zum heiligen Priester, der zu opfern hätte zur Sühnung der Todten, aber nicht todtes Geld, nicht unschuldige Thiere, sondern ein Streben in heißer Liebe, das Unkraut zu tilgen, welches im großen Weltenacker die Gestorbenen hinterlassen. Und ist dieser Glaube etwa neu? Haben nicht unsere katholischen Brüder auch den Glauben, daß die Ueberlebenden sühnen müßten die Vorangegangenen, und versuchen mit Messen die schuldigen Seelen zu lösen aus ihrer Pein? An die Kraft der Messen glauben wir nicht und mit Recht, mit Geld löset man Seelen nicht, tilget geistige Schulden nicht, aber sollte ein Ausreißen des Unkrautes, eine abgehauene Hand, die Aergerniß gab, ein Streben im Geiste und in der Wahrheit, das Böse zum Guten zu wenden, keine Sühnung sein, kein heilig eigenthümlich Priesterthum?

Wie sich dieses mir klar und heiß stellte vor das innere Auge, so drängten um Vater und Mutter sich Tausende von Geistern, Schaaren walleten daher wie aus dem Boden herauf, das letztvergangene Geschlecht voran, und in tiefem Hintergrunde reihten sich frühere Geschlechter auf, und sie nickten Alle mir freudig zu, umflossen mich. Es deuteten

mir die Nächsten auf die Sünden des vergangenen Geschlechts, auf Unkraut, welches mir zur Hand lag, auf Thorheiten, welche in meiner Seele waren, auf Richtungen, welche vom Uebel waren. Und Väter kamen und gaben mir Botschaften an ihre Söhne, und Mütter sagten mir, wessen ihre Töchter gedenken sollten auf ihren Gräbern, was sie zu thun hätten zur Sühnung ihrer Seelen. Und Manches trugen sie mir auf, an das ich nie gedacht, und Manches, daß das Herz mir bebte in der Brust. Und wenn sie mich gebeten hatten, so sagten sie: wenn ihr Lebendigen uns sühnet, die ihr Priester der Todten seid, dann vermögen wir eurer in Liebe zu gedenken in des Vaters Reich.

Diese Worte waren mir erst wie eine dunkle Kohle, aber vom Hauche des Geistes angewehet, erglimmte sie, bis die Kohle zum strahlenden Sterne ward.

„Gedenke mein, wenn du in deines Vaters Reich kommst," hatte der Schächer gebeten; „heute sollst du in meinem Reich sein," hatte der Herr ihm geantwortet.

Gedenken wohl die, welche im Herrn sterben, wenn sie in des Vaters Reich kommen, Derer, welche hier im Leben mit ihnen gelitten und gestritten, und ihre Rechtfertigung versuchen, nach Vermögen?

Da war es, als ob dieser klar gewordene Gedanke neue Freude gösse über die vergangenen Geschlechter, und von ihnen her erglänzte mir die Antwort: „Gedenket unserer in euerm Schalten und Walten, euer Leben sei unsere Sühnung, dann wollen wir eurer gedenken beim Vater mit Bitten und Flehen, euer Lohn soll Gnade und Segen sein, unsere Seligkeit soll euere Heiligung sein." Und diese Antwort ward in meiner Hand zum Schlüssel, mit diesem Schlüssel öffnete ich den Himmel, und ich sah, wie vom Throne des Unsichtbaren Gnaden und Segen in vollen Strömen flossen auf die

Bitten der Seligen über die, welche in wahrer Treue der Hinterlassenen Asche bauten.

Diesen Schlüssel wollte ich legen in andere Hände, damit sie auch schauten in diese Herrlichkeit zur Zerknirschung, aus welcher die Belehrung wächst. Aber der klare Himmel ward ihnen zu trübem Nebel, der Schlüssel ein zuckender Blitz im Sonnenlicht, ein zweischneidend Schwert, das durch die Seele fährt. Das waren Die, welche das ererbte Böse bauten, zerstörten das ererbte Gut, welche das Erbtheil täglich kleinerten, die Schuld muthwillig mehrten, Unkraut pflegten und säeten, mit frevler Hand Hohn streuten dem vergangenen Geschlechte, Gift mischten für das kommende, den Himmel verachteten, die Erde verhunzten; das waren die Kinder, welche die Eltern verachteten, die Söhne, welche sich vor Götzen wälzten, die Töchter, welche sich selbst anbeteten. Diesen Allen ward der Schlüssel in ihren Händen zur Schlange, aus der Schlange aber wollten sie einen Grabstein machen und ihn decken auf meine Träume, wollten die Schlange zur Geisel machen, wollten mit ihr die treuen Söhne und Töchter jagen in ihre Gräber. Aber sie vermochten es nicht. Das Bewußtsein, daß wir Nichts wären ohne die Gestorbenen, nichts als nackte Wilde in düstern Sümpfen und Wildnissen, unsere Seele selbst Sumpf und Wildniß, wollte nicht erlöschen, in unsern Seelen flammte die Treue immer höher auf, und in den Herzen brannte die Liebe immer heller, und Treue und Liebe trachteten zu tilgen unsere Verpflichtung durch Sühnung der Gestorbenen. Sünde ward uns der tolle Uebermuth des gegenwärtigen Geschlechtes, und von den Lebendigen schlang sich ein Band durch den offenen Himmel um die Seligen, und das Grab war keine Kluft mehr, der Tod war eine Thüre, und wie die Lebendigen für die Todten opferten im Geiste und in

der Wahrheit zur Sühnung des gepflanzten Bösen, des versäumten Guten: so gedachten die Todten der Lebendigen beim Vater in wahren Treuen, in geläuterter Liebe, baten um den Geist der Kraft für ihre Kinder. Wenn in enger Hütte ein armes Mütterchen im Sterben liegt, und ein Kind nach dem andern kommt, es hat Bescheid erhalten, das gute Mütterchen wolle fort und möchte noch Abschied nehmen für diese Welt, so bringt das eine einen Lebkuchen mit, ein weißes Brötchen das andere, das dritte einen Wecken, das vierte eine Halbe guten Wein. Vom besten hatte es gefordert für eine Sterbende; daß der Wirth ihm dennoch halb Gurzeler hineingelassen, weil er weder Lebenden noch Sterbenden ein gutes Tröpflein gönnte, das wußte es nicht.

So kommen sie Alle mit etwas Gutem, und weinen und möchten dem Mütterchen noch ein Zeichen der Liebe thun, und Jedes bittet: „ach, Mütti, nimm doch von Meinem, vom Brötchen, es ist so weiß; vom Wecken, er ist so lind; vom Lebkuchen, er ist so mürbe; vom Wein, er ist so gut"; und das Fünfte, bei welchem die Mutter wohnet, stehet auch dabei mit trübem Trank in der Hand und will mit blechernem Löffel die trockenen Lippen netzen. Aber das Mütti will von Allem nichts mehr, es schüttelt das matte Haupt; schon ist ihm der Tod zum Herzen gestiegen, nur in den Augen ist noch Leben, da leuchtet die Liebe gar innig noch und warm, und von Einem zum Andern sehen die Augen, bis auch sie der Tod erreichet, mit seinem Dunkel sie überschattet, mit seiner Hand sie bricht. Dann bricht bei den fünf armen Kindern der innigste Jammer aus: eins lehnt oben ans Hauptkissen sich, das andere birgt an der Fußstätte sein weinend Auge; die andern lehnen sich an Tisch und Schrank, die morschen Pfosten wanken. Laut ertönen die Klagen, sie hätten jetzt kein Mütti mehr, hätten Nichts ihm noch thun können,

kein Brösmeli hätte es genommen von ihren Liebesgaben, und ferner könnten sie nichts mehr für ihns thun und thätens doch so gerne, das g'mühe sie so sehr. Kein Mütti hätten sie mehr, das an sie sinne, an sie denke, das drücke das Herz ihnen ab. Aber, habt ihr denn vergessen, ihr lieben Kinder, daß die Mutter gegangen ist in des Vaters Reich, daß die arme Mutter jetzt eine reiche Mutter geworden ist in des Vaters Herrlichkeit, daß sie dort euerer Liebe gedenken wird, die ihr ihr in der letzten Stunde erwiesen, beim Geber alles Guten, daß sie eure Heilige sein wird? Sie hat auf Erden euch keinen irdischen Schatz hinterlassen; aber rund sind die Batzen, sie kommen und schwinden, man weiß nicht wie, und wo Gottes Segen nicht ist, da klebet der Fluch daran und verderbet Leib und Seele in die Hölle. Sie aber hat ihr Leben an den Schatz im Himmel gesetzet, ist zur Heiligen ihrer Kinder geworden, speiset und tränket ihre Seelen zum ewigen Leben, zieht mit Macht und Kraft sie nach oben.

Lachet nicht, lieben Leute! Ehedem gaben große Städte großes Geld für einen einzigen Heiligen, lebten glücklich im Glauben an seine Macht und Kraft, seinen Schutz und seine Fürbitte. Den Glauben an solche Heilige und ihre Macht haben wir von uns gethan und mit Recht. Aber wer will den Glauben uns wehren, daß fromme Eltern ihrer Kinder gedenken können beim Vater, Schutzengel und Fürbitter ihnen sein können, sobald die Kinder ihre Priester auf Erden werden und zu sühnen trachten die hinterlassene Schuld? Darum, liebe arme Kinder, weinet wohl, aber tröstet euch, wenn eure Mutter schon nicht mehr gegessen hat von Wecken oder Brötchen, ihr könnet ihr doch noch wohlthun im Himmel, sie hat sicher Etwas zur Sühnung euch hinterlassen, in euch oder außer euch. Denket nach, sühnet es, dann freut sie sich und gedenket eurer beim Vater. Und wäre es nicht herrlich,

wenn auf diese Weise jede Hütte zum Heiligthum würde, in welchem man opfert alles hinterlassene Böse zur Sühnung der Geister, jeder Sterbende zum Heiligen, der der Seinen gedenket in des Vaters Reich.

Ein König liegt im Sterben in königlichem Palaste, seine Hand hält das Zepter nicht mehr, entfallen ist seinem Haupte die Krone; zu den Füßen seines Sohnes sind Zepter und Krone gerollt. „Der König ist todt!" heult das Hofgesindel, und mit dem andern Athemzuge jauchzet das gleiche Gesindel: „es lebe der König!" und fällt vor dessen Füße. Vor dem jungen Könige flammt die Herrlichkeit der Welt auf; sein ist das Reich. Aber wer gedenket seiner in des Vaters Reich, und was hat jetzt die Seele des alten Königs von der vergangenen Herrlichkeit, wenn diese nun zum Unkraute wird und das Unkraut schlingt sich wuchernd um Sohn und Volk, und keine Hand reißt es aus, kein treues Herz bringt Sühnopfer? Auch der junge König wird sterben, seine Herrlichkeit verwelken, Zepter und Krone ihm entrollen, was wartet dann sein, wenn das Hofgesindel wieder jauchzet: „Der König ist todt!" und hat Niemand sein gedacht in des Vaters Reich und Niemand wird an sein Sühnen denken auf Erden? Wäre es nicht seine größte Herrlichkeit, wenn sein Vater oben, wo Könige nicht mehr als Bettler sind, ihm eine Stätte bereitete, und wenn der Sohn auch dem Vater Sühnopfer brächte in weisem christlichen Sinne?

Wäre es nicht herrlich, wenn Paläste und Hütten heilige Stätten würden und die aus ihnen scheidenden Könige und Bettler zu Heiligen sich verklärten, die Zurückbleibenden aber das heilige, königliche Priesterthum verwalteten? Und ist's nicht traurig, daß Könige und Bettler gewöhnlich an solche Dinge am wenigsten denken, daß so oft der Hudel und der Höchste schon auf Erden auf gleicher Stufe stehen, in

gleichem Kothe sich wälzen, nur mit verschiedenem Anstande, daß Beide ihr Erbrecht an's gleiche Linsengericht tauschen, nur mit dem Unterschiede, daß der Eine es länger kocht und anders und mit andern Löffeln es ißt als der Andere.

So stiegen Gedanken und Bilder vor meinem innern Auge auf und nieder, und ganz hatte ich vergessen, daß ich an ein großes Fest gekommen, und ich kam mir vor wie ein Priester, der allein in geheimnißvoller Einsamkeit zu seinem heiligen Werke sich rüstet; da rief mich plötzlich kühl und kalt eine Stimme wach, eine Stimme aus der Wüste. Aber die Wüste lag nicht außer mir, sie lag in mir, und die Stimme war mein Verstand, der meine Seele wach rufen wollte aus diesen Träumen, mir sagen wollte, diese Träume seien nichts anders, als alter Aberglaube, und führten nirgends anders hin, als in längst abgestreifte Irrthümer. Die Lebendigen sollten sorgen für die Lebendigen, höchstens für Die, welche nach ihnen in's Leben kämen; die Todten sollten wir todt sein lassen, ein Mehreres sei vom Bösen. Aber meine Seele ließ sich nicht erschrecken, lehnte gegen den Verstand sich auf mit manch bedeutendem Grunde. Das eben sei ein Unglück, sagte sie, daß der Verstand der Verständigen keinen Unterschied zu machen wisse zwischen frommem Glauben und Aberglauben, zwischen süßem Ahnen und steifen Lehrsätzen, zwischen heiligem Thun und hohlen Ceremonien. Sie fragte: ob es für Kinder wohl etwas Innigeres geben könne als den Glauben, daß sie den Eltern noch nach ihrem Tode vergelten, Liebs und Guts ihnen erweisen könnten; als der Glaube, daß die Eltern ihrer in Liebe gedächten an des Vaters Throne, wie der Herr des armen Schächers gedachte, als er in sein Reich kam? Sie fragte: ob so gefaßt der Glaube, daß die Lebendigen die Priester der Todten wären, die Todten aber die Heiligen der Lebendigen, Eintrag thäte dem wahren Christen=

thume, ob es nicht vielmehr eine Blume sei, entsprossen dem innersten Wesen des Christenthums, umweht mit seinem süßesten Dufte? So stritt meine Seele, und behauptete noch, es stünde um manchen Menschen besser, ja es stünde um's ganze gegenwärtige Geschlecht besser, wenn dasselbe der Todten mehr gedächte, seiner Schulden, seiner Verpflichtungen gegen dieselbigen.

Und wenn wir ein Geschlecht erzögen, ein übermüthiges, ein zerstörungssüchtiges, aber ohne schaffende Kraft, ein hohles, aufgeblasenes: so geschähe es blos deswegen, weil es von uns gelernt, die Vergangenheit verachten und ihre Schätze, ihre Hinterlassenschaft genießen, als thäte es einen Gottslohn, weil wir ihm predigen mit Wort und That: die Vergangenheit sei ein Unglück, die Gegenwart ein Elend, die Zukunft die goldene Zeit und es das auserwählte Geschlecht im himmlischen Jerusalem.

Meine Seele behauptete, kein Reformirter sei weniger reformirt, wenn er eine Sühnung der Todten versuche, ein frommes Gedenken glaube: unsere Kirche wäre um Nichts weniger reformirt, wenn sie der Kämpfer gedenken würde, die auf den nimmersatten Schlachtfeldern ruhen, Geschlecht um Geschlecht vom Tode besiegt; wenn sie die Kirchhöfe ehren würde, wo die durch den Menschen geweihte Erde, abgesondert von der gemeinen Erde, dem gemeinen irdischen Dienste entzogen sei, höchstens Blumen kleiden solle, als Andenken der Heiligen im Himmel, als Pfänder und Zeugnisse, daß sie unserer gedächten droben in dem Maaße, als wir sie sühnten hienieden.

Dagegen erhob sich gewaltig mein Verstand, aber Staubwolken wirbelten auf und kamen ihm in den Hals, eine Janitscharen-Musik donnerte ihn nieder; Massen stürmten daher,

Hüte flogen, Fahnen flatterten, Lieder knatterten, neugierige Augen entdeckten mich, fuhren auf mich zu wie Hunde auf den Hasen, den sie lange gesucht und endlich im Versatz gefunden. Ich mußte auf; Menschen, Staub und Töne umwogten, umhüllten mich, wickelten mich ein, daß alles Denken unterging, und in Töne, Staub und Menschen versank der Rest des Tages mir, wie die Vergangenheit dem gegenwärtigen Geschlechte — bewußtlos.

Aber bewußtlos schwand mir nicht, was ich auf den Gräbern geträumet, und damit es auch Andern in's Bewußtsein komme, habe ich, was ich geträumet, in Worte gefaßt.

Etwas vom Sumiswalder Schießet.

Im Allgemeinen ist ein Schießet *) wie das andere: da knallt es wacker, da trinkt es wacker; da schießen die Einen gut, die Andern schlecht; da schneit es hoffärtige Mädchen wie Sand am Meer, hübsch die Einen, so la la die Andern; da regnet es Reden kurze und lange, gerathene und ungerathene, daß man nicht weiß, wo trappen vor Mädchen und Reden.

Die Schweizerschießeten haben aber vor den Volksfesten in andern Ländern den Vorzug der Ordnung ohne Polizei, der Ehrenfestigkeit und des natürlichen Anstandes, da wird ohne Polizei hundert Mal weniger gestohlen, als wenn an königlichen Hoffesten in Frankreich und anderswo die vornehmste Welt abgefüttert wird. Da soll's so weit sein, daß man Diebe und Herzöge und Grafen gar nicht mehr von einander unterscheiden kann. Dieser natürliche Anstand, der an solchen Festen bis in die sogenannten untern Klassen geht, ist eben ein Beweis, daß das Gefühl für Anstand und sittliche Ordnung gerade so tief geht, als das Gefühl für Freiheit.

So sah man auch in Sumiswald weder Streit noch Spektakel, wohl beim guten Wein und guter Kameradschaft gar

*) Schützenfeste der Schweizer.

manches Räuschchen. Gar zu lustig war es anzusehen, wie bald dieser, bald jener mit seinen Beinen in Verlegenheit kam, das eine Bein hüst wollte, das andere hott, das eine Bein vorwärts wollte, das andere verstellte, oder beide rundum wollten und spielte doch kein Geiger. Aber Jeder suchte sein Räuschchen zu verbergen oder zu bewältigen, Keiner plagte den Andern damit, suchte es verglimmen zu lassen in aller Stille, ließ es nicht auflodern zu Lärm und Streit. Von solchen bekannten Dingen soll also nicht die Rede sein, sondern von zwei andern, die man nicht allenthalben findet.

Da war vorerst eine sogenannte Sendmaschine, mit welcher die Entfernung der Schüsse vom Zweck gemessen wird, wie man sie noch nirgends sah, so exakt und rasch. Sie glich vollkommen einer Uhr, und maß die Rundung der Kugellöcher so scharf und genau, daß kaum ein runder Zweckschuß sich gefunden haben wird, daß wahrscheinlich nicht zwei Schüsse ganz gleich werden gefunden worden sein, was sonst so häufig der Fall war. Alle halbe Tage konnte man in Zahlen ausgedrückt die Güte der den halben Tag vorher geschossenen Nummern an einer großen Tafel lesen, welche im großen Speisesaal, in den es nicht regnete, aufgehängt war. Das war eine Oeffentlichkeit, welche Allen wohl gefiel, denn sie war Bürge, daß nicht unter dem Hütli gespielt werden sollte.

Der Verfertiger der Maschine ist der bekannte Herr Leuenberger in Sumiswald, der bekanntlich mehr kann als Brot essen.

Zweitens war ein Engländer da. Engländer sind bekanntlich keine Raritäten in der Schweiz, eben so wenig als Störche auf dem großen Moos; dieser Engländer war aber gar nicht wie ein Engländer, sondern er glich vollkommen einem manierlichen Menschen, und zwar von den Bessern

Einer, und seine Stellung zum Feste war wirklich eine ganz eigenthümliche.

Er war kein reisender Londoner Schneidermeister, sondern ein wirklicher Lord und hieß Vernon. Er war als Schütze da, und weil er in Wallis die ersten Preise gewonnen, so meinte er in Sumiswald auch dazu zu kommen, aber es gelang ihm nicht. Er war ein recht braver Schütze, aber der beste doch nicht; was ihm an Kunst abging, wollte er mit Geld ersetzen, aber das Bernbiet ist nicht das Walliserland. Als er einige Schüsse in den Stichscheiben verbengelt hatte, wollte er neue Stichkarten kaufen, aber er kriegte sie so wenig als Andere; englisches Geld war nicht besser als Schweizergeld. Er nahm den Abschlag nicht übel, fügte sich jeglicher Ordnung, gar nicht wie sonst die Engländer thun, die immer was Apartes haben wollen. Er wollte nun mit viel Schießen aus mehreren Stutzern die meisten Nummern in der Kehrscheibe erzwingen, um eine Stockuhr, ein Werk des genannten Hrn. Leuenberger, sich zu gewinnen, aber Andere hatten auch Geld und schossen dazu besser als er. Den berühmten Benzinger konnte er beseitigen; derselbe schoß den letzten Tag nicht mehr, aber vor ihm stand noch der bekannte Schütze von Aarwangen, Egger. Als der Engländer mit Geld und Schießen diesen nicht abwenden konnte, versuchte er, ob etwa Galanterie dessen schwache Seite sei, und ließ ihm sagen, er möchte die Uhr so gerne für seine Frau erschießen, um sie ihr als Andenken aus der Schweiz heim zu bringen. Aber der Schweizer Schütze war auch auf dieser Seite beschlagen und ließ antworten: Es thue ihm leid, aber auch er hätte eine Frau und gerade für die möchte er die Uhr. Er solle ihm verzeihen.

Und warum sollte ein Schweizer für seine Frau nicht thun, was ein Engländer für die seinige? Hinter dieser

Antwort barg sich aber der Nationalstolz, der an einem Nationalfeste in der Nationalwaffe keinem Fremden den Vorrang abtreten wollte. Und das war recht so.

Sein Schießen war beim Engländer aber nicht die Hauptsache, und nicht das, was ihn gleichsam zur Hauptfigur des Festes machte, sondern auf diese Höhe erhob ihn sein bescheidenes, freundliches Wesen, seine prunklose Freigebigkeit.

Er stand in seinem Schießstand, als fürchte er Jemanden den Platz zu verschlagen, und bewegte sich mit aller Bescheidenheit und Vorsicht durch die Menge. Des Mittags nahm er vorlieb am Schützentisch, machte jedoch immer Toilette und vertauschte Schießjacke und Kappe mit Hut und Oberrock. Er märtete und schund nicht wie die gewöhnlichen Engländer, sondern gab großartige Trinkgelder, besonders den Ladern, mit welchen er zufrieden war. Großer Liebhaber von Hunden, fütterte er die schönsten derselben oft aus den Körben der Weckenweiber. Natürlich schaute die anwesende Jugend glustig zu und mancher Bube dachte, so möchte er auch Hund sein, und der Engländer merkte es und hatte Erbarmen mit solchen Bubengedanken und stillte ihre Gelüsten. So leerte er einmal den Korb eines kleinen Mädchens, in welchem es nur noch für einige Batzen Sachen hatte, und warf ihm ein Fünffrankenstück in den Korb. Das Mädchen glaubte natürlich herausgeben zu müssen, hatte aber nicht so viel Münze, lief dem Wechseln nach, und als es wieder kam, war kein Engländer mehr da.

Nun kriegte das Mädchen heiße Seelenangst von wegen dem Gelde, welches es nicht abgeben konnte, suchte fast weinend den Engländer, bis es ihn endlich fand und das Geld ihm darhielt. Der begriff lange nicht, was das Mädchen wollte, denn er hatte das Ding längst vergessen. Als ihm

endlich Einer des Mädchens Begehr dolmetschte, hatte er Freude dran und sagte: „B'halt, b'halt!"

Das Mädchen wird den Engländer nicht vergessen, ihm ist er unvergeßlich. So macht das rechte Unvergeßlichwerden sich leicht und ung'sinnet, wie die Quelle fließt sonder Mühe und Anstrengung, und Mancher ist nach Jahrhunderten nicht vergessen, der nicht daran dachte, als der Tod ihn nahm, während so Mancher an Berühmtheit und Unvergeßlichkeit baggelte (stümpelte) sein Leben lang, und mit dem ferndrigen (vorjährigen) Gras dem Andenken der Menschen entschwindet.

Solche Züge werden aber schnell bekannt und wecken alsobald die Spekulation. Nun wollte jede alte Frau, die einen Korb und ein Paar Wecken darein auftreiben konnte, mit dem Engländer um Wecken handeln.

Man hatte große Mühe, diese Spekulation ihm vom Leibe zu halten; belästigen wollte man ihn nicht lassen, denn dazu war der Engländer zu lieb und zu wenig Bettelsinn im Bernbiet. Ein altes Weib wollte für's Teufelsgewalt zum Engländer, und als man es ihm nicht gestatten wollte, rief es zornig: „Ich will ja Nichts von euch, zum Engländer will ich!"

Der Engländer hatte große Freude am Gesang, sang selbst sehr schön, und hatte die Woche durch oft Theil am Gesang genommen. In freundlicher Anerkennung seiner freundlichen ungesuchten Liebenswürdigkeit wurde ihm am letzten Abend ein Vivat gebracht mit schönem Gesang begleitet. Er vergalt denselben mit sprudelndem Champagner und hatte seine herzliche Freude an unsern Nationalliedern, nahm Theil daran so viel er konnte, und trieb später Melodien zusammen, so viel zu haben waren. Die Melodie, welche ihm am besten gefiel, konnte er lange nicht kriegen, denn sie ist sehr rar. Es war ein herrlicher Choral. Nach spätern

Berichten soll er denselben am Tauffeste des englischen Prinzen an der königlichen Tafel gesungen, tiefgefühltes Entzücken erregt, den stürmischsten Beifall erlangt haben. Die Königin soll selbst eingestimmt, der König von Preußen den Takt geschlagen und die Baronin Lehtzen den Befehl erhalten haben, denselben ungesäumt einzustudiren und ihn alle Morgen und alle Abende dem königlichen Prinzen vorzutragen.

Die der Melodie unterlegten Worte heißen nach der ursprünglichen Lesart:

Hau d'r Katz d'r Schwanz ab!
Hau er e doch nit ganz ab.
La'h er e no es Stümpli sta'h.
Daß sie cha a d' Kilbi ga'h.

Einiges aus dem

eidgenössischen Lustlager zu Sursee.

Wie im Frühjahr die Hanfstengel keimen, wo es eine Bäunde (Hanfpflanzung) geben will, die Haferhalme sprossen auf den werdenden Haferfeldern und die Grasstengel allzumal in den hoffnungsreichen Wiesen, so keimen um Ostern herum die Schnäuze in den schweizerischen Städten und Dörfern, wenn es ein Lustlager geben soll nach der Erntezeit.

Aus mancherlei Gestalten hervor puppt sich der Officier heraus und stellt sich kühn und schön neben manche andere Gestalt, in der auch heimlich ein Officier steckt, aber demüthig verborgen, weil er nicht in's Lager kann, nicht einmal in eine Garnison.

Es regt sich auch ein gewaltig geistiges Leben. Die Bataillonsschule wird neu überlesen, möglichst eingeprägt, und sogar in der schweizerischen Militärzeitung geblättert. Die Quartiermeister üben sich in den Gesellschaftsrechnungen und der Partie aliquote, vergessen aber dabei gern die Landkarten und sparen durch diese Vergeßlichkeit den müden Soldaten manchen unnützen Schritt nicht. Die Bataillonschefs suchen oder senden nach den eidgenössischen Reglementen, vergessen dabei aber hie und da über den grandiosen Dingen die kleinen, den Unterschied zwischen einem Wirbel und einem Appell z. B. Die Aerzte sitzen zusammen und berathen ge-

lehrt, was besser sei für's Bauchweh: ob ein Glas Schnaps oder Kamillenthee?

Die Officiers vom Stabe untersuchen ihre Handschuhe, lassen die noch brauchbaren schön gelb waschen und schaffen sich ein oder zwei Paar neue an, nach Nothdurft. Die Obersten sinnen über tiefsinnige Lagerreglemente und können lange nicht mit sich einig werden, mit welchem Finger die schläfrig werdende Schildwache am wirksamsten die Augen ausreibe, um den Schlaf sich zu vertreiben. Die Soldaten klopfen die Schaben aus den Kleidern und suchen ein Hämpfeli Geld zu ersparen zu einigen Extra-Schoppen.

Aber in allen diesen Leuten wohnt denn doch trotz dieser Kleinigkeiten ein tiefer militärischer Sinn, eine Kraft des Aushaltens, ein Muth in Gefahren, die bei der geringsten Gelegenheit, sobald nur von ferne aus dem Spaß Ernst zu werden scheint, hervorsprudelt. Darum freuen sich auch die Meisten auf ein Lager, weil ein solches dem Ernste viel ähnlicher sieht, als eine Garnison, und ohne vieles Murren bringt Mancher schwere Opfer dafür, und auch hier sind es die Aermsten, welche die größten bringen. Darum thut es so Noth, daß die Zeit auf das Sorgfältigste angewendet werde, daß ein Jeder als tüchtigerer Krieger heimkehre, eines bestimmten Fortschrittes sich bewußt. Und wenn es nur ein Fortschritt wäre an eidgenössischem Sinn, der aber nicht dadurch erzielt wird, wenn anmaßliche Obere, denen man das Böckelen von ferne anriecht, ihren Kanton auf Kosten Anderer herausstreichen.

Das Lager in Sursee brachte vielen Nutzen, viele Freude; es wurde gut geleitet, und wäre man mit den Wirthen so wohl zufrieden gewesen, wie mit dem Heerführer, so wären die Leute des Rühmens nicht satt geworden.

Daß Ordnung und Gehorsam im Lager gefordert wurde,

darüber klagte Niemand als ein Zeitungsschreiber, wahrscheinlich einer, der einen Schnauz trägt, aber aus Gänsefedern. Unsinnigeres und eine größere Unkunde, sowohl über den gegenwärtigen Zustand, als über die Natur des Militärwesens überhaupt Verrathenderes, kann es wohl nichts geben, als wenn so ein zeitungschreibendes Federvieh über zu strenge Disciplin im schweizerischen Dienste klagt. Das ist nichts als schmähliche Aufhetzerei, als ein Theil des fluchwürdigen Nagens an allen Banden, welche die Ordnung in der Gesellschaft aufrecht erhalten, das fluchwürdige Nagen einer fluchwürdigen Race. Daß Obere sehr wohl verstanden, Unkunde im Dienst von wissentlichen Uebertretungen zu unterscheiden, und der nationalen Naivetät, mit welcher der Schweizer sich über Formen hinaussetzt, Rechnung zu tragen wußten, beweist Folgendes: Ein hoher Officier kam Abends spät in einer stürmischen Regennacht mit seinem Begleiter seinem Zelte zu. Verwundert sah er Licht in demselben und keine Schildwache davor. Als sie in's Zelt hineinsahen, sahen sie die Schildwache gemüthlich im Trocknen am Feldtische sitzen. Ihr Gewehr hatte sie auf des Obersten Bett gelegt, mit seinen Zündhölzchen seine Lampe angezündet, das Pfeifchen gestopft, vielleicht noch mit seinem Tabak, und schmauchte da wohlbehaglich, in einem von des Obersten Büchern blätternd. Was in Oesterreich mit Spießruthen, in Preußen mit den Latten gerügt worden wäre, das lief im schweizerischen Lager schweizerisch ab; denn es war eine nationale Naivetät. Der Oberst schickte seinen Begleiter hinein, den Mann zu fragen, was er da mache? He! er hätte gedacht, es trage nichts ab, da außen im Regen vor einem leeren Zelte Schildwache zu stehen, er werde numme naß, und im Zelt hätte er guten Schermen (Obdach) und sei Niemere (Niemanden) am Weg. Der Soldat wurde manierlich auf seinen Posten gewiesen, und damit hatte es,

wie auch recht war, sein Verbleiben. Es ist aber manchmal schwer, diese Naivetät von absichtlichem Witze zu unterscheiden. Als zwei Soldaten hingingen zu einem Oberst, der sich vielfältig über die angebliche bernerische Unreinlichkeit ärgerte, und ihn fragten: wo der Abtritt sei, sie hätten gedacht, sie wollten ihn fragen, er werde das am besten wissen: war das Witz oder Naivetät?

Die Tage der großen Manövers waren reich an manchen lustigen Situationen, und es ist Schade, daß keine Feder der Nachwelt überliefert hat, wie mancher Hauptmann und wie mancher Lieutenant in den Gefechten ihren Kopf verloren, ihn jedoch später wieder gefunden. Und wie die Leute hitzig wurden im Pulverdampf und tapfer, und tapfer geblieben wären auch im Ernste, bewies unter Anderm ein Ploton (Zug) Tessiner, das, von Uebermacht umringt, weder weichen noch sich gefangen geben wollte, so daß die sich bereits kreuzenden Bajonette mit Mühe in friedliche Entfernung gebracht werden konnten. Einer der schönsten Tage war der, welcher auf militärischer Promenade uns auf das Schlachtfeld von Sempach führte.

Zu Sempach war unstreitig eine der herrlichsten Schweizerschlachten; den Glanz ihrer Herrlichkeit erhält sie aber nicht nur durch den Heldenmuth der Sieger, sondern auch durch den Heldenmuth der Besiegten. Allerdings besticht schon der Anblick des Häufleins der Dreizehnhundert, die da, schlecht gerüstet, in bescheidener Demuth auf dem Hügel stehen, den Feind betrachtend, in frommem Glauben das Mangelnde in Gottes Hülfe suchen, und dann fest und muthig den eisernen Mauern entgegen sich stürzen, den Betrachter, wenn er sie vergleicht mit dem prunkenden Stolze der übermüthigen Ritter. Die Treue des sterbenden Gundoldingens, die strahlende Heldenthat des immer lebenden Winkelrieds blenden das Auge und im ersten Augenblicke sieht es in ihrem strahlenden Glanze

nichts Anderes. Aber dann soll doch wieder auftauchen die Ritterlichkeit der Edlen, die dem zu Fuß fechtenden Feind zu Fuß begegnen wollen, die Treue der Edlen an ihrem Fürsten, die Treue der Bürger an ihren Fahnen, und vor Allem die Treue des hohen Fürsten an den Seinigen. Wo sie für ihn standen und fielen, da wollte auch er stehen und fallen; seine Fahne, die sie bis zu ihrem Tode hoch gehalten, hielt er hoch mit eigener Hand bis zum eigenen Fall. Den Tod im Auge von gemeiner Hirten Hand, hielt er doch den Tod mit den Seinen für fürstlicher als seine Lebensrettung. Wahrlich, uns Schweizern ziemt, diesen Leopold einen hohen Helden zu heißen und die Augen aller Fahnenträger, aller Obersten und Führer auf diesen Fürsten zu richten, der in blutiger Hand hoch seine Fahne hielt bis er fiel. Und wie flieht von diesem Schlachtfelde hochherrlicher Treue weg der böse feige Graf, als ob er der böse Geist selber wäre, der fliehen muß in seiner Bosheit und Feigheit, wo Hochherzigkeit und Heldenmuth aufflammen wie Sonnen, die durch Jahrhunderte leuchten und nie untergehen sollen.

Solche Schlachtfelder sollen allerdings die Eidgenossen besuchen, und besonders wenn sie im Waffenkleide stehen, und da sollen ihnen die Gedanken aufgehen, was ihnen wohl zieme, um würdige Enkel so hochherrlicher Väter zu sein. Und warm soll es im Herzen werden und brennen soll es in den Augen der Enkel, wenn sie bedenken, daß der Tag der Prüfung vielleicht nahe, und ihre Enkel nach 500 Jahren auf ihren eigenen Schlachtfeldern stehen, und auf welchen wohl?

Das Weilen auf solchen Schlachtfeldern soll eine Weihe sein, eine Weihe zu Heldenmuth und Heldentod. Der Geist der Andacht und der Heiligung soll seine leisen, feierlichen Schwingen ausbreiten über die Gräber der eidgenössischen Väter, an denen die eidgenössischen Enkel stehen, und aus den Gräbern soll steigen der Sinn der eidgenössischen Väter und soll sich

Wohnung machen in den Herzen der Enkel, und soll dort anzünden die Begeisterung, die den Tod nicht fürchtet, weil nur der Tod das ewige Leben giebt.

Aber um solche Augenblicke über eidgenössische Schaaren herbeizuführen, muß man nicht blos Reglemente und Waffen, den Schritt und Tritt der Soldaten kennen, sondern die Herzen und die Feinde, welche keine Weihe über die Herzen wollen kommen lassen.

Soll der Schweizer andächtig werden, so muß es ihm behaglich sein; man darf ihn nicht mit bepacktem Habersack in eine Predigt führen. Es muß das Besuchen solcher Schlachtfelder nicht so im Vorbeigehen geschehen nach beschwerlichem Tagemarsch im Sonnenbrand. Dann um's Himmelswillen nur nicht lange Reden zu hungerigen, durstigen und müden Soldaten in Reihe und Glied, und nach den langen Reden ein ungeduldiges Heimdrängen, damit der Zapfenstreich nicht versäumt werde. Wo kann da die Erhebung sein für den körperlich matten, im Geiste so schwerfälligen Soldaten? Nach einigem Marsch an schönen kühlen Morgen lese den Ruhenden im Grase eine gewaltige, klingende Stimme die Schlacht vor. Fühlt Einer sich berufen und der Rede so mächtig, daß er weiß, er schüttet an Müllers (des Geschichtschreibers) Worte keine dünne Brühe, so spreche er ein oder zwei Dutzend Worte, dann überlasse er den Soldaten sich und seinen Officieren. Wenn sie der Erbauung fähig sind, so müssen sie sich nun selbst erbauen — Gruppe um Gruppe, mit freundlicher Rede oder schönem Gesang. Und wo Einem das Herz gar gewaltig schlägt, der lasse der Rede freie Bahn oder er gehe seitwärts und schlage unter dunklem Baume seinen Altar auf, und bringe dem Vaterland seine stillen Gelübde. So lasse man walten mit Zeit und Freiheit den Genius, der über jedem schweizerischen Schlachtfelde schwebt und die Enkel mahnt, den Vätern gleich zu sein in Treue und Todesverach-

tung. Man kann sich wirklich nichts Erhebenderes denken, als Tausende von jungen Schweizern, ruhend auf den alten Gräbern mit feierlichem Gemüthe und so manches junge Herz im Glauben schwellend: es würde in des Vaterlandes Noth ein Winkelried sein an Heldenmuth, es würde in Noth und Tod die Fahne nicht lassen, sie vertheidigen mit blutiger Hand bis zum Tode, wie der fürstliche Leopold, sie bergen im Tode wie Thut, der Zofinger Schultheiß. Aber man kann sich das Schlachtfeld nicht denken, ohne irgend eine störende Figur auf hohem Rosse, die, wenn sie auch nicht feige flieht, doch alle Zeichen des Unwohlseins von sich giebt und am Ende ausruft: „Luegit mir au die dolderschießige B..... Kaibe, au nit e änzige Unterofficier hät Handschuh ah! Was soll me do au mit sellige Säue mache?“ Ach Gott! wie mancher Eidgenosse hatte zu Sempach Handschuhe an und noch dazu mit Ocker gefärbt, schön gelb!

Und wie manchem Sauniggel käme es wohl, wenn er nur gelbe Handschuhe anzuziehen brauchte, um ferner keine Sau mehr zu sein.

Ja man kann weit gekommen sein mit dem Leibe, meinethalben bis über's Meer nach Algier hinein, und doch noch nirgends hingekommen sein mit eidgenössischem Sinn. Bald nach dem Besuch auf dem Schlachtfelde ward trübe der Himmel, und weichte die Schweizer ein auf die Haut, und sauber ward Mancher, der es lange nicht gewesen war. Und nach männlichem Aushalten machte man endlich, einige Tage vor der bestimmten Zeit, der Gewalt des Himmels Platz — und das bringt Soldaten keine Unehre. Und man zog heim mit etwas weniger im Geldsäckel und etwas mehr in der Brust, nämlich mit dem Gefühl einer Kraft im Schweizer, die immer mit Ehren fechten wird, und nie das Vaterland ehrlos wird untergehen lassen.

Die angenehme Ueberraschung.

Ach! ach, ach! so seufzte es in eines Bierstüblis dunkelster Ecke, und gruchsete dazu wie ein Roß, das Bauchweh hat. Aber es war kein Roß, eher ein Kameel, und doch keins; es war ein Mensch mit einem verhunzten Gesicht und noch verhunzteren Kleidern, aber die Haare hätte er gerne auf einer Seite gehabt, nach der neuesten Mode, und Stegreife hatte er unter den Beinen durch, wie die meisten Schreiber haben, von wegen sie sind gar bequem die gespannten Hosen unter den Schreibtischen. Eine muntere Frau lismete am Fenster, drehte sich um und fragte: „Was Schinders hast, Vetter, bist bläht, willst ein Gläschen Reckholderwasser?"

„Ach! ach, ach!" antwortete der Vetter. Da stand die Frau auf und sagte theilnehmend: „Bist krank, Fritz?" „Nein, noch nicht," antwortete Fritz, „aber ich wollte, ich wäre todt, und wenn ich wüßte, daß z'hänke nicht weh thäte und bald vorbei wär, ich hänkte mich heute noch." „Ha, ha," lachte die Base und sagte: „du und hänke, wann hat man je vernommen, daß sich ein Schreiber gehängt hat?" „Lachet nur, Base," antwortete Fritz, „aber wenn ich das Herz hätte, ich thäte es auf meine Arme, Theure. Kein Geld, keinen Kredit, arbeiten mag ich nicht, das Stehlen geräth mir nicht; bschyße habe ich schon probirt, aber man glaubt mir nicht; heirathen habe ich auch wollen, aber es will mich Keine, was soll ich anfangen? G'fresse muß ich doch haben, und ohne Saufen kann ich's nicht machen!"

„Fritz, du bist e Möff," sagte die Base. „Solche Leute,

wie du, kommen heutzutage am besten durch die Welt, aber du bist noch zu dumm. Sieh' nur den kleinen Eierli an, der hätte sich schon hundert Mal gehängt, wenn er gleich den Muth verloren; lern' von dem, wie man ungehängt und ungeköpft durch die Welt kommen kann, der kann dir's sagen." „Wenn ich nur wüßte, wo ihn antreffen," sagte Fritz, „vielleicht wüßte der mir einen Ausweg, eine gute Heirath oder einen schönen Posten, oder einen Lumpenhandel, in dem ich helfen könnte; das Maul hätte ich zu Allem und am Willen sollte es nicht fehlen." „Ordinäri trifft man ihn beim Klösterli an," sagte die Base, „wenn er nicht in Thun auf der Säge ist, wo er allerlei zu schneiden hat." Da erhob sich Fritz, strich die Haare abseits an's rechte Ort, steuerte nach dem Eierli, traf ihn richtig beim Klösterli und trug ihm seine Seufzer vor. Da seufzte aber auch Eierli und sagte: „Es ist heutzutage Nichts mehr zu machen; wo einer Sau nur ein Bratwurstzöpfli zum F... ausgugget, hängen schon zehn Mäuler dran. Posten kann ich dir keinen versprechen, es ist der Kehr an den Seeländern und Bisthümlern, und wenn auch das nicht wäre, so sind deren Fötzel (Lumpen) z'Hunderte, denen man helfen muß. Für Landjäger scheinen deine Beine nicht gut genug und d' Haltung fehlt. Für die Abwarte in Leisten und Bureaux ist gesorgt auf Kind und Kindeskinder, die zieht man jetzt selbst nach, wie die Bauern den Kleesamen. Mit Heirathen ist es vielleicht Etwas zu machen, aber für ein reiches Meitschi bist du zu wenig hübsch und deine Beine sind zu dünn und deine Kleider zu schlecht. Mit einer Wittwe könnte es eher gerathen, die nehmen es nicht mehr so genau, wenn es nur Einer ist. Wie hättest du's lieber, Eine mit Geld, oder Eine mit Haus und Hof?" Fritz zog das Geld vor. Da sagte ihm der Eierli, er solle in drei Tagen wieder kommen, vielleicht führe er ihn dann zu Einer. Aber zuerst müsse er ihm einen

Neuenthaler legen, und wenn es gerathe, den Tag vor der Hochzeit noch drei andere.

Fritz hätte gerne die Handgelder bis nach der Heirath verspart, aber Eierli hatte nach der Hochzeit schon manchmal Schläge gekriegt statt Geld, er setzte daher die Termine anders. Fritz ging mit seiner Verlegenheit zu seiner Bäsi in's Bierstübli von wegen dem Geld und dem Aufzug, in dem er erscheinen sollte; die gute Bäsi hatte ein gutes Herz und half in Beidem.

Am bestimmten Tage hatte Fritz nach Möglichkeit sich aufgedonnert, gebürstet, das Haar mit Ochsenfett gesalbet, die Löcher verstochen, und eine berühmte Grämplerin hatte ihm eine schwarze Cravatte geliehen, die akkurat wie neu war, so daß er ein martialisches Aussehen kriegte, besonders wenn er sein ungewohntes Haar zurückschlänggete aus den Augen, wie alte Hengste auch thun, wenn ihr Stirnhaar sie inkommodirt. Eierli begleitete ihn und redete viel. Fritzen aber klopfte das Herz.

Eierli ging voran, klopfte an und ein Stübchen that sich auf, wo auf einem Ruhebett eine Wittwe saß. Das Ruhebett war mit Lischen (Schilfgras) gefüllt und etwas hart. Die Wittwe auf demselben war desto saftiger anzuschauen und hatte im Gesichte so eine angenehme Röthe, daß man nicht recht wußte, war sie eine Kellermagd gewesen oder war sie noch eine. Sie that verschämt, Fritz angreiflich. Eierli aber redete von der Stimmung der Herzen, dem Segen der Ehe, und wie Beide zu einander paßten, wie der Fuß zum Schuh. Sie that schmäderfräßig und sagte, wenn man es öppe machen könne, so sei man am baasten alleine, da mache Niemand einem höhn, und man wüßte, was man hätte. Fritz aber sagte, das hätte er auch geglaubt, aber je mehr sein Geschäft wachse und je größer sein Verdienst sei, um so lieber möchte er ihn mit Jemanden theilen, ihn so allein zu brauchen, verleide ihm, und wenn

er an einem Sonntag auf Almedingen fahre oder über Buchsee in's Sand so alleine, so müßte er immer denken, wenn er nur eine Frau bei sich hätte, und dazu schlenggete er seine Haare hinterwärts, dem berühmtesten Schreiber z'Trotz, und streckte seine Beine so lang er konnte, damit man seine Stegreife sehe. Gerade jetzt komme er von Aarberg her, wo er ein vortrefflich Geschäft gemacht, aber durstig sei er, wenn nur Jemand Wein holen thäte. Wenn es ihm ein Gefallen sei, meinte endlich die Wittwe, so könne ihre Magd gehen. Fritz schlenggete den einzigen Fünfunddreißiger, den die Bäsi ihm gegeben, auf den Tisch, wie wenn dort, wo der gewesen, noch 100 wären.

Die Wittwe aber sagte, um den wäre es schade, wenn er es erlaube, so möchte sie ihn wechseln; sie liebe das Silber. So nahm sie ihn, schloß das Bureau auf und Fritz ward es fast g'schmuecht (ohnmächtig), als er dort wenigstens ein halbes Dutzend volle Säcke stehen sah, wie man sie aus abgehenden Fürtüchern (Schürzen) zu machen pflegt und Geld hineinthut, ein halbes Dutzend Strichlisäckli, die noch mehr Liebhaber zu finden pflegen, als Strichlifürtech. Eierli zwitzerte mit den Augen, und als die Wittwe zufällig mit dem Ellbogen an die Säcklein stieß, so gaben diese einen Klang von sich, einen Klang, der Fritzen durch die Seele drang und durch die Beine fuhr, daß er sie nicht mehr stille halten konnte unterm Tische. Von da an ward seine Zärtlichkeit feurig und ungestüm, und die Wittwe that nicht uwatlich (spröde), und der Eierli hatte nichts mehr zu thun, als Glas um Glas sich zu Gemüthe zu führen. Sobald Fritzens Gluth abzunehmen schien, öffnete die Wittwe das Bureau und gab den Säcklein einen Mupf, dann schlug Fritzens Liebesgluth wieder bolzgrad auf, und kurzum, ehe der Abend zur Nacht wurde, war die Hochzeit richtig.

Fritz ging wie auf Stelzen, und sein Geist hatte einen

Schwung, der ihn weit, weit über eine Weibelstelle, der ihn bis an des Thrones Stufen führte. Dabei kam ihm wohl, daß die gute Bäsi ein gutes Herz behielt, denn noch manchmal mußte er dasselbe ansprechen für den Eierli, für Kleider, für Gemüthsstärkungen sowohl für sich, als für seine etwas roth angelaufene Braut. Sie freute sich ob ihres Vetters Aussichten, hatte sich aber doch ausbedungen, daß derselbe den Tag nach der Hochzeit ihr die Vorschüsse erstatten solle. Fritz hatte es versprochen und wollte es auch halten.

Fritz war wie selig, ein einziger Kummer plagte ihn, wie er nämlich zum Schlüssel des braunen Bureau gelangen würde, ob mit Liebe, oder mit List, oder mit Gewalt. Sein Glück am Hochzeittage ist nicht zu beschreiben, mit Mäßen ist es nicht zu messen, mit Centnern nicht zu wiegen, und seine Braut war so zärtlich, mit Klaftern mäße man es nicht aus, mit keiner Beißzange könnte man es fassen.

Aus zärtlichen Träumen weckte den jungen Ehemann die junge Morgensonne, als hold und etwas roth angelaufen die Geliebte neben ihm noch schnarchte. Golden schien die Sonne auf's dunkle Bureau, durch den Umhang drang es wie ein Blitz in Fritzens Seele. Z'sämmefüßlige springt der aus dem Bette und doch leise, nimmt nicht einmal Zeit, sich die Haare aus dem Gesichte zu schlenggen, macht sich über die Säcke der schnarchenden Geliebten her und sucht den verhängnißvollen Schlüssel. Er findet ihn, er stürzt zum Bureau, er schließt auf und vor ihm stehen unangetastet, bolzgrade, vollgestopft die lieben, lieben Säcklein, aus Strichlizeug gemacht.

Fritz sieht sie an mit liebebrünstigen Augen, zählt sie ein Mal, zählt sie zwei Mal und immer sind es ihrer sechse. An einen klopft er mit leisem Finger, o wie klingt das so herrlich, wie klingt das so schön! Er lüpft an einem mit Macht bis das mürbe Säcklein kracht! Da löst er mit leisem Fin-

ger das umgeschlungene Band, ein altes Strumpfband war's der Geliebten, doch an die denkt er nicht, und mit zitternder Hand greift er leise in's offene Säcklein, greift nach einem Stück und bringt es an die Sonne. Da schlenggete er wild die Haare zurück, da wischt er die Augen mit Hand und Hemd, da greift er noch ein Mal in's offene Säcklein mit voller Hand, und was hat er drinnen? Da greift er rasch mit beiden Händen nach des Säckleins beiden Zipfeln und stürzt es um und um. Mit schrecklichem Geprassel fährt sein Inhalt raus und rollt dahin, aber nicht Fünfunddreißiger sind's, nicht Neuthaler, nicht Dublonen, nicht einmal Züriböcke oder Luzerner Fünfbätzler, sondern Zahlpfennige sind's, Zahlpfennige, lauter Zahlpfennige.

Vor denen steht Fritz wie ein Stein und weiß noch immer nicht, soll er's glauben oder nicht, und hinter ihm erwacht die Geliebte vom schrecklichen Geprassel und weiß auch nicht, was es ist. Und wie und wann sie zu sich selbst gekommen, das kann man beim kleinen Eierli vernehmen.

Wie man kaput werden kann.

1.

Ein Geizhals war schwer erkrankt, lag einsam für sich alleine, und wie er sich um Niemand bekümmert hatte, so bekümmerte sich auch Niemand viel um ihn. Als der Arzt ihn eines Tages besuchte, fragte ihn der Geizhals auf sein Gewissen um seinen Zustand, ob Rettung möglich sei oder keine, und ob es noch lange gehen könne? So gefragt, rückte der Arzt offen mit der Sprache heraus und sagte ihm: daß menschlichem Ansehen nach für ihn durchaus keine Rettung sei, daß er höchst wahrscheinlich morgen um diese Zeit eine Leiche sein werde. Dieses Urtheil erschreckte den Kranken durchaus nicht; gelassen sah er den Arzt von hinnen ziehen. Sobald derselbe hinaus war, kroch er mühselig aus dem Bette, kroch zu seinem Schreibtisch, nahm ein Päcklein aus demselben, welches aus Kassenscheinen, im Werth von hunderttausend Thalern bestand, legte dasselbe sachte auf's glimmende Kaminfeuer, setzte sich in den dabei stehenden Armstuhl und sah mit dem innigsten Behagen zu, wie es zu glimmen begann, die Funken hin und herschossen, die Flamme aufloderte und wieder zusammensank, die einzelnen Scheine sich krümmten, schwarz wurden, in Asche zerfielen oder das Kamin aufflogen, und sein Behagen stieg von Schein zu Schein, bis das Häufchen verglommen war. Dann kroch er wieder zu Bette und legte sich zum Sterben hin; jetzt hatte er sein letztes Werk vollbracht, sein Zeitliches bestellt, sein Testament gemacht, und weil er keinem Menschen etwas

gönnte, so hatte er die Flammen zu seinem Haupterben gemacht. So lag er im Bette, ward bewußtlos, und als ihm, er wußte nicht wie, seine Augen aufgingen, meinte er, jetzt werde er endlich sehen, wie es im Himmel sei. Aber der Himmel sah akkurat aus, wie sein altes Zimmer, und als er den genau ansah, den er anfänglich für unsern Herrgott genommen, da war es der wohlbekannte Arzt. Der hatte mit Staunen ihn betrachtet, ihm den Puls gefühlt und sagte endlich: „Herr, was bei Menschen nicht möglich war, das hat wieder Gott gethan; ein wunderthätiger Schlaf hat sich eingestellt, ihr seid gerettet.“ Es war das wohlthätige Gefühl, sein Werk vollbracht, alle Menschen betrogen zu haben, auch seine nächsten Verwandten, was eine wohlthätige Krisis herbeigeführt, ihn gerettet hatte. Aber was er für Augen machte, als der Arzt so sprach, wie er glotzte, wie er stierte! Der Arzt meinte, der Schlaf komme wieder und werde noch länger dauern, er entschuldigte sich daher, daß er ihn geweckt, er solle sich nur still halten, fortschlafen, er sei gerettet, und somit ging er hinaus mit bedenklichem Gesichte, erwägend, was es eigentlich heiße, wenn ein Arzt sage, der sei gerettet und der werde sterben, ob man das je könne, je dürfe, je solle?

Am andern Morgen polterte er etwas sorglos die finstere Treppe hinauf, sah gleich nach dem Bette hin, das war leer, sah im Zimmer herum, das war leer; am Fensterhaken hing Etwas, aber dort pflegten gewöhnlich die Kleider zu hängen. Doch als der Arzt den Schaden ansah, hing am Haken der Alte selbst; der hatte seine Genesung nicht überleben wollen; der hatte es nicht über's Herz bringen können, daß er Alle habe betrügen wollen, aber am Ende sich alleine betrogen. Sein Leben, das nur zu seinem eigenen Betruge gedient, das warf er dem Gelde nach, um welches

er Andere betrogen. Der sah den B'schiß bei Lebzeiten ein, gar Manchem werden aber erst an einem andern Orte die Augen aufgehen, zu sehen, wie gräßlich er sich selbst angeschmiert.

2.

Kürzlich erschienen zwei junge Aerzte in einer kleinen Stadt, welche wahrscheinlich in einer großen keine Anstellung erhalten hatten, und wollten dort Wunder thun, denn sie kündigten an, daß sie nicht nur fast jede Krankheit zu heilen im Stande wären, sondern auch Todte wieder zu erwecken vermöchten. Anfangs lachten die Leute in der kleinen Stadt, aber die Bestimmtheit, mit welcher die beiden Fremden von ihrer Kunst sprachen, machte die Leute bald bedenklich; als dieselben gar erklärten, sie wären bereit, nach drei Wochen, an dem und dem Tage, auf dem Gottesacker irgend einen Todten, den man bezeichne, wieder in das Leben zu rufen, und als sie, zu größerer Sicherheit, selbst darauf antrugen, man möchte sie drei Wochen über bewachen, damit sie nicht entweichen könnten, gerieth das Städtchen in eine seltsame Aufregung. Je näher der entscheidende Tag herankam, um so mehr wuchs erst geheim, dann öffentlich der Glaube, bis endlich die Vernünftigen nicht einmal mehr ihre Zweifel äußern durften. Am Tage vor dem großen Wunder auf dem Kirchhofe erhielten die beiden Freunde einen Brief von einem angesehenen Manne der Stadt, darin hieß es: „Ich hatte eine Frau, die ein Engel war, aber mit vielerlei Leiden und Gebrechen war sie behaftet; meine Liebe zu ihr war unbeschreiblich; aber eben um dieser Liebe willen gönne ich ihr die ewige Ruhe; es wäre schrecklich für sie, die jetzt so glücklich sein wird, wenn sie in ihre zerrüttete Hülle zurückkehren müßte. Ich zittere vor dem Gedanken, daß es

vielleicht gerade meine Frau sein könnte, welche Sie bei Ihrem Versuche auf dem Kirchhofe wieder in's Leben zurückbringen. Verschonen Sie um Gotteswillen die Selige mit Ihrer Kunst und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beiliegende 50 Louisd'or zustelle, als ob die Sache wirklich geschehen wäre." Dieser Brief war der erste, eine Menge ähnlichen Inhalts folgte ihm nach. Ein Neffe war schrecklich besorgt um seinen Onkel, den er beerbt hatte. Schrecklich sei es dem lieben Onkel sein Lebtag gewesen, schrieb er, wenn ihn Jemand geweckt hätte, was er erst jetzt empfinden müßte, wenn Jemand ihn aus dem Todesschlaf wecken würde. Er halte es in seiner Pflicht, ihn vor solcher Gewaltthat zu schützen: indessen erbiete er sich zu einer ansehnlichen Entschädigung. Untröstliche Wittwen erschienen persönlich mit inständigen Bitten, nichts gegen Gottes Willen, in den sie sich mit unglaublichen Anstrengungen zu schicken begönnen, zu thun, es könnte nicht gut kommen.

In der allergrößten Angst jedoch waren die beiden Aerzte des Städtchens; sie liefen umher wie brönnig Manne, sie fürchteten, ihre Patienten, welche sie unter die Erde gebracht, möchten wieder zum Vorschein kommen und ausschwatzen, was sie jenseits vernommen. Der Bürgermeister, der noch nicht lange im Amt war und manchen Vorgänger unterm Boden hatte, erhob sich endlich auf einen allgemeinen Standpunkt; er bedachte, daß unter so bewandten Umständen die Ruhe der Stadt durchaus nicht zu erhalten wäre, wenn die Todten wieder zum Vorschein kommen sollten. Er erließ daher ein halb officielles Schreiben an die beiden Wundermänner, in welchem er sie aufforderte, in der ihm von Gott anvertrauten Stadt von ihrer Kunst keinen Gebrauch zu machen, sondern sogleich abzureisen, und hier es beim Alten bewenden zu lassen. Dagegen erbot er sich, ihnen

viel Geld aus dem allgemeinen Seckel zu zahlen und ihnen ein Zeugniß auszustellen, daß sie wirklich im Stande seien, Todte aufzuerwecken. Die beiden Wundermänner antworteten: aus Gefälligkeit und weil er es wäre, wollten sie sich mit dem Anerbieten begnügen, nahmen Geld und Zeugniß und schoben sich. Es heißt, sie hätten ihren Weg nach der Schweiz genommen.

Druck der Philipp Reclam'schen Officin in Leipzig.